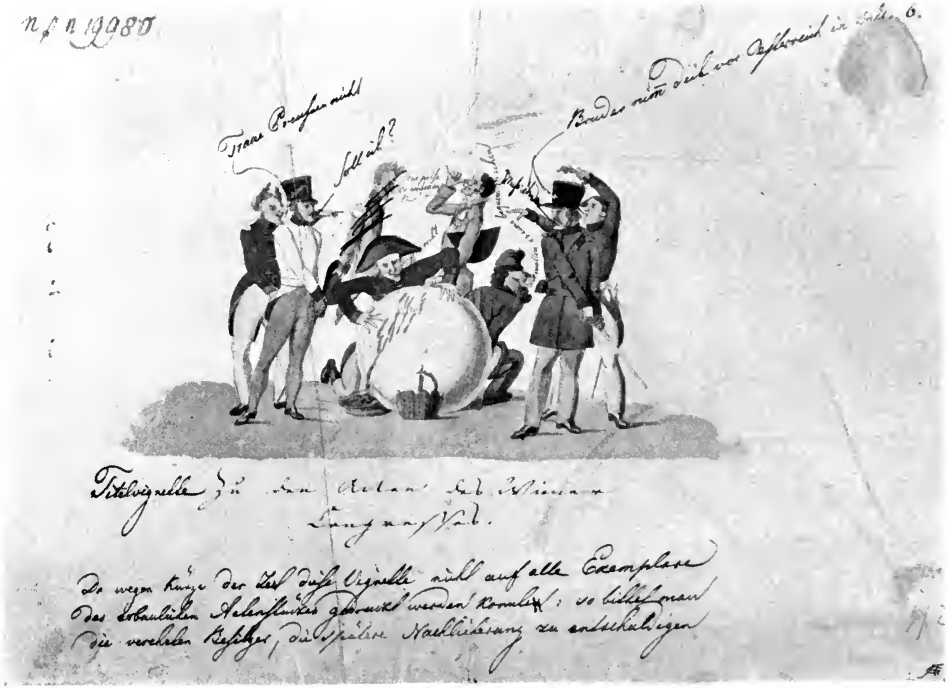
3 1761 04410 7241

Prof. Mecking

DENKWÜRDIGKEITEN AUS ALTÖSTERREICH I

GRAF DE LA GARDE / GEMÄLDE DES WIENER KONGRESSES



Karikatur auf den Wiener Kongreß
(Nach einem Originalaquarell der Stadt Wien).

La Garde-Chambonas, Auguste Louis Charles comte de

GRAF DE LA GARDE

GEMÄLDE DES WIENER KONGRESSES

1814—1815

ERINNERUNGEN
FESTE · SITTENSCHILDERUNGEN
ANEKDOTEN

MIT EINEM VORWORT
UND ZAHLREICHEN ANMERKUNGEN
NEU HERAUSGEGEBEN
VON

GUSTAV GUGITZ

MIT VIERUNDZWANZIG BILDERN,
ZUM TEIL NACH UNVERÖFFENTLICHTEN
ORIGINALEN

ZWEITER BAND

565255
2. 7. 53

1912

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

XX

Krankheit des Prinzen von Ligne. — Der Graf Witt. — Der Gesandte Golowkin. — Der Doktor Malfatti. — Fortschritte der Krankheit. — Die letzten Einfälle des Sterbenden. — Allgemeiner Schmerz. — Charakterbild des Prinzen von Ligne. — Sein Leichenbegängnis.

Eines der schmerzhaftesten Ereignisse meines Lebens, der Tod des Prinzen von Ligne, trübte die Freuden des Kongresses, der Eindruck dieses unerwarteten Ereignisses war so lebhaft und so schmerzlich, daß noch heute, nach einem Vierteljahrhundert, alle Einzelheiten davon meinem Gedächtnisse gegenwärtig sind.

Ich begab mich zu meinem vortrefflichen Freunde, um ihm meinen fast täglichen Besuch zu machen. Nicht weit von seiner Wohnung traf ich den Grafen Witt; er wünschte mich zu begleiten. Wir fanden den Prinzen im Bette und leidend, er hatte bei dem unglücklichen Stelldichein auf dem Walle sich eine Erkältung zugezogen und gestern abend auf dem Redoutenballe, wo ich ihn so getröstet gefunden hatte, die Unvorsichtigkeit begangen, ohne Mantel bei einer Kälte von sechs Graden hinauszugehen, um einige Damen zu ihrem Wagen zu geleiten. Noch kein bedenkliches Symptom hatte sich gezeigt, er hatte bloß etwas Fieber, und die Nacht war sehr unruhig gewesen.

Er empfing uns nichtsdestoweniger mit der liebreichen Anmut, welche ihn niemals verließ. Wir sprachen von dem Getümmel in Wien, von einigen Neuigkeiten

des Kongresses, und endlich von der Kriegskunst, dem Lieblingsgegenstand des alten Marschalles sowohl, wie des jungen russischen Generals. Er behandelte alle diese Gegenstände mit jenem fein scherzenden Tone, oder dem sinnreichen Ernste, den man an ihm gewohnt war. Der Graf Witt sagte endlich, als er Abschied nahm, zu ihm:

„Die Wiener Gesellschaft mein Prinz, wird sehr betrübt sein, zu erfahren, daß ihr schönster Schmuck bettlägerig ist."

— „Wenigstens," antwortete er lachend, „wird man auf mich nicht das schlechte Wortspiel des Marquis von Biévre[1]) anwenden, indem man ausruft: Quel fatalité. Geckenhaftigkeit war nie mein Fehler[2]).

„Meine Herren, die Müßiggänger von Wien werden eine neue Beschäftigung durch den Kommentar meiner Krankheit erhalten, aber ich werde ihre Muße nicht lange beschäftigen. Ich will mich wohl befinden, und sei es auch nur, um ihnen einen Streich zu spielen."

— „Und noch mehr," sagte der Graf Witt zu ihm und ergriff seine Hand, „um diejenigen glücklich zu machen, mein Prinz, welche Sie lieben und bewundern, und um im nächsten Frühjahr die Militärkolonien am Kaukasus zu besuchen, welche der Kaiser als Seitenstück zu den Ihrigen in Galizien[3]) errichten läßt, und von denen Rußland sich eine glückliche Zukunft verspricht. Ich muß heute morgen noch den Plan davon mit Alexander erörtern: und da niemand so sehr auf militärische

1) N. Biévre, französischer Militär (1747—1789), berühmt durch seine Kalauer, die unter dem Titel „Bievriana" gesammelt erschienen.

2) fat alité, bettlägriger Geck; fatalité, Mißgeschick.

3) Galizien war aber österreichisch.

Pünktlichkeit hält, als er, so bitte ich, mich zu entschuldigen, wenn ich Sie so bald schon verlasse."

Er drückte ihm die Hand und ging fort.

„Niemals kann ich den Grafen Witt sehen," sagte darauf der Prinz zu mir, „ohne mich in die schönsten Tage meines Lebens, in die Jahre zu versetzen, welche ich unter den Augen seiner bezaubernden Mutter[1]) verlebt habe: ja bezaubernd! Dieser Typus von Schönheit ist aus der Welt verschwunden, es waren die orientalischen Formen mit der Anmut des Okzidents. Man mußte sie sehen, diese Gräfin Witt, als sie am französischen Hofe erschien, welchen Eindruck sie da hervorbrachte, es war ein allgemeiner Enthusiasmus. Ich erinnere mich, daß, da sie bei jeder Gelegenheit ihre schönen Augen rühmen hörte, welche in der Tat die schönsten der Welt waren, sie sich einbildete, das Adjektivum sei vom Substantivum unzertrennlich." Eines Tages sagte die unvergleichliche Marie Antoinette zu ihr:

„Was ist Ihnen, Gräfin, Sie scheinen leidend?"

— „Madame," antwortete sie, „meine schönen Augen tun mir weh."

„Der Himmel weiß, wie oft dies Wort wieder erzählt, naiv und reizend gefunden, und auf die Huri angewendet wurde, welche es gesagt hatte! Das Leben dieser so schönen, so vollendeten, so guten Frau, mein Kind, welche Trembecki und Sie wetteifernd gefeiert haben, ist gleichfalls eines von den seltsamen Spielen des Geschickes und des Zufalles, den Friedrich der Große so richtig bezeichnet hat."

— „Ja, mein Prinz, während meines Aufenthaltes in Tulczim habe ich im allgemeinen von der Geschichte der schönen Fanariotin sprechen hören. Und ich ver-

1) Sophie Potocka (s. früher).

danke Ihrer Güte die Ergänzung zu den kostbaren Details über eine Existenz, welche ganz und gar das Interesse eines Romanes hat. Ich habe sie sorgfältig notiert und mir alles aufbewahrt, was ich Ihrer Güte verdanke."

„Diese Nachrichten sind von der strengsten Genauigkeit, denn sie hat sie mir selbst mitgeteilt."

„Man verkündet jeden Tag," fuhr er fort, „das Ende des Kongresses, es soll alles mit dem fünfzehnten dieses Monats beendet sein, ich glaube aber nicht daran: denn diese Mystifikation ist zu oft wiederholt worden. Aber wenigstens wollen wir hoffen, daß der Monat Mai den Abschluß dieser ernsthaften Debatten herbeiführen und uns unsere Freiheit geben wird. O wie glücklich bin ich dann, die Militärkolonien des Grafen Witt besuchen zu können. Aber ich weiß nicht, ob ich nicht lieber, bevor ich diesen weiten Ausflug unternehme, versucht sein werde, erst Beloeil[1]) zu besuchen, das ich so sehr geliebt habe, und das meine Wiege war. Ja, mein Kind, Sie sollen mit mir kommen: ich will Ihnen Beloeil zeigen, das der schönste Garten Europas wäre, wenn Versailles nicht existierte."

Ich bemerkte, daß ihn die Unterhaltung etwas anstrengte, nicht ohne ein unbestimmtes Gefühl von Unruhe und Traurigkeit verließ ich ihn.

Von diesen düsteren Gedanken bestürmt, wollte ich mich erkundigen, ob der Fortschritt des Übels, den ich am Morgen vorauszusehen geglaubt hatte, stattgefunden hatte oder nicht, und besuchte ihn deshalb noch vor dem Ende des Tages. An seinem Bette fand ich den Doktor Malfatti und den Grafen Golowkin, der durch seine erfolglose Gesandtschaft nach China bekannt ist.

1) Besitzung de Lignes in Belgien.

Der erste schalt den Prinzen wegen der Unvorsichtigkeiten in den beiden letzten Nächten aus, Unvorsichtigkeiten, welche die ernsthaftesten Folgen haben konnten. Seit dem Morgen schon hatte sich eine heftige Rose ausgebildet, und der Kranke war bedeutend schwächer. Golowkin, welcher nicht mehr Glauben als Molière an die Medizin und an die Ärzte hatte, suchte seine Unruhe zu verscheuchen.

„Die Fakultät mag es mir verzeihen," sagte der geistreiche Greis zu uns, „aber ich habe stets zu der Sekte der Ungläubigen gehört, versteht sich in der Medizin. Sie wissen, welche Mittel ich auf meiner fabelhaften Reise mit der großen Katharina in Taurien anwandte. Sie drängte mich, mich den gelehrten Aussprüchen des Hippokrates zu unterwerfen: ‚Ich habe, Madame,' antwortete ich, ‚eine eigentümliche Art, mich zu behandeln. Bin ich krank, so rufe ich meine beiden Freunde Ségur und Cobenzl, den einen laß ich laxieren und verordne dem anderen einen Aderlaß; und dann bin ich kuriert."

„Die Zeiten haben sich sehr geändert, mein Prinz," erwiderte ihm der Doktor etwas erzürnt, „und wenn ich mich nicht irre, so sind seitdem sechs Lustra vergangen. Lassen Sie einmal sehen: rechnen wir einmal die Jahre zusammen: das macht nach meiner Rechnung . . ."

— „Halt, halt Doktor," rief der Kranke lebhaft, „lassen wir uns auf keine Rechnungen ein. Meine Feinde . . . ich habe sie niemals gezählt! . . . Und wie können Sie als ein Mann von Geist mir sagen: ‚die Zeiten haben sich verändert?' Wer könnte sich überreden, daß man mit dem Alter ein anderes Gesicht bekommt? Findet man sich nicht jeden Morgen fast genau so wieder

wie am Abend vorher? . . . Man bildet sich vielleicht ein, weil alle Arten von Vergnügungen erschöpft sind, würde ich, um wieder etwas Lebhaftigkeit in die Monotonie hineinzubringen, den Leuten das Schauspiel der Beerdigung eines Feldmarschalls geben. Nein, nein, ich bin nicht Hofmann genug, um den Darsteller eines solchen Zeitvertreibes gutwillig abzugeben; ich will auf diese Weise das königliche Parterre des Schauspielsaales des Kongresses nicht amüsieren."

Diese bekannten Worte des Prinzen von Ligne sind immer auf das Seltsamste entstellt worden; die meisten Geschichtsschreiber haben ihm eine Philosophie angedichtet, die ohne Zweifel sehr wünschenswert ist, aber nie die seinige war. Alle haben ihn sagen lassen:

„Ich will diesen Königen das Schauspiel der Beerdigung eines Feldmarschalls verschaffen. "

Keiner indessen hat Gelegenheit gehabt, wie ich, seine wirklichen Worte zu hören, und keiner von ihnen kannte oder ahnte nur den Charakter des berühmten Greises.

„Ich will nicht sagen," fügte er hinzu, „daß ich nicht tausendmal mein Leben für die Herrscher hingegeben hätte, welche ich verehrt habe, ja, aber auf dem Schlachtfelde, das wäre ein Soldatentod gewesen. Heute aber wäre es der Tod eines Hanswurstes, und zu dem habe ich mich nie hergegeben. Mögen also die Herren von dem Festkomitee die Gewogenheit haben, diesen Artikel aus ihrem Festprogramme zu streichen. Ich habe niemals die Gewohnheit gehabt, das Theater in dem interessantesten Augenblicke des Dramas zu verlassen. Ich möchte sehen, wie sich dieses hier noch entwickelt: ich lebe; ich will leben und sei es auch nur aus Neugier . . . Nein, ich gedenke noch lange nicht

die Grabschrift meines Freundes, des Marquis Bonnay[1]), nötig zu haben. Ich will einem anderen die Sorge überlassen, sein Wortspiel in den Marmor eingraben zu lassen[2])."

Malfatti, obgleich er ihm dringend anbefahl, sich sehr in Acht zu nehmen, bemühte sich, ihn zu beruhigen und jeden Todesgedanken von ihm zu entfernen.

„Es muß doch einmal dahin kommen," sagte der Prinz, „ich weiß es. Diese Nacht habe ich sehr stark daran gedacht. Der Tod paßt vielen Leuten, ich hätte unlängst Lust gehabt, es durch mehrere Artikel zu beweisen, welche ich in der Eile niedergeschrieben habe. Ich werde sie später vollständiger ausführen. Hören Sie zu und sehen Sie, ob Sie sich in diesen Kategorien befinden: beschäftigen Sie sich nicht mit mir. Was den Doktor anbetrifft, so kann es ihm künftig zum Texte dienen, wenn er seinen Kranken Ergebung zu predigen hat."

Darauf zog er unter seinem Kopfkissen ein Heft hervor und begann uns daraus vorzulesen: einige von den Reflexionen haben außer dem Verdienste pikanter und origineller Wendungen auch noch das einer angenehmmen und tröstenden Philosophie.

„Der Tod sagt einem guten Bewußtsein, welches der Belohnung sicher ist, die es in der anderen Welt erhält, zu; gleichfalls aber auch dem bösen Bewußtsein, wel-

1) Charl. François Bonnay (1750—1825), bekannter französischer Schöngeist, diplomatisch tätig.

2) Folgendes ist das Epigramm, über das der Prinz selbst am meisten gelacht hat:

Ci-gît le prince de Ligne:
Il est tout de son long couché.
Jadis il a beaucoup péché
Mais ce n'était pas a la ligne.

ches nicht daran glaubt, und in dieser Welt gepeinigt, nicht böse darüber ist, dieselbe zu verlassen, um nicht mehr zu sein, wie ihm der Unglaube zuflüstert; den glücklichen Leuten kommt er gelegen, weil, wenn sie ihre Tage nicht in der Zeit ihres Glückes beenden, das Leben ihnen bald vergiftet werden wird; den Toren, den Unglücklichen am Hofe und in der Liebe, gleichfalls, obgleich sie nur Märtyrer ihrer Neigung und der Gunst der Könige und der Frauen durch ihre Schuld sind; dem Weisen, weil er es überdrüssig ist, so vielen Toren zu begegnen; dem Tugendhaften, weil er über die vielen Bösen in der Welt sich erzürnt; dem Kriegsmanne, weil er untröstlich ist, zu sehen, daß denen, welche nichts gesehen, nichts gelesen, nichts gelernt, nichts gekonnt haben, mehr Glauben geschenkt wird als ihm."

Nach dieser kleinen moralischen Vorlesung, von welcher die Ärzte Nutzen ziehen könnten, verließ uns Malfatti. Golowkin erzählte, um den Kranken zu zerstreuen, ihm von seiner Gesandtschaft nach China: die Abwechslung der Schilderung schien diesen wieder zu beleben. Seine Gedanken entfernten nach und nach sich von der Möglichkeit einer Gefahr, und er begann mit Vergnügen auf die erste Begebenheit seiner Jugend zurückzukommen.

„Als ich noch Kind war," sagte er, „trugen die Dragoner des Regiments Ligne mich der Reihe nach auf ihrem Arm; und von dieser Zeit stammt meine Liebe zu den Soldaten her. Es ist dies eine Art von Liebe, welche, ganz im Gegensatz zu der anderen, mir häufig mit Hingebung belohnt worden ist."

Indessen hatten die sechs bis acht Stunden seines Krankseins seine Züge schon so angegriffen, daß sie ei-

nen unheimlichen Ausdruck annahmen. Er wollte lächeln, aber seine Lippen zogen sich nur mit Anstrengung zusammen: es war ein kurzer Kampf zwischen dem Schmerze und seinem Geiste. Endlich trug sein Mut und seine Energie den Sieg davon: und der Schmerz mußte unterliegen.

Seine Tochter, die Gräfin Palffy[1]) trat ein, um ihm die Medizin zu bringen, welche Malfatti verordnet hatte: wir verließen ihn. Als der Graf Golowkin mit mir auf dem Walle war, konnten wir uns unsere lebhafte Unruhe nicht verhehlen. Golowkin liebte den Prinzen mit Begeisterung.

„Welcher Verlust," sagte er, sich gegen das kleine Haus umwendend, „welcher Verlust für seine Freunde und für seine Familie, wenn dies schöne Leben enden sollte! Wo soll man ein solches Muster alter Ritterlichkeit, der fleckenlosesten Rechtschaffenheit und des gewähltesten Umganges wiederfinden? Welche Anmut weiß er in die Art zu legen, mit welcher er dem ganzen zivilisierten Europa die Honneurs von Wien macht. Wo findet man einen Mann wieder, der, wie der Prinz von Ligne, sich durch seine Sanftmut, die Umgänglichkeit seines Charakters und die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft liebenswert macht?"

Er stand still, seine Stimme wurde bewegt, und Tränen traten ihm in die Augen.

„Wer könnte aufhören, ihn zu loben?" fuhr er fort, „vierzig Jahre hindurch im Kriege durch eine ritterliche Tapferkeit glänzend, stets ausgezeichnet durch die Anmut eines unnachahmlichen Geistes, liebreich gegen seinesgleichen, herablassend gegen die niederen Klas-

1) Euphemia Christ. Philippine Therese, geb. 1773, seit 1798 mit Joh. B. Graf Palffy vermählt, seit 1811 Witwe.

sen, auf vertraulichem Fuße mit den Souveränen, von seiner Familie angebetet, ist er zu allen Zeiten seines Lebens ein Vorbild und kein Nachahmer gewesen; ja, jeder seiner Ansprüche auf Berühmtheit ist allein hinreichend, den Ruhm eines ganzen Lebens zu begründen.

„Sogar seine Fehler sind anziehend: was mich anbetrifft, so liebe ich diese Frivolität, welche man ihm vorwirft, und die so abwechselnd, so liebenswürdig, so von aller Böswilligkeit entfernt ist. Noch heute, obgleich er von der Krankheit niedergedrückt wurde, welche unerschöpfliche Leichtigkeit des Geistes legte er an den Tag, welche Tiefe unter dieser anscheinend kindischen Hülle, welche unversiegbare Anmut! In Wahrheit, sein Geist gleicht einer Quelle, je mehr man an ihr schöpft, um so reichlicher quillt sie."

In dem Augenblick, wo er die Schilderung dieses ausgezeichneten Mannes beendete, sahen wir den Kaiser von Österreich kommen; er war allein. Wenn man dieses patriarchalische Vertrauen sah, war man versucht, den Voltaireschen Vers auf ihn anzuwenden:

„Da ohne Furcht er war, so ging er ohne Waffen."

Der Kaiser erkannte Golowkin und trat auf ihn zu. Ich entfernte mich und ging zu Griffiths, um ihm die Besorgnis zu vertrauen, welche mir die Krankheit des Prinzen einflößte.

Am anderen Morgen war ich um acht Uhr mit Griffiths bei ihm, der sein ganzes Leben lang aus der Heilkunst ein Studium gemacht hatte und eine Art Vergnügen darein setzte, sie für eine Person in Anwendung zu bringen, welche er liebte. Wir fanden den berühmten Kranken sehr niedergeschlagen. Die Ahnung seines Todes machte ihn schwermütig.

„Ich weiß es," sagte er zu uns, „die Natur will es so. Wir müssen den Platz verlassen, den wir in dieser Welt einnehmen, damit ein andrer an unsere Stelle trete, es handelt sich also darum, sich darein zu finden . . . . . dennoch fühl' ich es," fuhr er mit großer Rührung fort, „wenn man alle die verlassen muß, welche man liebt, ach, das ist die größte Pein des Sterbens."

Bei diesen Worten konnte ich einige Tränen nicht zurückhalten.

„Nun, nun," sagte er, „fürchten Sie nichts, dasmal soll die Stumpfnase noch nicht recht haben. Morgen wird mein Übel verschwunden sein, wie ein nächtlicher Traum."

Er schwieg einen Augenblick, als ob er seine Gedanken sammle.

„O, was ist die Vergangenheit für eine traurige Sache; ist sie unglücklich gewesen, so ist die Erinnerung daran schmerzhaft; war sie glücklich, wie hart ist es dann, sich zu sagen, ich bin gewesen. Denkt man an seine schönen Augenblicke des Ruhmes und des Vergnügens, an seine Freunde, an seine Jugend, an die ersten Arbeiten, ja an die Spiele der Kindheit, so ist das ein Gedanke, um gleich augenblicklich zu sterben. Indessen, wenn ich noch einmal auf die Welt käme, würde ich fast dasselbe tun, was ich getan habe; meine Verse und meine Liebschaften sind meine größten Sünden; und diesen Fehlern hat der Himmel noch niemals die Absolution versagt . . . . . Ich würde mich bloß bestreben, nicht dieselben Undankbaren zu machen . . . Aber das gilt gleich, dann würde ich mir bei anderen Undank zuziehen . . ."

In jedem Augenblick schickten die höchsten Personen von Wien, die politischen, wie die militärischen Berühmtheiten, die Souveräne, um sich nach seinem Be-

finden zu erkundigen. Das Gerücht von seiner Krankheit hatte sich in allen Klassen verbreitet; die Besorgnis war allgemein, eine Menge Volkes stand stets vor seiner Türe, so lebhaft war das Interesse, welches der edle Geist einflößte, der eben im Verlöschen begriffen war.

In der Nacht vom zweiten zum dritten Tage hatte seine Krankheit schnelle und erschreckende Fortschritte gemacht. Seine Familie umgab voller Verzweiflung sein Bett. Gegen elf Uhr trat Malfatti ein.

„Ich glaubte nicht," sagte der Kranke zu ihm, „soviel Umstände beim Sterben zu machen. In der Tat, die Ungewißheit und Kürze unserer Tage sind gar nicht der Mühe wert, zu warten."

Darauf begann er mit der größten Munterkeit von den Vermächtnissen zu sprechen, welche er ausgesetzt hatte.

„Die Erbschaft wird nicht schwer zu teilen sein: aber es mußte doch Ordnung hineingebracht werden. Was Sie anbetrifft," sagte er zu mir, „so hat Ihre Familie den größten Teil davon bekommen. Einem alten Gebrauche gemäß muß ich meiner Kompagnie Trabanten ein Legat aussetzen. Nun, ich habe ihr meine nachgelassenen Werke vermacht: das ist ein Geschenk, das wohl hunderttausend Gulden wert ist."

Vergebens versuchte man, seinen traurigen Ideengang zu ändern; immer kam er wieder auf den Gedanken an den Tod zurück.

„Mir hat stets der Tod des Petronius gefallen," sagte er zu uns; „da er wollüstig sterben wollte, wie er gelebt hatte, so ließ er eine reizende Musik sich aufführen und schöne Verse rezitieren. Was mich anbetrifft, ich werde es besser machen: von allem umgeben, was ich liebe, sterbe ich in den Armen der Freundschaft ..... Seid

doch nicht traurig," sagte er einige Zeit darauf: „vielleicht trennen wir uns noch nicht. Die eine Krankheit rettet uns häufig vor der anderen viel schwereren. Ja, beruhigt euch, es ist nur eine Wohltat. Und übrigens kündet mir noch nichts an, daß die Prophezeiung Estrellas schon in Erfüllung gehen solle."

— „Welche Prophezeiung, mein Prinz?" fragte der Doktor.

„Ach, das rührt noch von meinen Reisen nach Paris her. Der Herzog von Orleans[1]), den ich sehr liebte, denn er verstand es, ein Freund zu sein, zog mich eines Tages beim Herausgehen aus dem Palais Royal mit sich zu einem Hexenmeister, welcher der große Estrella genannt wurde. Dieser Zigeuner wohnte in der fünften Etage eines Hauses der Straße Froidmanteau. Er sagte dem Herzoge erstaunliche Sachen vorher, welchen Aufmerksamkeit zu schenken, mein Mangel an Glauben mich verhinderte. Was mich anbetrifft, so verkündete er mir, daß ich mit großem Lärm sterben würde. Seit jener Zeit habe ich den Lärm zweier Belagerungen gehört: hörte, wie zwei Pulvermagazine in die Luft sprangen, und bin doch nicht dabei gestorben. Nun, ich denke nicht, daß diese Woche hier ein großer Lärm gewesen ist, außer etwa um kleine Sachen, Bälle, Feste, Intrigen. Viele Leute leben davon; ich habe noch nicht gehört, daß jemand daran stirbt."

Und er bemühte sich, zu lächeln.

Plötzlich überfiel ihn eine Schwäche, die uns erschreckte. Als er sich wieder ein wenig belebt hatte, sagte er:

„Ach, ich fühle es, die Seele hat ihr Kleid abgenützt.

1) Der berüchtigte Philipp Egalité, Herzog Louis Philipp Josef von Orleans.

Ich habe keine Kraft mehr, zu leben . . . . . Aber ich habe noch die, euch zu lieben."

Bei diesen Worten warfen sich alle seine Kinder über sein Bett, küßten seine Hände und benetzten sie mit Tränen.

„Was macht ihr denn?" sagte er zu ihnen, indem er die Hand zurückzog. „Meine Kinder, ich bin ja noch nicht ein Heiliger. Haltet ihr mich schon für eine Reliquie?"

Dieser Scherz[1]) erregte uns ein viel schmerzlicheres Gefühl, als es eine herzzerreißende Klage getan hätte. Der Doktor forderte ihn auf, einen Trank einzunehmen, welcher ihm einige Stunden friedlichen Schlafes verschaffte. Bei seinem Erwachen hatte er seine ganze Fröhlichkeit wiedergefunden; der Gedanke an den Tod schien weit entfernt von ihm zu sein. Er fing selber über das schreckliche Prognostikum zu scherzen an, das er am Morgen, trotz seiner Schwäche, ihn stellen gehört hatte.

„Malfatti, der Bote der Stumpfnase," sagte er zu uns, „hat verkündet, daß er mir heute abend wohl einen Besuch abstatten könnte. Holla, nichts von der Galanterie! Ich, der ich nicht leicht bei meinen Rendezvous fehlte, denke denn doch bei diesem auszubleiben . . Ha, ich werde die Verse noch etwas aufschieben, welche ich, wie Hadrian, an meine zum Entfliehen bereite Seele richten will."

Ein Wachslicht brannte auf einem Tische, dicht am Fenster.

„Mein Freund," sagte er zu seinem Kammerdiener,

1) Auch die Gräfin Bernstorff (l. c., I, S. 168) berichtet, daß der Scherz ihm bis zum letzten Augenblick treu blieb. Als er seine Frau in einer Ecke des Zimmers weinen sah, sagte er, wenn auch mit wirklich gerührter Stimme: „Ah voilà le perroquet qui pleure! pauvre perroquet!" — „Perroquet" pflegte er seine Frau zu nennen.

„lösche dieses Licht aus: man könnte es auf dem Walle sehen, es für eine Leichenkerze halten und glauben, daß ich schon tot bin."

„Ich sagte es ja," fügte er, sich zu uns wendend, hinzu, „daß die Erkenntnisse der Fakultät nicht ohne Appellation sind. Wenigstens werden die Müßiggänger am Graben diesmal noch nicht sich mit der Neuigkeit von meinem Tode zu beschäftigen haben. Aber um noch Ball zu schlagen, ehe die Partie losgeht, faseln sie: die Kaiserin von Rußland sei schwanger."

Er fuhr fort, in demselben Tone mit uns zu sprechen, kam auf die Reisen, welche er im nächsten Frühjahr zu machen gedenke, und auf die Werke, welche er noch vollenden wolle. Ach, wir waren weit entfernt, dies Vertrauen zu teilen: die Verheerungen der Krankheit waren nur zu sichtbar: es war fortan keine Hoffnung mehr zulässig. Malfatti hatte beim Weggehen gesagt: „Die Gefahr ist groß."

Um Mitternacht verwirklichten sich die Befürchtungen des Doktors. Auf dies Wohlersein von wenigen Stunden folgte plötzlich eine gänzliche Entkräftung. Mit einem Male schien der Kranke sich zu beleben; er richtete sich in die Höhe und nahm die Stellung eines Menschen an, der kämpfen will, seine weitgeöffneten Augen strahlten mit ungewohntem Glanze, und in einer unbeschreiblichen Aufregung fing er zu schreien an . . . . . „Macht die Tür zu . . . . hinaus mit dir . . . . da kommt er herein! Werft ihn hinaus, den Stumpfnäsigen . . . . den Scheußlichen . . . ." Darauf schien er mit allen seinen Kräften gegen ihn sich zu wehren und seine Umarmungen zurückzuweisen, indem er abgebrochene Worte ausstieß und uns zu Hilfe rief. Vor Schreck und Schmerz erstarrt, antworteten wir nur durch Seufzer.

Diese letzte Anstrengung erschöpfte ihn gänzlich: er sank bewußtlos auf sein Lager zurück. Eine Stunde darauf hatte er seine Seele ausgehaucht. Es war der 13. Dezember 1814.

Seine Tochter, die Fürstin Clary[1]) näherte sich ihm und schloß ihm die Augen. Sein Gesicht hatte nicht mehr den Ausdruck des Schreckens und Zornes, welchen es vorher während seines Kampfes gegen den Tod gehabt. Seine Züge hatten ihre Ruhe und Heiterkeit wiedererlangt, und selbst die Jugendlichkeit, welche sein Geist und seine Seele ihnen so lange bewahrt hatte: sein Mund schien zu lächeln, und dieser Mann, welcher in allem außerordentlich war, selbst noch nach dem Tode, schien vielleicht schöner in diesem Augenblicke, als zu irgendeiner Zeit seines Lebens. Seine edle Physiognomie hätte dem Pinsel Lesueurs zum Vorbild für seine herrlichen Köpfe der Erwählten des Himmels dienen können. In Ermangelung der Aureole der Heiligkeit hatte der Prinz von Ligne die des Genies und der Güte. Seine Unsterblichkeit begann.

Am Fuße des Bettes brach ein alter Soldat in Seufzer aus. Es war der Major Docteur[2]), welchen ich schon mehrere Male bei dem Prinzen getroffen. Er hatte für den Prinzen eine Art Kultus, der dem Fanatismus nahe kam. Man sagte, daß sehr innige Bande des Blutes ihn mit dem Marschalle verknüpften; aber sei es nun, daß die

1) Maria Leopoldine Christine, geb. 1757, seit 1775 mit dem Fürsten Joh. Nep. Clary und Aldringen vermählt, der 1826 starb. Ihr Tod erfolgte 1830. — Die folgenden Vorgänge sollen von de la Garde erfunden worden sein (s. Thürheim, De Ligne usw., S. 234).
2) Auch Reifenberg scheint in seiner Biographie de Lignes darauf hinzudeuten, als ob Docteur ein natürlicher Sohn des Prinzen gewesen wäre, aber er war nur jahrelang Inhabersadjutant des Feldmarschalls gewesen.

Tränen, welche über das edle benarbte Gesicht flossen, dem Gefühle der Dankbarkeit, der Bewunderung oder der Pflicht angehörten, sie sprachen deutlich genug die Größe seines Verlustes und die Bitterkeit seines Schmerzes aus.

Die Fürstin schnitt einige Locken der schönen weißen Haare ihres Vaters ab und verteilte sie an uns. Wir empfingen sie unter Tränen. Jedermann würde wohl, gleich mir, diese kostbare Reliquie von einem Manne aufbewahrt haben, den man mit so vielem Rechte bewunderte.

Der Prinz von Ligne war im Begriff, sein achtzigstes Jahr zu vollenden. Mit ihm verlosch einer der glänzendsten Sterne seines Jahrhunderts.

Die Gestalt dieses berühmten Mannes war groß, sein Wuchs gerade, sein Gang fest, sein Antlitz majestätisch, seine Manieren voll Ungezwungenheit und Anmut. Lange weiße Haare, die Lorbeeren des Alters, fielen leicht gepudert in Locken auf seine Schultern. Ein angenehmes Lächeln, ein Ausdruck voll Güte mit einem Gemisch von Scharfsinn und Spott belebte seine Physiognomie. Sein Mund war groß, aber stets wohlwollend: auf seiner breiten Stirn thronte Heiterkeit und Offenheit: sein Blick war lebhaft und schnell, seine Augen schienen Feuer zu sprühen.

Seine stets verbindliche Rede glänzte zu gleicher Zeit durch Abwechslung, Tiefe, Originalität und überraschende Gedanken. Bei ihm war das Springende der Unterhaltung nichts als die Üppigkeit der reichsten und beweglichsten Natur.

Mit einer nachgiebigen, unermüdlichen Güte begabt, war er zuweilen zerstreut: aber der Reiz des vertraulichen Umganges mit ihm war so groß, daß sein

plötzliches Auffahren ihn nur noch liebenswürdiger machte.

Als Veteran der europäischen Eleganz hatte er im achtzigsten Jahre fast die ganze Kraft des reiferen Alters bewahrt, verbunden mit der anmutigen Lebhaftigkeit der Jugend. Er hatte noch alle Neigungen derselben, ohne daß er deshalb lächerlich erschien. Voll Wohlwollen für junge Leute, welche er wie Kameraden zu behandeln liebte, war er von ihnen aufgesucht und angebetet.

Seine Philosophie war richtig und prunklos. Seit der belgischen Revolution trug er den Verlust eines bedeutenden Reichtums mit Mut. Wie alle Menschen von Phantasie verschwenderisch, hatte er in allen Hauptstädten Europas Teile seines Vermögens gelassen und trotz seiner Verschwendung hatte er doch noch mehr an Geist wie an Geld ausgegeben.

Der Gedanke an seinen Tod war ihm vielleicht niemals in den Sinn gekommen: die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Launen seiner Neigungen, seine Liebe zu dem Gesellschaftsleben, dessen Schmuck er war, alles das unterhielt in ihm eine Frische der Einbildungskraft, eine Lebhaftigkeit der Neigung, mit einem Worte eine Jugend, deren Quelle sein Geist und sein Herz war. In jeder Beziehung rechtfertigte er das Wort Maupertuis':

„Der Körper ist eine unreife Frucht, der Augenblick seines Todes ist auch der seiner Reife."

Der Prinz von Ligne war Feldmarschall, Eigentümer eines Regimentes Infanterie, Kapitän der Trabanten und der Garde des kaiserlichen Palastes, mit den meisten europäischen Orden geschmückt und Ritter des goldenen Vließes. Er liebte es, mit legitimem Stolze an einen

seiner Ahnen, Johann von Ligne, Marschall du Hainaut, zu erinnern, der zu derselben Zeit, als Philipp, der Vater Karls V., zum Ritter[1]) erwählt wurde.

Die Trauer für den edlen Toten wurde nicht offiziell angekündigt. Indessen war die Trauer allgemein; denn sie war im Herzen. Seit langen Jahren waren die Wiener gewohnt, den Prinzen von Ligne als den Gegenstand der Ehrfurcht und der Bewunderung anzusehen, Gefühle, welche den Enthusiasmus der Fremden für ihn noch erhöhten. Ohne Zweifel erinnerten sie sich daran, in welchem Grade ihn ihr Kaiser Joseph liebte, welche Ruhmesbrüderschaft sie in ihren Kriegen vereint hatte, in welcher Vertraulichkeit er mit allen Berühmtheiten des letzten Jahrhunderts gelebt. Man verlor sie noch einmal, indem man sich von dem Manne trennen mußte, welcher von ihnen so bewunderungswürdig sprach und so schön an sie erinnerte.

Wie sollte man einen solchen Mann nicht beweinen? Mit ausgezeichnetem Geiste begabt, konnte er sechzig Jahre hindurch seinen Zeitgenossen zum Beispiel dienen, alle Geister durch seine Einfälle entzücken, sie bezaubern durch die Magie seiner Erinnerungen. Politik, Kriegskunst, Literatur, alles war sein Feld: er sprach über alles mit jenem leichten Tone, jenem Stile, den Madame Stael nachlässig gesprochen nannte. Mit bedeutenden Würden bekleidet, verlieh er denselben mehr Glanz, als sie ihm: von allen berühmten Personen, allen Freunden des Ruhmes, der Tugend und der Wissenschaften gesucht, Gegenstand des gerechten Stolzes seiner Familie und seines Vaterlandes, war er doch stets einfach und gut geblieben. Wenn der Tod einen so empfindlichen Schlag tut, und es überhaupt einen Trost

1) 1549.

gibt für die Überlebenden, so besteht er in dem wahren Schmerze, dem allgemeinen Bedauern, mit dem er aufgenommen wird. Ja, es war eine Erleichterung für den Kummer seiner Freunde, zu sehen, daß bei der Botschaft seines Todes alle Freuden des Augenblickes unterbrochen waren: gleich einer Fackel, welche ihren Glanz mit dem Glanze aller dieser Szenen vermischt hatte, und, verlöschend, alles um sich dunkel macht, schien er auch nach seinem Tode um sich herum eine düstere Trauer zu verbreiten.

Ich halte inne: denn meine Worte könnten verdächtigt werden, indem ich dem Prinzen von Ligne nur am Lob wiederzuerstatten scheinen könnte, was er mir an Freundschaft gegeben. Er gehört der Geschichte an: an ihr ist es, über ihn zu urteilen. Sie wird dasselbe von ihm sagen und hat es schon getan, was ich von ihm denke.

Die Leichenfeier des Prinzen von Ligne fand mit allen seinem Range gebührenden Ehren statt und mit einem Aufsehen, das bisher bei dem Leichenzug eines Privatmannes nicht erhört gewesen war. Mittags verließ der Zug sein Haus: er bestand aus achttausend Mann Infanterie, mehreren Schwadronen von allen Waffengattungen und vier Batterien Artillerie: seine Kompagnie Trabanten umgab den Wagen; die Offiziere trugen Trauerflore. Ein mit einem schwarzen Panzer bekleideter Mann mit einem nachschleppenden Flore von schwarzem Krepp folgte zu Pferde mit gesenktem Degen. Darauf kam ein Schlachtpferd des Prinzen mit einer schwarzen, mit silbernen Sternen besäten Decke behangen. Hinter dem Pferde, zur Seite der trauernden Familie, drängte sich eine Menge Marschälle, Admirale, Generale von fast allen Nationen Europas: der Prinz Eugen, die Generale Tettenborn, Philipp von Hessen-Homburg

De Ligne's Grab auf dem Kahlenberg.
(Nach einem Originalaquarell der Stadt Wien.)

Wallmoden, Uwaroff, von Witt, Ypsilanti, der Prinz von Lothringen[1]), der Herzog von Richelieu und alle Personen von Ansehen, welche sich damals in Wien befanden. Einige von seinen Soldaten, welche gekommen waren, ihm die letzten Ehren zu erweisen, der ihr Vorbild gewesen war, saßen zu Pferde mit gezogenem Degen.

Der Kondukt durchzog einen Teil der Stadt, um sich nach der Pfarrkirche der Schotten zu begeben. Nach der Messe ging der Zug nach dem Kahlenberg, wo der Prinz erklärt hatte, begraben werden zu wollen.

Flüchtig, wie alle Größen der Erde, ging dieser Leichenzug eines Feldmarschalls vor den Souveränen vorbei. Der König von Preußen und der Kaiser von Rußland hatten sich, um ihn zu sehen, auf den Teil des Walles gestellt, den die Franzosen geschleift haben. Auf ihrem Gesichte lag die lebhafteste Trauer, ein Zeichen ihrer aufrichtigen Teilnahme. Ohne Zweifel erinnerte sich Alexander daran, in welcher Vertraulichkeit der berühmte Tote einst mit seiner Ahnin, der großen Katharina, gelebt hatte.

Endlich langte der Zug bei der kleinen Kirche auf dem Kahlenberge an: dort füllte Weinen und Seufzen das so lange durch seine Gegenwart beglückte Haus. Es war dasselbe Asyl, in welchem ich einige Tage vorher mit ihm allein so reiche, schnelldahinfließende Stunden verbracht. Als wir die Leiche in das für ihn bereitete Gewölbe[2]) begleiteten, schien die Sonne eifersüchtig den letzten Zufluchtsort dieses berühmten Mannes noch

1) Karl Eugen Fürst von Lambesc, der letzte Lothringen (1751 bis 1825), österreichischer General der Kavallerie.
2) Der Fürst liegt unter freiem Himmel, sein Grab wurde erst kürzlich (1911) restauriert.

einmal bestrahlen zu wollen: ein Strahl durchbrach die Wolken und begrüßte den Sarg, welchen die Erde aufnehmen sollte. Die Glocken der Kapelle läuteten traurig, als ob sie der Welt ankündigen wollten: nun sei alles zu Ende.

Als das Totenamt gehalten war, sagte seine Familie, seine Freunde, seine Diener noch ein letztes Lebewohl dem ihnen so über alles teuer Gewesenen. In jedem Munde war sein Lob, in jedem Auge Tränen. Gesegnet sei das Andenken eines Mannes, den wahrhafter Schmerz zu Grabe geleitet: das ist die schönste Leichenpredigt!

Mit gebrochenem Herzen schlug ich mit Griffiths wieder den Weg nach Wien ein über die Felder, um mich meinem Schmerze freier überlassen zu können. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die Bäume des Schmuckes beraubt; kein Hauch bewegte die Luft: alles schien unbeweglich. Das einzige Geräusch, das sich hören ließ, kam von den trockenen Blättern und dem beeisten Grase, das unter unseren Füßen knisterte.

„Wie ruhig alles ist!“ sagte Griffiths zu mir. „Sieh, wie voll Resignation die Natur: sollte das Herz sich nicht auch ergeben!“

— „Ach, mein teurer Julius,“ sagte ich und warf mich ihm in die Arme, „wenn man einen solchen Freund verliert, beweint man ihn lange und betrauert ihn ewig.“

XXI

Große Bewegung in den Wiener Sälen. — Die Lotterie. — Der kleine Schuster und die goldene Uhr. — Die Durchlaucht und der Postillon. — Fest bei Herrn von Metternich. — Kleine Komödie: Die Fremden in Wien.

Seit einigen Tagen haben die Unterhaltungen in Wien einen neuen Schwung gewonnen. Nach den Erzählungen von den Festen, nach der ebenso lauten als allgemeinen und tiefen Trauer um den Tod des Prinzen von Ligne zeigt sich überall das lebhafteste Interesse an einer Tagesfrage. Auf dem Grabenplatz fußend erhebt sie ihr Haupt bis in die Zirkel, setzt alle Köpfe in Bewegung und verlangt alle Aufmerksamkeiten für sich allein.

Ist der dichte Schleier, welcher die Beschlüsse des Kongresses dem Auge verbirgt, endlich gelüftet? Sind die großen Zwecke dieses europäischen Gerichtshofes erreicht? Wird das allgemeine Gleichgewicht aus dem Chaos hervorgehen? Ist das Schicksal Europas in allen seinen Teilen festgestellt? Hat man irgendeine der großen Entscheidungen, welche die Welt erwartet, ans Licht treten sehen?

Ist Frankreichs Los entschieden? Hat das erhabene Gericht, die engherzigen Leidenschaften des Augenblicks abschüttelnd, einem mehr niedergedrückten als besiegten Lande seine seit einem Vierteljahrhundert eroberten natürlichen Grenzen gelassen?

Hat der Kongreß auf jene Unterredungen von Tilsit und Erfurt Bedacht genommen, in welchen Alexander von Rußland und Bonaparte sich nach der Willkür ihres Ehrgeizes in die Karte von Europa teilten?

Napoleons Träume sind verschwunden; aber eine doppelte Nebenbuhlerschaft wird nichtsdestoweniger die Welt in zwei Hälften spalten. England zur See und Rußland auf dem Kontinent drohen, sie an sich zu reißen.

Hat man die Unabhängigkeit der Meere proklamiert?

Wird Polen aus seinen Trümmern erstehen?

Ist der vortreffliche König von Sachsen zu seinen Rechten gekommen?

Soll Venedig, einst die Königin des Handels, auf immer seine Unabhängigkeit verlieren? Oder wird es vielleicht aus dieser lethargischen Ruhe dereinst erwachen und Europa aufs neue zu seinen Festen laden?

Wird das Vaterland der Doria den politischen Übereinkünften geopfert und als Ersatz irgendeinem glücklicheren Nachbar gegeben werden?

Wird das wiedergeborene Griechenland das Joch des Islamismus abschütteln? Ist der Traum Ypsilantis aus dem einzigen Beweggrunde der Billigkeit in Erfüllung gegangen?

Hat die von Herrn von Talleyrand angeführte Rechtmäßigkeit der Dynastien ihre Früchte getragen? Ist die Krone Neapels dem König Ferdinand zurückgegeben?

Haben die Abkömmlinge Wasas den Zepter Gustav Adolphs und Karls XII. wieder ergriffen?

Nein —

Die Stadt ist aufgeregt durch minder schwere Sorgen.

Was eine so allgemeine Aufregung hervorgebracht hat, ist ein Prozeß, dessen Ende man mit Ungeduld er-

wartet. Man darf jedoch nicht glauben, daß es sich bei diesem Prozeß um eines jener geheimnisvollen Dramen des Ehebruchs oder der Vergiftung handle, welche vorzugsweise die Neugier zu entflammen pflegen; nein, es handelt sich hier ganz einfach um die Frage, was aus einem Lose werden solle, welches in einer der Wiener Lotterien gewonnen wurde?

Ohne Zweifel besteht der Gewinn dieser glücklichen Nummer in irgendeiner prachtvollen Domäne, einem jener Schlösser, die täglich mit ihren ungeheueren Zubehören in den Zeitungen angezeigt, und wovon man um einen Gulden der rechtmäßige Besitzer werden kann, etwa wie das Grundeigentum von Liezenberg, das auf mehr denn eine Million geschätzte des Fürsten Colloredo in Steiermark, die Herrschaft Schwarzenau im Werte von neunmal hunderttausend Gulden, oder wohl auch das dem Grafen Ferdinand von Palffy gehörige Theater[1]) an der Wien? Man begreift dann die Wichtigkeit der Streitfrage.

Nichts von dem allen. Der Zankapfel, welcher in solchem Grade das allgemeine Interesse erregt, besteht aus einer einfachen goldenen Uhr mit Kette und Gehänge vom nämlichen Metall. Der ernsthafte Streit selbst aber entspann sich auf folgende Weise.

Mitten auf dem Graben erhebt sich ein reichverziertes Zelt mit Schirmwänden, unter welchem mit Genehmigung der Wiener Polizei eine Lotterie errichtet ist, ähnlich jenen, welche zur Zeit des Karnevals den St. Markusplatz schmücken, und worin man die Tombola zieht. In diesem Glückstempel findet man in reichem Maße die niedlichsten Kleinigkeiten aller Länder ausge-

1) Diese Ausspielung des Theaters a. d. Wien fand aber erst im Jahre 1819 statt.

stellt: Köder, um das Geld aus der Tasche des Spielers in die des Glücksritters zu locken. Man sieht hier Geschmeide, Mobilien, Gemälde, kurz das wunderlichste Gemenge, welches je aus einem Durcheinander des Mittelalters und des modernen Geschmacks hervorgehen konnte. Um dies Raritätenlager vollständig zu machen, hält an der Tür des Zeltes ein mit Wappen verzierter und mit vier Pferden bespannter Wagen; der Kutscher mit der Peitsche in der Hand, der Postillon mit seinem Staatshut auf dem Kopfe, und vor den Kutschenschlägen Lakeien. Ein Gulden, wenn das Glück dich begünstigt, kann dich zum Besitzer eines dieser glänzenden Lose machen. Wird jemand, der nur einen Funken Kühnheit besitzt, solchen Versuchungen widerstehen können?

Nun hatte ein armer Bäcker, der sein Gewerbe nicht mehr trieb und in einer von den engen und finsteren Straßen in der Nähe des Doms wohnte, seinen Sohn Franz zu einem benachbarten Schuster in die Lehre gegeben. Dieser hat eines Tages eine Art zu seinem Handwerk erforderlichen Zwirns nötig, schickt daher Franz fort, um solchen zu kaufen, und gibt ihm zu diesem Zweck einen Gulden mit. Um in die Vorstadt Wieden zu gelangen, wo er den fraglichen Zwirn bekommen kann, eilt Franz schleunigen Schrittes über den Grabenplatz, begierig, recht bald zu seiner Arbeit zurückzukehren; denn obgleich erst dreizehn Jahre alt, ist Franz doch ein guter und fleißiger Lehrling.

In der Nähe des Zeltes gewahrt er einen dichten Haufen; er nähert sich ihm. Er bewundert den prachtvollen Wagen, die zur Schau gestellten Kunstsachen, Galanteriewaren und Preziosen. Ein Ausrufer verkündet ihm mit einer Stentorstimme, daß der Preis für das Billett

nur einen Gulden betrage. Geradesoviel befindet sich in seiner Tasche. Aber dieser Gulden gehört nicht ihm, und so ist er weit entfernt, davon Gebrauch zu machen. Inzwischen kann er seine Augen von all diesen Reichtümern nicht abwenden. Er will gehen: er erinnert sich, daß der Meister auf den Zwirn wartet. Aber ein versuchender Dämon hält ihn zurück und flüstert ihm all jene Scheingründe ins Ohr, die einen Fehler so leicht zu entschuldigen wissen. Endlich gibt er nach; mit entschlossener Miene schreitet er vorwärts, die Hände in die Taschen steckend, wie jemand, der nichts anderes hineinzustecken hat. Er betäubt sich gegen die warnende Stimme des Gewissens und zieht den zu einem ganz anderen Zweck bestimmten Gulden hervor. Mit der einen Hand reicht er ihn dem Glückspriester, während er mit der anderen in den offenen Sack greift, der groß genug ist, seine ganze Person zu verschlingen. Zwanzigmal schüttelt er ihn, nimmt die zusammengerollten Papiere, welche über sein Schicksal entscheiden sollen, verwirft und ergreift sie wieder, bis er endlich eine Nummer herauszieht und dem Oberpriester des Spieles zurückgibt. Kaum hat dieser das Papier entrollt, als er mit einer Stimme, welche bis jenseits der Wälle hallt, den Gewinn einer goldenen Uhr mit Kette und Petschaft im Werte von fünfhundert Gulden verkündigt. Und nach dem letzten Worte bindet er sie ab und überreicht sie dem überglücklichen Lehrburschen.

Meister und Zwirn vergessend hat der Kleine jetzt nichts eiligeres zu tun, als sein väterliches Haus aufzusuchen. Die Kunde von dem reichen Geschenk, womit ihn das Glück bedacht hat, verbreitet sich in wenig Augenblicken durch das ganze Viertel der Kärntnerstraße. Das Kleinod geht von Hand zu Hand und

wird, dem Charakter der einzelnen gemäß, bewundert, beneidet und nach seinem Werte geschätzt.

Inzwischen ist der Schuhmacher, der beständig auf seinen Zwirn wartete, nicht der letzte gewesen, welcher die näheren Umstände dieses glücklichen Zufalls erfahren und die Quelle erkannt hat, woraus jener so wunderbar geflossen. Er schlägt also seinen Lederschurz zurück, läuft zu dem alten Bäcker und nimmt die Uhr für sich in Anspruch, da sie mit seinem Gelde, dem seinem Lehrburschen zu ganz anderem Zweck anvertrauten Gulden, gewonnen sei.

Es kommt zu einem argen Streit. Die Nachbarn werfen sich zu Schiedsrichtern auf. Soviel Köpfe, soviel Meinungen. Die Gemäßigteren schlagen einen Vergleich vor; man will nichts davon hören. Es ist ein Gassenkongreß, in welchem, wie auf dem europäischen Kongreß, die Leidenschaften die Form zerbrechen.

Schon kam es fast von Worten zu Schlägen, dem letzten Beweismittel des Pöbels, wie die Kanonen die letzten Beweise der Könige sind, als der Schuster, um der Sache ein Ende zu machen, wie ein Wütender „Diebe" zu schreien beginnt. Jetzt kommt die Polizei hinzu; der arme Franz, als der Veruntreuung angeklagt, wird ihren Händen übergeben und ins Gefängnis abgeführt.

Der Prozeß wird anhängig, und sei es nun wegen der Seltsamkeit der Sache, oder sei es, weil man einer neuen Aufregung bedurfte: in den Sälen wie in den Krambuden streitet man sich, ohne einander zu hören. Wem soll die Uhr angehören? dem Meister, mit dessen Gulden sie gewonnen ist? oder dem Lehrburschen, dessen Hand das glückliche Los aus dem Sacke gezogen? Diese Frage teilt die Meinungen. Der Kongreß, seine Beschlüsse, die Angelegenheiten Europas — alles wird ver-

gessen um des kleinen Schuhmachers willen. Jeder nimmt Partei und erklärt sich, je nach dem Gesichtspunkte, von welchem aus er die Sache betrachtet, für oder wider. Die Damen selbst haben das Feld der Rechtsgelehrsamkeit betreten und erklären die Gesetze, das römische und das kanonische Recht. Es ist ein Meinungsstreit, es ist ein Problem.

Je mehr man streitet, um so hartnäckiger besteht der Schuhmachermeister auf seinen Forderungen. Wie Shakspeares Shylock würde er sich, zur Schadloshaltung für seinen Gulden, nicht durch ein Pfund von dem Fleische des kleinen Lehrlings zufriedenstellen lassen. Er will nur die goldene Uhr mit ihrem Zubehör; nicht ein Teilchen des Angehänges würde er fahren lassen. Der alte Bäcker aber antwortet mit nicht weniger entscheidenden Gründen. Wo findet sich der Alexander, der diesen gordischen Knoten zerhauen wird? Niemals, seitdem der Kongreß versammelt ist, hat die Teilung Polens, Sachsens, der Lombardei und selbst Frankreichs sich einer so feurigen Teilnahme zu erfreuen gehabt.

Endlich wird die Sache entschieden. Das Urteil, von Wiens Salomonen gefällt, geht dahin, daß der Knabe auf dem Orte des Frevels selbst, in Gegenwart und zum Exempel der Wiener Straßenjugend, aus der Hand des öffentlichen Züchtigers fünfundzwanzig Rutenhiebe empfangen, die Uhr jedoch ihm bleiben, und daß sein Vater den veruntreuten Gulden erstatten solle. Alle Teile befinden sich wohl dabei: dem Recht ist sein Genüge geschehen; dem Knaben nicht minder, da er die Uhr samt ihrem reichen Angehänge in die Tasche zurückstecken darf; dem Vater ebenfalls, denn er hat den Triumph seines Sohnes durchgesetzt; und dem Meister endlich, weil ein solcher Prozeß ihn in seinem Viertel

zur Mode gemacht hat. Die Gäste Wiens werden aus diesem so ungeduldig erwarteten Ausspruch die Moral gezogen haben, daß der Geschlagene nicht immer die Zeche bezahlt.

Es handelt sich nun um die Vollziehung jener harten Strafe. Der Tag ist erschienen; eine zahlreiche Menge drängt sich auf dem Graben. Sobald der kleine Delinquent auf dem Ort seiner Missetat angelangt ist, läßt er seine Hose auf die Fersen sinken, worauf ihm der geschworene Peiniger und Zuchtmeister pünktlich die fünfundzwanzig Rutenhiebe aufzählt, deren Marter er jedoch mit demselben Heldenmute erträgt, wie einst die zu einem ähnlichen Feste in den Tempel der Diana geladenen jungen Sparter. Nachdem dies geschehen, zieht er seine Unaussprechlichen wieder auf, empfängt aus derselben Hand, welche soeben noch die strafende Rute schwang, die goldene Uhr, steckt sie ein und begibt sich nun gelassen auf den Rückweg zu seiner Wohnung, der Form wegen von seinen Freunden, den Gassenbuben, ausgepfiffen, die nichts sehnlicher gewünscht hätten, als um denselben Preis die schöne Uhr samt Kette und Angehänge in ihre Gürteltasche zu stecken.

In den Sälen tadelt man diese Strafe. „Man kann es nicht jedem und seinem Vater recht machen." Man muß sich jedoch damit zufrieden geben, denn sie ist ohne Widerruf. Noch einige Tage, und die ganze Sache, welche alle Köpfe beschäftigte, ist in tiefe Vergessenheit begraben.

Aber in Wien fehlt es nie an neuem Stoff. Der geräuschvolle Prozeß hat der Erzählung eines Abenteuers, welches man sich leise ins Ohr raunt, Platz gemacht. Von Geflüster zu Geflüster schwillt das, was anfangs nur ein schüchternes Gemurmel war, zu einem lauten Gerücht an, das sich bestätigt und verbreitet. Es ist in

aller Munde, und gleichwohl scheint jeder zu sagen: Errate es, wenn du kannst, und sprich es aus, wenn du es wagst.

Ein sehr vornehmer Herr[1]), welcher unter manchen Charakterzügen seines Vaters auch eine Heftigkeit ererbt hatte, die ihm sehr nachteilig wurde, soll mit einem durch sein Talent wie durch seine Stellung gleich ausgezeichneten Staatsmanne einen sehr lebhaften Wortwechsel gehabt haben. In seiner Hitze hat er sich so weit vergessen, demselben mit einer Gebärde zu drohen, deren Schimpf nur Blut abzuwaschen vermag. Der Rang des Beleidigers erlaubte nur ihm das Mittel, eine annehmbare Genugtuung anzubieten. Er tat es nicht. Sein Bruder und Gebieter befahl ihm, auf der Stelle Österreich zu verlassen und in W * * * *[2]) seine Befehle zu erwarten. Die Standesperson, welcher, wie es jeder weiß, die „Wollust des Gehorsams" im höchsten Grade zu eigen ist, gab auch in diesem Falle ihrem Hange zur Unterwerfung nach. Die Vorkehrungen zur Abreise waren bald beendigt, und einige Tage nach jenem Vorfall verließ sie Wien in einer bedeckten Kutsche, nur von ihrem Hofmeister und früherem Pagen, dem General K . . . a begleitet[3]).

1) Es handelt sich um Konstantin, den durch seine Brutalität bekannten Bruder Alexanders I., der den Fürsten Alfred Windischgrätz schwer beleidigt hatte und deshalb den Kongreß vermeiden mußte (s. Strobl v. Ravelsberg, Metternich usw., I, S. 275). Sich auf russischem Boden glaubend und auf die Inhaberrechte pochend, verlangte Konstantin vom Oberst Windischgrätz die Ausführung eines unsinnigen Befehles, was W. verweigerte. Darauf versetzte K. dem Oberst einen Schlag, worauf dieser vom Leder zog, so daß Konstantin eiligst in die Hofburg flüchtete. Er mußte hierauf nach Warschau.

2) Warschau.

3) Der Vorfall ereignete sich am 7. November bei der Parade und am 9. November reiste Konstantin ab. De la Garde, der diesen

Andern Morgens mit Tagesanbruch erreichte man die böhmische Grenze. Soeben hatte man umgespannt; der neue Postillon, ein Böhme mit dunklem Teint und einem lebhaften und stolzen Auge, lenkte vom Bock herab mit sicherer Hand drei kräftige Pferde, welche nichts mehr verlangten, als möglichst schnell die nächste Station zu erreichen.

Auf einmal mäßigen sie ihren Lauf. „Geschwind, Schwager, geschwind!“ ruft aus dem Inneren der Kutsche der vornehme Reisende mit ungeduldiger Stimme, indem er dazu eine rasche Bewegung mit der Hand macht. Der Böhme nimmt von der Ermahnung keine Notiz, raucht gemütlich sein Pfeifchen fort und läßt die Pferde in ihrem langsamen Trabe beharren.

— „Schneller doch, Schlingel! schneller!“ schreit der Herr, indem er wütend die Augen rollt und nur noch jenes rauhe und hohle Brummen von sich hören läßt, welches ihm im Zorne statt der Stimme dient.

Aber die Geschwindigkeit der Pferde zeigt sich beständig im Abnehmen. Bald werden sie nur noch im Schritt gehen. Außer sich, springt die Standesperson auf, erschöpft, wenn auch radebrechend, das ganze Wörterbuch deutscher Flüche, schlägt dem Postillon mit einem nachdrücklichen Hiebe den Hut vom Kopfe, ergreift ihn darauf am Schopf und beginnt, wie der Schmied auf seinen Amboß, mit der Faust auf den Kopf desselben loszudreschen.

— „Verstehst du jetzt, Höllenhund? verstehst du?“ fragt sie ihn, als sie endlich ihre linke Hand aus dem Haarbusche des Böhmen loswickelt.

— „Vollkommen, mein Herr!“ erwidert der junge

Vorfall erst nach dem Tod de Ligne's ansetzt, wirft alle Ereignisse durcheinander.

Mann mit der Gleichgültigkeit eines von seinem Gebieter abgestraften Muschik: „Vollkommen! Aber wahrscheinlich ist das Geschirr in Unordnung. Ich will nachsehen, und dann sollen Sie merken, wie schnell wir vorwärts kommen."

Mit diesen Worten steigt er vom Bock und beginnt eilig das Gespann zu untersuchen. Der Herr aber wikkelt sich wieder in seinen Mantel und zieht sich in das Innere der Kutsche zurück. Etwas friedfertiger scheint er den Erfolg der Zurechtweisung zu erwarten, deren Mühe ihn nicht gereut. Dieser Erfolg zeigte sich bald. Einmal an der Erde zieht der Postillon, nachdem er das Gespann untersucht hat, ein zu diesem Zweck vermutlich frisch geschliffenes Messer hervor, durchschneidet die Stränge der Pferde, bindet zwei derselben los, jagt sie im Galopp auf den Rückweg zu ihrem Stalle, schwingt sich gewandt auf das dritte und stellt sich nun entschlossen gerade dem Herrn gegenüber. Erstaunt, wie man leicht denken kann, seinen Wagen von den Pferden verlassen zu sehen, bleibt der jähzornige Don Juan in Gegenwart seines neuen Kommandeurs anfangs ganz stumm. Aber alles ist noch nicht vorbei; jetzt wird erst die Handlung des Dramas beginnen.

Ohne den Reisenden Zeit zu lassen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, bewaffnet sich unser Böhme mit der Peitsche. Man weiß, mit welcher Geschicklichkeit sich die deutschen Postillons derselben bedienen: ohne sie je zu verfehlen, treffen sie eine Fliege auf dem Ohr eines Vorspannpferdes. Und nun läßt der Schwager einen Hagel von Hieben mit dieser vermaledeiten Peitsche auf das Gesicht und alle entblößten Teile des Delinquenten herabregnen. Wird dieser auf und aus dem Wagen springen? Die Peitschenhiebe trei-

ben ihn augenblicklich zurück. Streckt er seine Hände, seine Arme aus dem Mantel hervor, der sie schützt? Alsbald sind diese Hände und Arme, zerrissen und bluttriefend, zum Rückzuge gezwungen. Endlich beginnt die Durchlaucht durch eine ohnmächtige Wut und durch die auf sie einströmenden Schläge ver- und geblendet, zu brüllen, wie ein von Hunden in die Enge getriebener Bär und erwartet das Ende seiner Strafe nur von dem Augenblick, wo der Arm des Grobians von seiner anstrengenden Züchtigung ermüdet wird. — Das ist noch nicht alles. Um die jeder dramatischen Handlung unerläßliche Moral nicht zu vergessen, fügt der Böhme noch, bevor er sich entfernt, ruhig die folgenden Worte hinzu:

— „Das gibt Ihnen Ihr Schwager, um Sie zu lehren, künftig nicht so flink mit der Hand zu sein."

Jetzt endlich gelingt es der Durchlaucht und ihrem Reisegefährten, sich aus ihren Pelzen zu wickeln und aus dem Wagen zu schwingen, um den Verräter mit dem Degen in der Hand zu verfolgen. Dieser aber hat bereits sein Pferd über den Graben der Landstraße setzen lassen und eine kleine Entfernung erreicht. Jetzt hält er an, wendet sich um, setzt das Horn an den Mund, welches alle deutschen Postillons zur Seite tragen, und bläst eine Siegesfanfare. Im vollen Triumph über diese letzte Beschimpfung setzt er darauf sein Pferd in Galopp, jagt über die Ebene und verschwindet im Nu in das Dickicht des nahen Waldes, dessen geheimste Fußpfade ihm vermutlich schon lange genau bekannt waren.

Somit sah sich denn die Durchlaucht gezwungen, die nächste Station zu Fuß aufzusuchen und hier etwas Wasser und Salz zu verlangen, um damit die geschundene Haut zu waschen. In der Wut hat sie Klage geführt

und persönlich alle näheren Umstände des Abenteuers bekannt gemacht. Die Obrigkeit hat den Flüchtling auf zwanzig Wegen verfolgen lassen; aber es ist anzunehmen, daß es noch einen einundzwanzigsten gab, auf welchem er entkommen ist.

War das eine Wiedervergeltung des geschlagenen Postillons? Oder war es etwa eine Rache jenes Staatsmannes? Da steckt der Knoten, den man bis jetzt nicht gelöst hat und vielleicht nie lösen wird. Denn der Postillon ist vermutlich schon im Schutze vor jeglicher Gefahr. Die böse Welt neigt sich indessen zu der zweiten Lesart und weiß es dem Staatsmann nur Dank, wenn er eine solche Frechheit nicht ungestraft gelassen hat.

Als ich über den Graben ging, fand ich hier eine Menge von Spaziergängern und Neuigkeitskrämern mit der Ausschmückung dieses hübschen Geschichtchens beschäftigt. Ich schloß mich einer dieser Gruppen an. Man sprach auch von einem Fest, welches Herr von Metternich gegeben habe[1]).

— „Die Zurüstungen," sagte einer, „waren wie gewöhnlich reich und geschmackvoll. Und dennoch gab es nie eine frostigere Gesellschaft. Man erwartete die Monarchen; alle hatten versprochen, sie mit ihrer Gegenwart zu beehren: Keiner von allen ist erschienen. Man verliert sich in Vermutungen."

— „So wären also," meinte ein zweiter, „diese sonst so einigen Brüder schon Kains? Sie hatten geschworen," sagte man, „das Sprichwort, welches den Königen keine Eintracht zugestehen will, Lügen zu strafen."

— „Ja, der Horizont, um mit unseren Zeitungen zu

1) Es fand am 9. Januar 1815 statt, Alexander, der an Metternich seinen Meister gefunden hatte und nicht gut auf ihn zu sprechen war, mied das Fest.

reden, verdunkelt sich. Man spricht von neuen Mißhelligkeiten im Inneren des Kongresses; ebenso spricht man von Zusammenberufungen der Truppen in Polen, unter dem Oberbefehl des Großherzogs Konstantin. Aber kein Auge vermag den Nebel zu durchdringen, hinter welchem die politischen Neuigkeiten sich bergen. Selbst die bedeutungslosesten Umstände, die Besuche, welche die Monarchen sich abstatten und die Auswechslungen von Ehrenzeichen, womit sie höchst zweckmäßig ihre Mußestunden erheitern oder sich von ihren Sorgen zerstreuen — alles schwebt im Dunkeln."

Ich kam mit einigen Freunden überein, uns abends im Leopoldstädter Theater zu treffen, um dort der Aufführung eines kleines Stückes, „Die Fremden in Wien"[1]) beizuwohnen, welches vorzugsweise ein volles Haus zu machen pflegte. Um sieben Uhr hatten wir uns mit vieler Mühe Billets verschafft und drangen in den Saal, der bereits gefüllt war. Das Stück verdiente in der Tat seinen Erfolg. Neben dem Talent des Schauspielers Scholz, der sich darin auszeichnete, applaudierte man auch pikante Stellen und mehrere geistreiche Anspielungen. Alle Nationen Europas, in Wien durch die Eintracht und das Vergnügen zusammengekettet, spielten darin eine nach der anderen ihre Rolle.

— „Der Friede, aus den Versammlungen des Kongresses verbannt, hat sich auf die Bretter geflüchtet," sagte Koslowski zu mir. „Ist es nicht ergötzlich, zu sehen, wie Europas Nationen auf der Leopoldstädter Bühne sich die Hand reichen und ein allgemeines Ballett tanzen, während ihre ernsten Vertreter wenige Schritte

1) „Die Fremden in Wien" ein Lustspiel in drei Aufzügen, war von Adolf Bäuerle und wurde am 17. Dezember 1814 zum 1. Male gegeben (Theaterzeitung, Wien, 1814, Nr. 144).

von hier auf dem Sprunge stehen, handgemein zu werden?“

Einige Tage später wurden dem Andenken des Prinzen von Ligne die aufrichtigsten Tränen geweint. Man hielt für den Marschall, als Ritter vom goldenen Vließe, einen feierlichen Gottesdienst in der Hofkapelle. Seine Freunde, seine Familie und seine Bewunderer waren dabei zugegen. Diese zahlreiche und trauernde Menge war ein deutlicher Beweis, daß der berühmte Mann nicht ganz ins Grab gestiegen sei.

Unter den Anwesenden bemerkte man den Grafen Roger von Damas[1]), dieses echte Bild der alten Paladine, dessen Leben ebenso glänzend gewesen war, als das seiner Vorbilder. Als ein eifriger Verehrer des Prinzen von Ligne, der ihn einen Braven von liebenswürdigem Ungestüm nannte, war er wenige Tage nach dessen Tode zu Wien angelangt, und kam nun verspätet, um ebenfalls über der Asche eines Freundes seine Tränen zu weinen.

1) Graf Roger von Damas, geb. 1765, schon mit 14 Jahren französischer Offizier, machte als Volontär bei den Russen den Türkenkrieg mit, wo ihn de Ligne kennen lernte, später stand er unter Condé und in einer Emigrantenlegion. Nach einer schweren Verwundung zog er sich nach Wien zurück und begab sich erst nach der Restauration wieder nach Frankreich, wo er 1823 starb.

XXII

Folgen eines Maskenballs. — Wie Lord S * * * (Stuart) überrascht wird. — Die drei Zigeunerinnen. — Ein geselliger Abend. — Die beiden Wahnsinnigen oder die Erschütterung der Liebe.

Auf dem letzten Maskenball hatte mich unsere reizende Nachbarin, die Gräfin Z... a[1]) für eine Verschwörung angeworben, deren Ziel mir jedoch unbekannt geblieben war. Ein Brief erinnerte mich an mein Versprechen. Vor Mittag begab ich mich zu ihr; der Fürst Cariati war mir bereits vorausgegangen, da er ebenso ungeduldig die Person, welcher der Scherz galt, sowie die uns in der Intrige zugedachten Rollen kennen zu lernen wünschte, wie ich.

Nach dem Frühstück führte uns die Gräfin in einen ihrer Säle. Kostbarer und künstlich gearbeiteter italienischer Marmor, die reichsten und elegantesten Mobilien, mit den glänzendsten Stoffen, den seltensten Blumen aller Klimate geschmückt, machten ihre Wohnung zu einem Tempel Aspasiens. Ihre geistreiche und pikante Unterhaltung ergänzte die Illusion. Sie hieß uns neben ihr auf den Divan niedersitzen und begann dann, inmitten dieses ewigen Frühlings in folgenden Worten:

— „Sie werden von einer Frau nicht erwarten, daß sie einen Mann, der ihr gestanden hat, daß er sie, wenngleich unter der Maske, liebenswürdig finde, dafür stra-

1) Zamoiska, s. früher.

fen oder gar bis zum Übermut peinigen möchte. Der, dem ich einen Possen zu spielen beabsichtige, hat es mir auf hundert geistreiche Arten gesagt. Dazu ist er jung und schön. Die Echtheit seines Geschmackes beweist er mir durch eine Treue von bereits vier Wochen; in dieser Flut von Bällen, wo es gewiß nicht an Wesen fehlt, die ihn in seiner Beharrlichkeit wankend machen könnten, beschäftigt er sich allein mit mir. Wundern Sie sich daher nicht, wenn ich Sie nicht sowohl zu Teilnehmern einer Neckerei, als einer Überraschung mache. Aber ich wünsche, daß sie möglichst geschmackvoll ausfalle, und zähle daher auf Ihren Scharfsinn, Ihren Mutwillen, und mehr noch auf Ihre Freundschaft für mich. Und jetzt komme ich zur Sache."

— „In vier aufeinander folgenden Maskenbällen wurde Lord S * * *[1]) nicht müde, sich an meine Schritte zu heften. Er wünschte eine Frau, die sich darin gefiel, ihn mit einiger Beharrlichkeit zu schrauben, endlich kennen zu lernen. Mein Versuch aber, ihn gewissermaßen in ein Labyrinth zu führen, wurde mir eben nicht schwer. Ich durfte nur einige Epochen aus seinem öffentlichen Leben mit einigen einzelnen Umständen aus seinem Aufenthalt zu Wien zusammenstellen, und er mußte glauben, daß dieselbe Zauberin, welche jetzt zu ihm sprach,

1) Stuart, über ihn und seine derben Witze und Zudringlichkeiten, die oft eine gründliche Zurechtweisung erfuhren, schreibt die Gräfin Bernstorff, l. c., I, S. 169: „Lord Stewart belustigte oft, wenn auch auf ganz andere, ihm zumeist unbewußte und ihn leider stets herabwürdigende Weise. Es war ihm der sehr verdiente Ruf eines Helden vorausgegangen, auch seine Erscheinung konnte nur für ihn einnehmen, denn er war schön, sah in der roten Husarenuniform sehr stattlich aus, und das eine immer tränende Auge gab ihm nur eine etwas sentimentale, aber nicht entstellende Miene. Dieser günstige Eindruck ward indessen nur zu bald durch seine Abgeschmacktheit, die sich mehr und mehr offenbarte, verdrängt."

ihm in den Krieg auf die Halbinsel, in das Lager der verbündeten Monarchen, und selbst bis hinter den Vorhang seiner Herzensangelegenheiten in England gefolgt sei — eine Episode, deren Geheimnisse er im Verlaufe der Unterhaltung verraten sah, worüber er jedoch nicht sehr erzürnt schien. Ich benutzte ferner verschiedene Nachrichten aus seinem Leben, die er selbst mir mitteilte, indem ich sie ihm mit einigen Varianten acht Tage später wieder erzählte, als hätte ich sie längst gewußt. Seine Spannung hat dadurch den höchsten Grad erreicht. Und nun, da dieser kleine Roman bis zu seinem zweiten Teile gediehen ist, sollen Sie auch erfahren, wie ich die Entwickelung desselben herbeiführen werde.

„Ein Herz, welches nicht mehr frei ist, kann sich nicht mehr verschenken; kaum, daß seine Selbstverteidigung ihm zum großen Verdienst angerechnet werden kann. Das habe ich dem unermüdlichen Lord mehr als einmal gesagt. Aber Sie wähnen es so leicht, meine Herren, als ob man nur der Form wegen und um die Ehre der Flagge zu retten widerstände, daß man Ihnen beweisen muß, man widerstehe Ihnen auch in der Tat. Ich werde der Laune eines Augenblicks nicht das Glück einer Neigung opfern, welche einen Teil meines Lebens ausmacht. Ich will, daß die diplomatische Exzellenz mich so kennen lerne, wie ich bin. Aber vorher beabsichtige ich ihm eine unschädliche Lektion zu geben, aus der er lernen möge, wie flüchtig und unhaltbar alle sympathetischen Eindrücke sind, die man von einem Maskenballe davonträgt.

„Da es indessen scheint, daß alle Pläne sich hier mit einem außergewöhnlichen und geheimnisvollen Reflex färben müssen, und daß Seine Herrlichkeit einen wenn auch nicht allzustarken Hang zum Romanhaften besitzt,

so habe ich ihm vorgeschlagen, sich heute Abend acht Uhr am Ende der großen Allee des Praters einzufinden. Ich habe ihm gesagt, daß er dort einen Wagen treffen, und daß sein Führer ihn, jedoch nur mit verbundenen Augen, zu mir bringen werde.

„Ein Charakter wie der seinige hat, wie Sie sich leicht denken werden, nicht angestanden, auf diesen Vorschlag einzugehen. Da es jedoch für den Repräsentanten einer so einflußreichen Macht, wie die seinige, nicht eben allzuweise gehandelt heißt, sich in ein Abenteuer einzulassen, dessen Folgen ganz anders ausfallen könnten, als er sich vielleicht schmeichelt, so wünsche ich, daß unser Empfang nach seiner kleinen Lektion völlig des mir geschenkten Zutrauens würdig sei. Ich habe die meisten meiner Freunde eingeladen; wir alle werden maskiert sein. Isabey und Moreau werden das Detail dieses venetianischen Festes leiten; über den Erfolg desselben kann kein Zweifel obwalten. Nach dem Souper wird Ball und Konzert sein. Alles, hoffe ich, wird sich vereinigen, ihm eine dauernde und angenehme Erinnerung dieses Abends zu sichern."

— „Das heißt, Gräfin," meinte Cariati, „Sie wünschen Mylord nicht zu verlieren. Wenn Sie durch solche Mittel seinen Kopf und sein Herz zu erkalten hoffen, so muß ich gestehen, daß die Probe neu ist. Meinem Dafürhalten nach würde sie genügen, um Kopf und Herz bei jedem anderen erst ganz zu verwirren."

„Sie kennen meinen Plan erst zur Hälfte", erwiderte die Gräfin.

Sie klingelte.

„Ich lasse Fräulein Julie ersuchen," sagte sie zu dem eintretenden Bedienten, „einen Augenblick zu mir herabzukommen."

„Eine vortreffliche Mitspielerin," wandte sie sich wieder an uns, „die meine Gehilfin werden muß. Sie kennen beide, meine Herren, meine Adoptivtochter. Ihre Gewandtheit wird uns in der Lektion, die ich beabsichtige, nicht ohne Nutzen sein."

Julie erscheint: und während die Gräfin ihr ein vollständiges Zigeunerinnenkostüm anlegen hilft, will ich versuchen, ihr Bild zu entwerfen.

Nur einem Rafael oder Albano würde es gelingen, die sechzehnjährige Julie zu malen. Der erstere würde ihr sittsam-bescheidenes Wesen als einen über sie ausgegossenen göttlichen Hauch hervorheben, der andere jene Anmut, welche wir an seinen Liebenden bewundern. Sie besitzt Geschmack, Scharfsinn und Witz; nichts ist verführerischer, als sie reden zu hören. Reizend selbst dann, wenn sie nichts tut oder sagt, wird sie unwiderstehlich, sobald sie spricht, sobald sie tanzt, singt oder sich begleitet. Der Ausdruck ihres schönen Gesichts bürgt für ihre reine Seele. Kurz — Tochter einer italienischen Mutter, eines englischen Vaters, in Frankreich geboren, während Deutschland ihre Erziehung vollendete, scheint sie das Gepräge des Vortrefflichsten, was in all diesen verschiedenen Ländern gefunden werden mag, treu bewahrt zu haben[1]).

— „Nun erwarte ich noch meine zweite Gehilfin", sagte die Gräfin.

„Und wen denn?"

— „Madame D * * *. Aber merken Sie denn noch immer nicht, worauf ich es eigentlich mit der Lektion, die ich Mylord erteilen will, abgesehen habe?"

1) Diese liebenswürdige Dame verheiratete sich später mit dem Ritter Ten .... ski und ist noch jetzt die Zierde der höheren Zirkel Wiens. (Not. d. Verf.)

Madame D * * * trat ein. Ihre fünfzig Jahre hatten ihrem Antlitz die jugendliche Frische geraubt; aber noch besaß sie eine Anmut in der Haltung und eine Gefälligkeit des Wuchses, wie man sie bei Damen ihres Alters gewiß äußerst selten trifft. Auch für sie lag ein Zigeunerinnenkostüm bereit. Ohne weiter nachzufragen, begriffen wir jetzt augenblicklich die Absicht der losen Gräfin. Da jedoch die Probe der Rollen die übrigen Stunden des Tages in Anspruch nahm, ließen wir sie mit ihren beiden Mitverschworenen allein.

Um sieben Uhr begaben wir uns nach der Jägerzeile. Wir fanden die Gräfin und ihre Teilnehmerinnen bereits unter den Waffen. Alle drei waren wie Zigeunerinnen, jedoch reich und geschmackvoll, und überdies durchaus gleich gekleidet. Die Maske vollends machte es fast ganz unmöglich, jeder von ihnen ihren Namen und ihr Alter zu nennen. Durch die ungemeine Ähnlichkeit ihres Wuchses wurden die drei Stufen weiblicher Schönheit: erste Blüte, höchster Reiz und Verwelken, vollkommen versteckt. Mehrere Freunde der Gräfin ließen es sich sehr eifrig angelegen sein, den Herren Isabey und Moreau bei den Vorrüstungen zu dem Feste hilfreiche Hand zu leisten. Die Einladungen hatten auf acht Uhr gelautet: Jeder zeigte sich pünktlich und erschien in ein Charakterkostüm gekleidet.

Um siebeneinhalb Uhr besteigt Herr Moreau, in einen weiten Domino gehüllt, den Wagen der Gräfin und begibt sich nach dem Prater in die Nähe des Lusthauses, wo Seine Herrlichkeit ihren geheimnisvollen Führer erwarten sollte. Die Neugier, die Eigenliebe oder was für ein andrer Beweggrund es sein mochte, hatte Mylord zur Pünktlichkeit veranlaßt, und seinem Versprechen gemäß war er allein. Herr Moreau, der ein tiefes Still-

schweigen beobachtet, verbindet ihm die Augen, läßt ihn in den Wagen steigen, und nun geht's auf und davon. Ohne die Lippen zu öffnen, führt er ihn eine Stunde lang im Galopp zweier mutiger, von einem Wiener Kutscher gelenkter Pferde herum: die Wiener Rosselenker werden bekanntlich für die geschicktesten Europas gehalten. Um achteinhalb Uhr hören wir endlich den Wagen in den Hof des Hotels rollen, dessen Tore sich sogleich wieder schließen.

Auf der Haustreppe nimmt Herr Moreau dem Lord die Binde von den Augen. Und von nun an beginnt eine Reihe von Überraschungen der Art, daß derjenige, dem sie galten, gewiß eine doppelte Empfindung, die der Dankbarkeit und des Erstaunens, davongetragen hat. Das Haus der Gräfin Z . . . a zeigte bis in seine geringsten Einzelheiten alles, was Prachtliebe und Geschmack des Auserlesensten vereinigen können. Die kostbaren Bronzegegenstände, die Kunstsachen, die mit Lasursteinen getäfelten und durch tausend Wachslichter erhellten Zimmer gaben ihm das Ansehen eines Feenschlosses. Indessen hatte man den zauberhaften Eindruck noch durch das Seltenste, was die Natur bieten mag, zu erhöhen gesucht. Pflanzen und Blumen aus allen Zonen schmückten die Bogengänge, die Treppen und die Säle; man fand hier Orangenbäume mit Blüten und Früchten prangend, zwischen welche sich traubenschwere Weinreben hindurchschlangen, und die vom Hausflur bis in den Hauptsaal ein einziges Gelände bildeten.

Durch mehrere verlassene und lautlose Säle gelangt Mylord endlich, immer von seinem unbekannten Führer geleitet, in eines dieser duftreichen Bosketts. Eine Alabasterlampe verbreitet ein magisches Dämmerlicht.

Painted by G. Fleming

Engraved by J. Jagger

The Hon.ble Major General Charles Stuart

In einem Laubengange gewahrt er jene rätselhafte Dame, welcher er auf dem Maskenballe den Hof gemacht hat; er geht ihr entgegen, er will in seinem Entzücken sich der Verehrungswürdigen, die er endlich von Angesicht zu Angesicht schauen soll, zu Füßen werfen. Aber eine zarte Hand legt sich auf seine Schulter und hält ihn zurück: er wendet sich um und erblickt eine zweite Zauberin, welche der ersteren in allem aufs Haar gleich sieht. Er öffnet den Mund, um seinem Erstaunen Worte zu geben; da gleitet ein weicher Arm in den seinigen und veranlaßt ihn, sich nach dieser Seite zu wenden: eine dritte Zigeunerin zeigt sich seinen Blicken. Er glaubt zu träumen. Bei allen dreien findet er durchaus denselben zarten und schlanken Wuchs, denselben gefälligen und leichten Gang, den nämlichen Fuß, die nämliche Hand, welche er so oft bewundert hat. Aber sein Erstaunen steigt auf den höchsten Gipfel, als jede zugleich das Wort nimmt und ihm alle Einzelheiten aus seinen Reden und alle Beteuerungen wiederholt, die er doch nur an eine einzige gerichtet zu haben glaubte. Wunder über Wunder! drei verschiedene Münde reden zu ihm, und dennoch vernimmt er nur eine Stimme, so sehr gleichen sich diese drei Organe unter der Maske durch ihre Frische, durch die Lebendigkeit ihrer Betonung. In seiner Verwirrung weiß er nicht, an welche dieser drei phantastischen Erscheinungen er seine Huldigung zu richten habe; es ist ihm unmöglich, diejenige herauszufinden, die seit einem Monat das Ziel seiner unablässigen Verfolgung war.

Endlich klatscht eine der Zauberinnen in die Hände. Auf dieses Zeichen ertönt eine süße Musik. Die drei Masken fallen, und Mylord erblickt drei Frauen oder vielmehr die drei Lebensalter einer Frau.

— „Edler Amadis," redet die Gräfin ihn an, „verzeihen Sie eine unschuldige Täuschung. Sie sehen hier drei Damen, unter welchen Sie keine zu erkennen und daher auch keine anzureden wagten. Gleichwohl hat nur eine derselben auf der Redoute Ihr Vertrauen und Ihre Schwüre empfangen. So gestehen Sie denn: Eine Liebe, welche einem Maskenball ihr Entstehen verdankt, darf man nicht Liebe nennen. Die Einbildung erzeugt sie, der Traum nährt sie, das Herz weiß nichts davon."

Mit diesen Worten faßt sie ihn bei der Hand und führt ihn in die Säle, wo ihre Gesellschaft sich zu seinem Empfange versammelt hat. Höchst artig wird er hier durch englische Nationalweisen, ausgeführt von einem gewählten Orchester, bei seinem Eintritt bewillkommt und so nach dem für ihn bestimmten Platze geführt. Kaum hat er sich gesetzt, als Fräulein Lombard[1]) vor ihn hintritt und einige für diesen Zweck gedichtete Verse deklamiert. Dann führte man Charaktertänze auf, die ihn an die von ihm durchreisten Länder erinnerten. Man ließ Konzerte und Tänze miteinander abwechseln, und so rückte unter dieser Reihe von Vergnügungen allmählich die Zeit des Soupers heran. Auch hier sollte das Inkognito der übrigen Anwesenden noch fortdauern, denn man war übereingekommen, maskiert zu soupieren. Mylord bat indessen so inständig, sich endlich zu erkennen zu geben, daß auf ein neues Zeichen alle Masken fielen. Die meisten von denen, welche die Säle füllten, waren ihm bekannt. Man drängte sich um ihn herum und zog ihn endlich in den Speisesaal.

1) Fanni Lombard (s. früher), Tänzerin aus Lyon, (s. Vaterländ. Blätter usw., Wien, 1815, S. 24,) kam laut Fremdenliste am 7. Januar 1815 aus Paris an.

Das Mahl war köstlich und des geschmackvollen Scherzes, dem es folgte, vollkommen würdig. Die ungezwungenste Heiterkeit belebte es. Als Mylord endlich nach Mitternacht sich von der schönen Zauberin verabschiedete, lud er, vermutlich um gegen ein so zuvorkommendes Betragen nicht allzusehr zurückzubleiben, die ganze Gesellschaft für den anderen Tag zu einem Diner in seine Wohnung ein.

So endete dieser ergötzliche Abend. Obgleich das kleine Fest mitten unter so glänzenden Feierlichkeiten fast verschwinden mußte, so war es nichtsdestoweniger eines von den schönsten, welches irgendeiner der Anwesenden während des Kongresses erlebt zu haben sich gestehen durfte.

In dem Diner, welches uns tags darauf Lord S * * * gab, zeigte sich gewiß die ganze Prachtliebe oder Eitelkeit der Engländer. Aus der Art seiner Wiedervergeltung war deutlich zu ersehen, welch' hohen Wert er darauf legte, sich bei dergleichen Gelegenheiten nicht übertreffen zu lassen.

Das Bankett, bei welchem außer der gestrigen Gesellschaft noch die Fürsten Razumowski und Koslowski, der Herzog von Argyle, Lord Cathcart, der Fürst von Starhemberg und einige andere Notabilitäten zugegen waren, wurde mit einer unerhörten Verschwendung serviert. Die für die Damen bestimmten Plätze waren durch Blumensträuße der seltensten Gattungen bezeichnet; blendendes Silbergeschirr erhob sich amphitheatralisch auf den Kredenztischen. Und so ließ das Ganze den Wunsch durchblicken, es allem, was am gestrigen Abend der gute Geschmack geleistet, durch Glanz und Pracht gleichzutun.

Alles ging vortrefflich, solange es sich nicht darum

handelte, die Honneurs bei Tische zu machen. Als aber beim zweiten Gedeck der befriedigte Appetit erlaubte, von etwas anderem als den Gerichten zu sprechen, begann Mylord mit dem ganzen Nationalstolz eines Engländers ohne Rückhalt die Vorzüge seines Landes hervorzuheben und zeigte sich besonders freigebig mit Spötteleien auf die Deutschen. Die gemütlichen und höflichen Wiener ließen es sich nicht eben sehr angelegen sein, seine Beweisgründe zu widerlegen. In der Hoffnung, daß Frankreich verwundbarer sein würde, richtete er seine Waffen jetzt gegen dieses.

— „Der englische Charakter", sagte er, „ist eigentlich derjenige, der dem Manne am meisten ansteht. Selten fühlt ein Engländer das Bedürfnis, seine Gedanken mitzuteilen; er hält es für seiner unwürdig, mit seinem Geiste zu prunken und mittelst schöner Worte einen Zirkel für sich einzunehmen. Auf die Huldigungen der Gesellschaft legt er durchaus keinen Wert; sie sind ihm nichts weiter als unnütze und erkünstelte Regungen. Daher der frostige Empfang, welchen in England die schönsten Redensarten der Fremden finden. Was man an jedem anderen Orte Liebenswürdigkeit nennt, ist dort eine schlechte Empfehlung."

Das war nun allerdings ein offener Angriff. Aber es konnte nicht fehlen, daß der Handschuh, den er uns hingeworfen, aufgehoben wurde. Mylord überschritt die einfachsten Gesetze aller guten Sitte, indem er sich an dem Vaterlande mehrerer seiner Gäste ergriff. Es wäre Schwäche gewesen, hätte man ihm diesen Verstoß gegen die Höflichkeit zugute halten wollen. Einer von uns, der noch vor kurzem an einem etwas willkürlichen Hofe gelebt und sich dort hin und wieder ziemlich lebhafte Äußerungen über einige ungerechte Urteile er-

laubt hatte, nahm keinen Anstand, ihm zu antworten. Auch gelang es seiner aus dem Stegreif geführten Verteidigung bald, seinen Gegner aus dem Sattel zu heben.

„Wir, Mylord, haben uns gewöhnt, unsere Behauptungen mit Tatsachen zu belegen, was immer schlagender ist als bloße Redensarten. Viele Worte halten wir noch nicht für Geist und bittere Urteile noch nicht für Beweise. Um den französischen Charakter zu retten, will ich nur weniges anführen. Sie sehen, wie ganz Europa unsere Sitten, unsere Begriffe, unsere Literatur, unsere schönen Künste, selbst unsere Sprache sich aneignet. Was hat uns diese seltene Auszeichnung verschafft? Einzig unser Charakter. Nennen Sie ihn leicht, so werden Sie ihm dagegen die Gefälligkeit, die sein eigentümlichster Zug ist, nicht absprechen können. Diese Eigenschaft finden Sie bei uns im höchsten Grade, und eben sie gibt der Gesellschaft ihren Reiz, dem Geiste seinen Glanz, dem Leben seine Anmut und Innigkeit."

— „Ich gebe zu, daß Frankreich Europa zu allen Zeiten mit Haarkräuslern, Tanzmeistern und Köchen versorgt hat. England wird ihm dies Vorrecht nicht streitig machen. Aber das ist auch alles, worauf Ihre vermeintliche Überlegenheit in den schönen Künsten beruht."

„In den schönen Künsten, Mylord?" rief Isabey. „Vergessen Sie, daß Sie von dem Vaterlande eines Lesueur, Poussin, Girardon, David und Girodet reden? Sie werden doch den erhabensten Schöpfungen des Genies nicht einige triviale Blätter Hogarths entgegenstellen wollen? Hat wohl Ihre Kupferstecherkunst in der Behandlung edlerer Vorwürfe die unsrige jemals an Vollkommenheit erreicht? An der schwarzen, weichen

Manier ohne Energie, die Ihre Zeichner erfanden, rühmten Sie die zweckmäßigere Verteilung; aber dies Verdienst hat Nachahmer gefunden, ohne zu überzeugen. Eine Schule hat Großbritannien, von einigen Genrebildern abgesehen, niemals gehabt und wird sie nie haben."

— „Gesetzt, daß dies alles so wäre," warf Mylord ein; „wer wird aber Englands Übergewicht in Rücksicht auf Manufakturen, Handel, Ackerbau, Pferde, Equipagen, Gesetze, Literatur und Sitten bezweifeln?"

„Gewiß," erwiderte Herr Rouen, „die Palme des Handels bleibe England. Aber glaubt es seine Nachbarn auch in den gewerblichen Künsten, bei welchen es sich um Geschmack handelt, besiegt zu haben? Wähnt es vielleicht, an Tapeten etwas Besseres liefern zu können, als unsere Gobelins? Kann es mit seinem Halbporzellan von Wedgewood unser Porzellan von Sêvres verdunkeln? Haben Ihre barocken Tücher je unsere gefälligen Muster übertroffen? Gießen Sie mit unserer Vollkommenheit Spiegel? Dürfen sich Ihre Seidenstoffe an Kostbarkeit mit den unsrigen messen? Wiegt Ihre Uhrmacherkunst diejenige Breguets auf? Kann man das unentwirrbare Chaos Ihrer Gesetze, die Handhabung der bizarresten feudalen Gebräuche mit der Einfachheit und Einheit unserer Gesetzgebung in Parallele stellen? Unaufhörlich haben Sie das Wort Freiheit im Munde, und doch gibt es kein sklavischeres Land als das Ihrige: ein Teil Ihrer Bevölkerung seufzt noch unter dem Joche des ungerechtesten Ausschlusses und einer Art politischen Helotismus. Und um von der Literatur zu reden, wird der unausgebildete Geist Shakespeares in den Augen der Nachwelt Corneille und Racine jemals entthronen? Wen wollen Sie Molière, dem ersten Komiker aller Zeiten

und Länder, entgegenstellen? Was Ihre Sitten betrifft, so erlauben Sie mir zu bezweifeln, daß die Kälte und der finstere Egoismus derselben jemals die moralische Eroberung Europas machen werden. Ihre übertriebene Achtung für den Reichtum, Ihre unbegrenzte Genußsucht und Ihre ewige Langeweile, die fast durch kein Vergnügen zu verscheuchen ist: alles dies wird die englische Nation immer zu einer fast fremden Familie inmitten der großen europäischen Familien machen."

— ‚Die Hauptstadt eines Landes", entgegnete Mylord, „ist wie das Gesicht eines Menschen; und wie könnte man, um nicht länger bei Einzelheiten zu verweilen, die Kloaken von Paris mit London, der Königin der Städte, vergleichen? Überall begegnet das Auge hier dem Wiederschein des Überflusses und dem Bilde der Macht eines großen Volkes."

„In beiden Städten habe ich lange Zeit gewohnt", sagte der Graf von Méjan[1]); „ich könnte die Parallele allenfalls aufstellen; aber ich weiß in der Tat nicht, welcher von beiden ich den Vorzug geben soll. Wenn ich zugeben muß, in England alle Anzeichen des Überflusses gefunden zu haben, so darf ich dagegen auch nicht verschweigen, daß die Freunde der Künste, der Wissenschaften oder auch der Vergnügungen, sobald sie können, diesem nebligen Himmel zu entfliehen suchen, um ihn gegen die lachenden Ufer der Seine zu vertauschen, hier die ernste Pracht unserer Denkmäler, die Zierlichkeit unserer Gebäude, den feinen Geist unserer Zirkel, jene Lebhaftigkeit, jenen Geschmack zu bewundern, welche allem Anmut und Leben geben. In Paris, um kurz zu sein, genießt man trunken des

1) Étienne Graf Méjan, französischer Publizist, Privatsekretär des Prinzen Eugen von Beauharnais, geb. 1766, gest. zu München 1846.

Glücks; in London lebt man in einem schwermütigen Traume."

Eine zu diesem Tone gediehene Unterhaltung konnte dem Diner Seiner Herrlichkeit kaum einen Hauch von Freude, Offenheit und Vertraulichkeit verleihen. Vielleicht hätte unser Wirt verdient, daß man all diesen Vergleichungen ein Ende machte, indem man die diplomatische Haltung der fremden Gesandten gegen die seinige hielt. Seit vier Monaten hatte er sich nur durch einige Sonderbarkeiten bemerklich gemacht, welche dem deutschen Ernst höchst auffallend und sogar anstößig sein mußten. Da wir aber bei den Vorbereitungen zu dem kleinen Feste, wodurch Madame Z...a einem auf dem Maskenball begonnenen Scherze die Krone aufzusetzen gewünscht, hilfreiche Hand geleistet hatten, so war es unsere Absicht gewesen, sie zum Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit zu machen. Wir würden ihr und unser Werk zerstört haben, hätten wir unser Mißfallen über jene unbesonnenen Aburteilungen an den Tag legen wollen, welche anderswo vielleicht für bloßen Nationaldünkel gegolten hätten, welche aber, in seinem eigenen Hotel geäußert, nicht allzusehr die Erwartungen befriedigten, die man von dem Vertreter eines der nachgiebigsten und höflichsten Fürsten Europas hegen durfte.

Vom Tische traten wir in den Saal, wo ein Konzert war. Später versuchte man auch zu tanzen; aber der ganze Abend kränkelte an dem frostigen Gefühle, welches jene Gespräche bei der Tafel erregt hatten. Man zog sich frühzeitig zurück. Mehrere unter uns begleiteten die Gräfin in ihr Hotel, wo wir bald in ihrem Kabinett um einen Teetisch vereinigt waren.

Es entspann sich in diesem kleinen Kreise von Freun-

den eine recht vertrauliche Unterhaltung. Anfangs fügte man ein Langes und Breites zu dem Kapitel der häufigen Sonderbarkeiten hinzu, die während seines Aufenthaltes in Wien jeden Tag eines Mannes bezeichneten, dessen Vorfahren und persönliches Verdienst genügt hätten, um ihn anders als durch einen Wortkrieg von so schlechtem Tone bemerklich zu machen. Nachher ging man zu der Vergleichung der so frostigen Gesellschaft, die wir soeben verlassen hatten, mit dem so ergötzlichen und munteren Festchen von gestern über. Ganz einfach kam man dann auch auf die erste Veranlassung desselben, die Liebe; und hier stand man an einer unerschöpflichen Quelle angenehmer Unterhaltung und freundschaftlicher Einwürfe. Die Damen nahmen, wie gewöhnlich, die wahren und tiefen Empfindungen ausschließlich für ihr Geschlecht in Anspruch, da das Herz der Männer, wie sie behaupteten, denselben verschlossen sei. Sie führten sowohl die Lavallière als die Nina an; aus der ersteren habe die Liebe eine Nonne, aus der zweiten eine Wahnsinnige gemacht.

— „Seien Sie überzeugt, meine Damen," wandte ich dagegen ein, „daß die Wunden der Liebe unserem Geschlecht ebenso schmerzhaft sind als dem Ihrigen. Die Geschichte aller Länder liefert dafür eine Menge von Beweisen."

Sie lächelten mit ungläubiger Miene.

— „Wenn Sie erlauben," sagte Herr Lucchesini, „werde ich Ihnen zwei schlagende Beispiele anführen. Bei einem Besuche, den ich vor geraumer Zeit im Irrenhause zu Florenz machte, habe ich dort die beiden bedauernswertesten Zeugen von der unerhörten Wirkung gefunden, welche die Erschütterungen der Liebe, sowohl durch ein Übermaß von Freude als durch allzu-

tief empfundenen Schmerz, auf uns Männer hervorzubringen vermögen. Diese beiden Geschichtchen, welche ich aus dem eigenen Munde des Vorstehers der Anstalt habe, werden Sie überzeugen, daß jene sanfte und gleichwohl in ihren Folgen oft so unglückliche Leidenschaft ihre Opfer ohne Unterschied verschlingt.

„In dem von diesem Hospitale abhängigen und demselben angrenzenden Krankenhause befinden sich unter der Aufsicht des Doktors Santini, dessen medizinischen Ruf Sie kennen, gegenwärtig zwei junge Männer, welche durch die Liebe aus ganz verschiedenen Ursachen den Verstand verloren haben. Der eine derselben, Namens Vittorio Baldini, ist der Sohn des ausgezeichneten Advokaten gleichen Namens zu Siena. Sein Vater bestimmte ihn ebenfalls zu einem Rechtsgelehrten und wollte selbst seine Studien leiten. Nach beendetem Schulkursus nahm er ihn daher in sein Haus, um ihn in das Labyrinth der Gesetze einzuweihen. Der junge Vittorio machte darin bald ebenso schnelle als auffallende Fortschritte. Ganze Tage lang lebte er einsam in seinem Zimmer und unterbrach seine ernsten Studien nur durch die Übung im Flötenspiel, worin er sich möglichste Vollkommenheit zu erwerben wünschte. Die Hoffnung, daß ein solcher Eifer ihn einst befähigen würde, den Ruf der Beredsamkeit und Gelehrheit, welchen sein Vater in ganz Toskana sich erworben, würdig zu behaupten, erfüllte seine Familie mit wahrer Freude. Indessen war das Studium der justinianischen Gesetze, der Pandekten und des römischen Rechts nicht die einzige Ursache dieses beharrlichen Einsiedlerlebens. In dem Hause, welches dem des Rechtsgelehrten gegenüberstand, wohnte eine junge Näherin, Namens Camilla, die sowohl durch ihre Schönheit als durch ihre

musterhafte Aufführung in der Stadt berühmt war. Von Kindheit auf eine Waise, lebte sie unter dem Schutze eines Oheims von ihrer Arbeit. Als sie sah, daß sie jede Minute des Tages der Gegenstand zärtlicher Beobachtung war, nistete sich allmählich der Zauber einer ersten Liebe in ihrem Herzen ein. Freundliche Grüße dienten den jungen Leuten bald zu Dolmetschern ihrer Gedanken; und da man ohne Gefahr keine Briefe wechseln konnte, nahm man seine Zuflucht zur Blumensprache, die heutiges Tages den fleißigen Grisetten des schönen Toskana ebenso geläufig und verständlich ist als den unempfindlichen Fürstinnen.

„Mittels dieser unschuldigen Zeichen bestimmten sie sich Zusammenkünfte. Je öfter sie sich sahen, je mehr lernten sie sich lieben. Kein Artikel des Gesetzbuches verbietet jungen oder alten Leuten, die sich leidenschaftlich lieben, sich zu heiraten. Unser Rechtskundiger versprach ihr also die Ehe und erhielt als Gegengeschenk so mancherlei unschuldige Gunstbezeugungen, die jedoch die Liebe nicht mit dem ersten Seufzer beginnen und mit dem ersten Kusse endigen ließen.

„ Es gibt ein Alter, in welchem man leicht alles hofft, was man wünscht. Vittorio, nicht allein des Herzens seiner Geliebten, sondern auch der Einwilligung seiner Familie gewiß, trat daher eines Morgens vor seinen Vater, um die seinige nachzusuchen. Die Baldinis, welche unter ihren Vorfahren sogar Podestàs zählten, waren bei dem bloßen Gedanken an eine solche Mißheirat aufs höchste erzürnt. Aus dem Tone jedoch, in welchem der junge Mann seine Bitte vorgetragen, schlossen sie, daß das Übel bereits tiefe Wurzel geschlagen habe, und suchten daher den Folgen desselben bestmöglichst vorzubeugen. Der arme Liebhaber sollte nach Palermo ab-

reisen und auf zwei Jahre einem dortigen Oheim übergeben werden.

„Noch an demselben Tage mußte er diesem Befehle gehorchen; aber von diesem Augenblick an gab er jeden Gedanken ans Studieren auf. Sein einziger Trost bestand darin, beständig von der, die sein Herz besaß, zu träumen und in der Einsamkeit, dieser unschuldigen Teilnehmerin schwerer Leiden, auf seiner Flöte alle Weisen zu wiederholen, die sie einst so gern gehört hatte.

„Die beiden Jahre verflossen; aber seine glühende Liebe für Camilla hatte diese Verbannung in nichts geschwächt. Bei seiner Zurückkunft in Siena fand er die Liebe seiner Familie wieder, aber nicht diejenige, um derentwillen er jene verloren hatte. Alles, was er von Camilla erfahren konnte, war, daß sie kurz nach seiner Abreise nach Sizilien mit ihrem Oheim die Stadt verlassen hatte und daß durchaus niemand wußte, was aus dem einen oder der anderen geworden sei. Diese Nachricht steigerte die Schwermut des jungen Vittorio zu einem wirklichen Übel; seine Gesundheit begann zu schwanken, ohne daß die eifrigsten Bemühungen seiner Mutter und seiner Schwester über sein tief verwundetes Herz etwas vermocht hätten.

„Um jene Zeit wurde Baldini, der Vater, nach Florenz gerufen, um dort die Verteidigung einer wichtigen Sache zu übernehmen. Er ließ sich von seinem Sohne dahin begleiten. Er hoffte ihn durch diese kleine Reise von seiner Traurigkeit zu heilen und wollte ihn außerdem, da Vittorio im Begriff stand, seinen Wirkungskreis zu betreten, seinen zahlreichen Freunden empfehlen. Aber weder die mancherlei Sorgen, welche dieses Vorhaben erheischte, noch die Wärme, womit er

empfangen wurde, noch auch die verschiedenen Zerstreuungen, welche eine Hauptstadt bietet, vermochten Vittorios Kummer über den Verlust derjenigen, die er so sehr liebte und von der er sich so sehr geliebt glaubte, zu verscheuchen. Alles erschien ihm in düsteren Farben; er floh die Welt, er suchte nur die Einsamkeit, um hier durch Nachdenken über das Vergangene seine Schwermut zu nähren.

„Eines Abends, als er in seine schmerzlichen Erinnerungen verloren am Ufer des Arno spazieren ging, fühlte er sich plötzlich am Mantel gehalten; er hörte, wie ihn jemand beim Namen rief. Bei dieser Stimme, bei diesem Namen wendet er sich um: es war Camilla! ... Jetzt aber, meine Damen, verschwindet leider das ganze Interesse des Romans, um einer Wirklichkeit Platz zu machen, welche die Entwicklung auf eine höchst grausame Weise beschleunigen wird. Es war Camilla, noch schön zwar, aber tief gesunken, entwürdigt und ihre Reize feilbietend. Sie schämte sich nicht einmal, dem Muster der Treue und Tugend ihre Schande zu gestehen. Die Wirkung dieses schrecklichen Geständnisses war augenblicklich: eine tödliche Verzweiflung verdrängte von Stund an die Vernunft des jungen Unglücklichen, der in seinem Wahnsinn beständig auf dem Sprunge stand, sich das Leben zu nehmen. Sein Vater hat sich endlich genötigt gesehen, ihn der Sorge des Doktors Santini anzuvertrauen.

„Was Camilla betrifft, so hat die Reue sie der Tugend wiedergegeben; sie ist ihrem Geliebten gefolgt und sucht, soviel in ihren Kräften steht, das durch sie verursachte Übel zu heben. Indem sie sich ganz und gar dem Manne widmet, dessen einzige Liebe sie war, verläßt sie ihn keinen Augenblick. Sie sucht dem ge-

schickten Arzt durch ihren Eifer zu Hilfe zu kommen. Aber ihre grausamste Strafe ist, beständig zu hören, wie Vittorio sie bald bei den süßesten Namen nennt, bald mit grimmer Wut verflucht, und zwar ohne sie jemals zu erkennen, obgleich er jede andere Bedienung als die ihrige beharrlich zurückweist.

„Santini hofft, daß die Zeit und eine folgerichtige Behandlung diesen armen Geisteskranken heilen werden, der von der Liebe nur die stechenden Dornen kennen gelernt hat und der Ihnen beweist, daß das Herz der Männer gewiß nicht, wie Sie vorhin behaupteten, den tieferen Empfindungen unzugänglich ist."

„Ach, welcher Schluß für einen Roman!" riefen alle Damen zugleich, „gehen Sie schnell zur zweiten Erzählung über, die hoffentlich einen minder traurigen Eindruck machen wird."

„Die Natur", fuhr der Erzähler fort, „überläßt die Ordnung ihrer Farben dem Zufall. Durch die daraus sich ergebenden Kontraste erzeugt sie die glücklichsten Wirkungen. Mitten unter Rosen weist sie bisweilen einer Distel ihren Platz an, um die Schönheit jener desto besser hervorzuheben; und so endigen auch die Liebesromane nicht immer, wie die Erzählungen der Frau von Beaumont, mit einer unfehlbaren Konvenienzheirat. Hören Sie jetzt die Geschichte meines zweiten Wahnsinnigen.

„In dem Dorfe Volterra, unweit Florenz, lebte bis vor fünf Jahren Luigi, der jüngste Sohn eines reichen Landmannes. Dieser junge Mann war nicht allein auffallend schön, sondern er besaß auch alle Eigenschaften eines guten Sohnes, guten Bruders und eines fleißigen Pachters. So war es denn ganz natürlich, daß die jungen Mädchen nach seinen Huldigungen geizten, die

weitersehenden Mütter aber ihm gern alle Rechte eines Sohnes eingeräumt hätten. Aber Luigi hatte sein Herz bereits verschenkt. In einem zierlichen Häuschen, unweit des Dorfes und der Pachtung, wohnte seit einigen Jahren eine Dame, die all ihre Sorgen nur der Erziehung eines jungen, damals kaum 16 Jahre zählenden Mädchens widmete. Da diese Damen äußerst zurückgezogen lebten, sah man sie nie sich unter die Einwohner des Dorfes mischen noch an deren Vergnügungen teilnehmen; dagegen verfehlten sie keinen Sonntag, dem Gottesdienste in der Pfarrkirche beizuwohnen. Und diese geweihte Stätte hatte die Liebe, welche sich um den Ort, wo sie ihre Verehrer wirbt, nicht allzu pedantisch kümmert, gewählt, um Luigi für immer an die schöne Theresina zu fesseln. Zärtlichen Blicken folgten bald noch zärtlichere Händedrücke. Nicht lange, so wußten sie durch jenen elektrischen Funken, der so schnell von einem Herzen ins andere übergeht, daß sie sich liebten. Sie wußten es und gestanden es sich. Dieser Zauber einer geheimen aber verstandenen Liebe währte zwei Jahre lang. In einer ihrer Zusammenkünfte hatte Theresina ihrem Geliebten vertraut, daß die Dame, unter deren Obhut sie stehe, nicht ihre Mutter sei, ja daß sie selbst ihre Familie nicht kenne.

— ‚Und vielleicht', fügte sie seufzend hinzu, ‚wird dieser Umstand ein Hindernis für unsere Verbindung sein.'

— ‚Ei', hatte ihr Luigi erwidert, ‚was hat denn unsere Verbindung mit deinen Eltern und dem Orte zu tun, wo du zuerst das Licht der Welt erblickt hast? Wir werden nur eine Familie, nur eine Mutter haben, meine Theresina, so wie wir jetzt nur eine Seele und bald nur einen Namen haben werden.'

„Während sich ihre zärtlichen Unterhaltungen in

das Glück des Augenblicks und die Hoffnungen für den nächsten Tag teilten, der sie wieder vereinigen würde, flossen Wochen und Monate dahin. Eines Sonntags aber bemerkt Luigi seine Vielgeliebte nicht in der Kirche. Schleunigst macht er sich auf den Weg nach dem Häuschen, welches sie bewohnt. Auf dem Gipfel des Berges angelangt, wirft er einen Blick vorwärts: er steht starr vor Erstaunen, als er alles verschlossen sieht. Eine sonderbare Ahnung bemächtigt sich seiner; er eilt hinzu, er klopft an. Wie erschrickt er, als er vom Gärtner hören muß, daß die Damen vor drei Tagen plötzlich abgereist sind und nichts zurückgelassen haben, woraus sich ihr neuer Aufenthaltsort erraten ließe. Vergebens wartet Luigi auf Nachrichten von seiner Freundin. Mehrere Wochen verfließen; nichts vermag ihn von seinem Kummer zu zerstreuen. Ungeachtet der Tränen seiner Familie und der Einwendungen seines Verstandes verläßt er auf immer sein Dorf, wo ihn alles an seine Theresina erinnert. Er begibt sich nach Livorno, schifft sich nach Konstantinopel ein und pilgert nach dem heiligen Lande. Nach drei Jahren voll Gefahren und Abenteuer, während welcher er einen Schmerz, der ihn beständig am Rande des Grabes hält, ohne ihn doch von seinem Leben zu befreien, überall mit sich herumgetragen hat, kommt er endlich nach Toskana zurück. In Florenz angelangt, mag er des entblößten Zustandes halber, in welchem er sich befindet, sich seinen Verwandten nicht zeigen. Er läßt sich in eines der spanischen Regimenter, die damals in Italien dienten, als Soldat aufnehmen. Auch unter den Fahnen verläßt ihn seine kränkelnde Schwermut nicht, von welcher ihn nichts zu heilen vermag; im Gegenteile macht sie der neue Stand, den er aus Verzweiflung ergriffen, nur noch peinlicher.

Palais du Prince Rasoumofsky

„Hier, meine Damen, muß ich zur Geschichte Theresinas zurückkommen. Sie war die natürliche Tochter eines böhmischen Magnaten, der sich aus Familiengründen genötigt gesehen hatte, sie zu entfernen und heimlich in Italien erziehen zu lassen. Da jedoch diese Beweggründe kurz vor dem Tode des Fürsten K*** weggefallen waren, hatte er seine Tochter, um sie als solche anzuerkennen und ihr den größeren Teil seiner ungeheueren Besitztümer zu vermachen, zu sich zurückgerufen.

„Da Theresina allzu entfernt von Toskana lebte, um ihre Nachrichten sicher dahin gelangen zu lassen, war es nach Ablauf ihres Trauerjahres ihre erste Sorge gewesen, sich nach Volterra zu begeben, um dort ihren Geliebten wiederzufinden und ihm das Versprechen, das sie sich tausendmal gegeben hatten, ewig eines dem anderen anzugehören, zu erfüllen. Mit dem lebhaftesten Schmerze erfuhr sie Luigis Verzweiflung, seine Abreise und die völlige Ungewißheit, in welcher man sich über sein ferneres Schicksal befand. Indessen kehrte sie jeden Frühling nach Volterra zurück. Anspruchslos, wie in den Tagen, da sie noch jenes kleine Haus bewohnte, lebte sie dann in der Familie ihres Freundes und verließ diese niemals, ohne sie mit Wohltaten zu überschütten, die ihr die Hochachtung und innigste Verehrung derselben gewannen. Von der Großherzogin an den Hof zu Florenz eingeladen, wurde sie hier mit all der Auszeichnung empfangen, welche ihrem Stande wie ihrer außerordentlichen Schönheit gebührte. Von den vornehmsten Herren des Hofes wurden ihr unzählige Heiratsanträge gemacht; aber weder Geburt noch Reichtum vermochte Eindruck auf ihr Herz zu machen. Immer blieb sie ihrer ersten Liebe treu.

„Eines Morgens begab sich Theresina nach dem

Palais. Als sie auf den Hof fährt, wird ihr Wagen durch ein Hindernis aufgehalten; ein Soldat, der an einem Gitter als Schildwache steht, tritt hinzu, um die Ordnung herzustellen. Theresina erkennt ihn: es ist Luigi. Welcher Augenblick für eine Liebende, die bereits alle Hoffnung, ihren Auserwählten je wiederzusehen, aufgegeben hatte! Indessen besitzt sie Gewalt genug über sich, um ihre Freude nicht durch einen lauten Schrei zu verraten, und kehrt in aller Eile nach ihrer Wohnung zurück. Sogleich wird ein zuverlässiger Mann mit dem Auftrage, über den Soldaten Luigi die nötigen Erkundigungen einzuziehen, nach der Kaserne geschickt. Alles, was sie von ihm erfährt, kann der Liebe, die sie ihm gewidmet hat, nur eine hohe Achtung hinzufügen. Weder die Zügellosigkeit des Feldlagers noch die müßige Ruhe haben Einfluß auf seine Sitten gehabt; er ist pünktlich in seinen Pflichten, und trifft ihn ja ein Vorwurf, so ist es der einer beständigen Verschlossenheit, deren Ursache er noch niemandem anvertraut hat.

„Die junge Prinzessin läßt insgeheim Luigis Abschied erkaufen. Zu gleicher Zeit läßt sie einen Heiratskontrakt abfassen, in welchem sie ihr ganzes Vermögen mit ihm teilt. Als sie diese Urkunden besitzt, läßt sie Luigis Familie zu sich nach Florenz holen. Gleich nach der Ankunft derselben beauftragt sie ihren Intendanten mit der Bitte an den jungen Soldaten, in ihren Palast zu kommen. Dieser, der von dem unerwarteten Glücke, welches das Schicksal für ihn aufbehalten, wenig ahnen mag, folgt seinem Führer unbefangen. Durch mehrere prächtige Säle wird er in denjenigen geführt, wo ihn alles erwartet, was ihm das Teuerste ist. Die Prinzessin, welche ihre Freude nicht länger zurückhalten kann, wirft sich, sobald sie ihn erblickt, in seine Arme, indem sie ruft:

— ‚Luigi, ich bin es! Deine Vielgeliebte ist es, die dich wiederfand, um auf ewig dir anzugehören!'

„Und mit diesen Worten reicht sie ihm seinen Abschied sowie den Kontrakt, der ihn durch die süßesten Bande mit ihr vereinigen soll. Auch seine Mutter, seine Schwestern umarmen ihn, umringen und überhäufen ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen. Ach, es war zu viel für ein so empfindliches Herz wie das des Luigi. Mutig hatte er jahrelange Leiden erduldet; unter diesem Übermaße von Glück brach er zusammen. Seine Freude gibt sich in undeutlichen Worten kund; er bricht in ein schreckliches Lachen aus, verfällt in heftige Zuckungen — und ist seitdem nicht wieder zu sich gekommen."

„Ach," sagte die Gräfin Z...a, „wenn er nur wenigstens hätte weinen können!"

„Das Fieber hat seine Gesundheit vollends zerrüttet. Finsterer noch als in den Tagen seines Unglücks lebt er in dem Wahne, daß Theresina gestorben sei und bringt seine ganzen Tage damit zu, auf einem Grabmale, das er ihr errichtet hat, für sie zu beten. Wie eine treue Gattin hat die Prinzessin ihn nach Florenz bringen lassen, wo ihm die geschicktesten Bemühungen im reichsten Maße zuteil werden. Der Doktor Santini achtet besonders darauf, daß man ihm in nichts widerspricht und hofft auch ihn, wie Vittorio, mit der Zeit zu heilen. In der Tat wäre die Billigkeit der Liebe dieses Wunder wohl schuldig."

Während dieser traurigen Erzählungen hatten die Damen Mühe gehabt, ihre Bewegung zu verbergen. Als man sich trennte, fühlte sich keine unter allen mehr versucht, zu behaupten, daß nur ihr Geschlecht allein die wahrhafte Liebe kenne.

XXIII

Feuersbrunst im Razumowskischen Palaste. — Razumowskis großer Reichtum. — Steigen und Fallen in Rußland. — Fürst Koslowski. — Erinnerung an den Herzog von Orleans. — Ein Wort des Herrn von Talleyrand. — Fest bei der Gräfin Zichy. — Fürst ..... — Kaiser Alexander und die Wünsche für den Frieden. — Der Neujahrstag. — Großer Ball im Redoutensaal.

Alles schien sich in Wien zu erschöpfen, um den leisesten Wünschen der hohen Versammlung nachzukommen. Bälle, Jagdpartien, Gastmähler, Ringelrennen — das Vergnügen hatte alle Gestalten geborgt. Das neue Jahr nahte heran, und um es unter denselben Auspizien der Sorglosigkeit und Freude einzuweihen, hatte der österreichische Hof für den Monat Januar aufs neue 16 große Feste oder Gesellschaften angekündigt. Da ereignet es sich plötzlich, daß der Palast des Fürsten Razumowski in einer schönen, mondscheinlosen Nacht Feuer fängt[1]). Durch einen ziemlich lebhaften Wind begünstigt, greift es äußerst schnell um sich und bietet bald den Anblick des feuerspeienden Vesuvs. Von allen Seiten strömt man hinzu; jeder will Zeuge dieses, eines Meisterpinsels würdigen Schauspieles sein. Alle Umgebungen sind in wenigen Augenblicken von Neugierigen überschwemmt.

Bei Tagesanbruch eilte auch ich nach dem Orte der Verwüstung. Auf die erste Nachricht hatte sich der Kaiser von Österreich dahin begeben. Mehrere Infan-

1) In der Nacht vom 30. auf den 31. Dezember 1814.

teriebataillone, durch seine Gegenwart aufgemuntert, sorgten für Aufrechterhaltung der Ordnung und suchten den Fortschritten des Feuers Einhalt zu tun. Aber ihre Bemühungen waren bis jetzt von geringem Erfolg gewesen. Aus der Mitte des schneebedeckten Daches stiegen Flammen- und Rauchwirbel empor, welche dem Auge den Anblick des Palastes abwechselnd entzogen. Es erfolgten so heftige Explosionen, daß die brennenden Balken vom Himmel zu fallen schienen. Ein Flammenregen drohte den verschiedenen Teilen des Gebäudes völlige Einäscherung. Durch die geborstenen Mauern erblickte man geräumige Saalreihen und stolze Bogengänge, voll von kostbaren Mobilien und Kunstsachen, die sogleich eine Beute der Flammen werden sollten. Die Gemälde, die Büsten wurden durch die Fenster in den Graben und die Hofräume geworfen. Dem Feuer entgangen, zerbrachen sie auf dem Pflaster oder verdarben in den Fluten des Wassers und des geschmolzenen Schnees, welche den Boden überschwemmten. Den schönen Saal, mit einer Menge von Canovas Meißel gefertigter Statuen ausgeschmückt, hatte man nicht schützen können. Unter dem Fall der Decke stürzte er zusammen. Eine ungemeine Bestürzung schien sich in diesem Augenblick der zahllosen Menge zu bemächtigen.

Welche Betrachtungen erweckte dies unheilvolle Schauspiel, der Verlust vieler Meisterwerke, welche der Palast einschloß, sowie die Erinnerung an die zahllosen Freuden, deren Zeuge er seit einigen Monaten gewesen war. Er war in der Tat eine fürstliche Wohnung. Man bewunderte sie als eine der geräumigsten und prächtigsten in Wien. Über ihrer Erbauung waren 20 Jahre verflossen. Mit der Eröffnung des Kongresses hatte Alexan-

der sie mehrmals von seinem Gesandten entlehnt. In diesen weitläufigen Saalreihen hatte er einige jener glänzenden Feste gegeben, die an Pracht denen des österreichischen Hofes wenig nachgaben; hier hatte er, an einem Tische von 700 Kuverts, die vornehmsten politischen Größen von ganz Europa vereinigt, hier, drei Wochen zuvor, den Geburtstag seiner Schwester, der Großherzogin von Oldenburg, in einem ihrer würdigen Feste gefeiert. Ja, die Annehmlichkeiten und Reize dieser Wohnung sollen die Kaiserin Elisabeth von Rußland einst zu dem Wunsche vermocht haben, sie zu mieten, um dort den Frühling zuzubringen.

Seit langen Jahren hatte Razumowski seinen Ruhm und sein Vergnügen darin gefunden, sie zu verschönern, alle Schätze der schönen Künste, alle Wunder der Pracht darin aufzuhäufen. Die Räume waren mit ebensoviel Geschmack als Verschwendung ausgeschmückt. Neben den Sälen, in welchen sich die Schönheiten der Bildhauer- und Malerkunst befanden, bewunderte man eine Bibliothek, die vielleicht nicht ihresgleichen hatte: eine Menge kostbarer Bücher und der seltensten Manuskripte war hier gesammelt. Kurz — überall herrschte asiatische Pracht, von europäischem Geschmack geleitet.

Razumowski hatte zu den kostspieligen Verschönerungen dieses Palastes einen bedeutenden Teil seines Vermögens verwandt; es sollte sogar darunter gelitten haben. Diesen Reichtum, welcher unermeßlich war, hatte er von seinem Vater, dem Feldmarschall Kyrill Razumowski ererbt, dem Bruder Alexis [1]), jenes bekann-

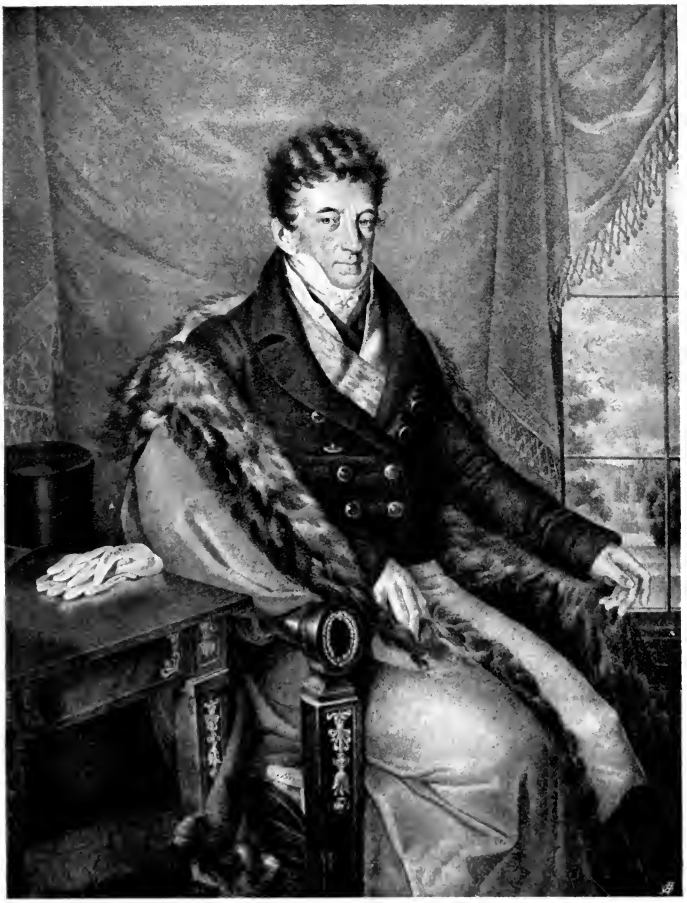
1) Alexis Razumowski, Sohn eines Bauern, der Kirchensänger wurde und in dieser Eigenschaft von Elisabeth I. wegen seiner Schönheit bemerkt wurde. Er wurde ihr Liebhaber, und schließlich, nach-

ten Günstlings und Liebhabers der Kaiserin Elisabeth. Die Launen des Zufalles, welche in der Geschichte Rußlands nicht selten auftreten, waren für Kyrill dasselbe gewesen, was sie für den Bruder Katharinens I. waren. Nachdem Alexis Razumowski aus einem Sänger der kaiserlichen Kapelle zum Liebling und Minister der Kaiserin geworden war, erinnerte er sich seines Bruders, beschloß, ihn an den Hof zu rufen und sein Glück mit ihm zu teilen. Dieser Bruder hütete die Schafe in Kleinrußland. Man gibt Befehl, ihn nach Petersburg zu holen. Der junge Hirt, welcher von dem glänzenden Lose, das seiner wartet, schwerlich etwas ahnt, will in den kaiserlichen Emissären nur Werber erkennen, er hält sie für beauftragt, aus ihm einen Soldaten zu machen. Aber in seinen Augen gilt der Brodsack des Schäfers tausendmal mehr als die Patrontasche des Grenadiers; er entwischt und verbirgt sich in die Wälder. Wie ein Wild umzingelt, wird er nach einigen Tagen gefunden und eingefangen. Entschlossen, seine Freiheit zu verteidigen, widersetzt er sich und schlägt wie rasend mit Händen und Füßen um sich. Man sieht sich genötigt, ihn zu binden. Mit Ketten beladen, macht er die Reise nach Petersburg und ebenso tritt er in den kaiserlichen Palast, welchen er kurz nachher, mit Ehren und Reichtümern überhäuft, als Feldmarschall und mit dem von Peter dem Großen nach Mazeppas Verrat aufgehobenen, wichtigen Posten eines Kosakenhauptmanns bekleidet, verlassen sollte. Neben der ausgebreitetsten Macht gab ihm diese Charge zugleich das Recht, von

dem er gegraft worden war, heiratete sie ihn im Geheimen zu Perowo. Sie hatte auch einen Sohn von ihm. R., der den Rang eines Feldmarschalls innehatte, lebte nach dem Tode der Kaiserin ganz zurückgezogen (s. Helbing, Russische Günstlinge, S. 149ff.). De la Garde nennt ihn unrichtig: Gregor.

allen Einkünften in den Provinzen seiner Statthalterschaft die Zehnten zu erheben, woraus ihm ein Reichtum erwuchs, welcher sich später den bedeutendsten Europas an die Seite stellen durfte.

Berechnend und schlau, wie er war, wußte Kyrill Razumowski sich unter der Regierung Katharinens II. auf derselben Stufe der Gunst zu behaupten. Er sollte sogar viel zur Erhebung dieser Fürstin beigetragen haben. Immer zeigte er sich dieser außerordentlichen Glücksgunst durch seine Großmut und Herzensgüte vollkommen würdig. Man führt mehrere Züge an, welche ebensosehr seine edle Gesinnung als seine Freigebigkeit beweisen. Er hatte einen Verwalter, der seit langer Zeit seinen Privatgeschäften vorstand und überaus viel über ihn vermochte. Ein armer Edelmann in Kleinrußland, ein Nachbar der Besitzungen des Marschalls, war mit demselben wegen bedeutender Ländereien in Streit geraten. Die fraglichen Besitztümer bildeten fast das ganze väterliche Erbteil des Edelmannes; für den Marschall war dies nichts. Der Intendant aber verlangte, daß dieser sie an sich reißen sollte. Dem Edelmanne war Razumowskis billige und rechtschaffene Denkungsart nicht unbekannt. Anstatt daher sein ganzes Vermögen dem Wagnis eines Prozesses, dessen Ausgang in Rußland immer ungewiß ist, und noch überdies wider einen so mächtigen Gegner anzuvertrauen, beschließt er, nach Petersburg zum Marschall zu gehen und ihm persönlich seine Sache vorzutragen. Der Intendant, von seiner Abreise unterrichtet, kommt ihm zuvor. Er schildert seinem Herrn die gerechte Forderung des Edelmannes als eine unbegründete Anmaßung; er weiß ihn zu täuschen und entreißt ihm endlich das Versprechen, keiner Vorstellung Gehör zu geben und alle Bitten standhaft zu-



Andreas Razumowski.

rückzuweisen. Bald nachher erscheint der Edelmann und setzt ihm seine Sache auseinander. Die Richtigkeit und das Gewicht seiner Gründe bleiben nicht ohne Eindruck auf den Marschall; sein Herz empört sich bei der Schilderung eines völligen Unterganges, dessen Ursache er sein würde. Sogleich sind alle von dem Intendanten ihm abgedrungenen Versprechungen vergessen. Ohne ein Wort zu sagen, verläßt er den Edelmann, geht in ein anstoßendes Zimmer und schreibt in wenigen Zeilen eine Urkunde nieder, in welcher er seinem Gegner die streitigen Grundstücke gänzlich abtritt. Mit diesem Blatte kehrt er in den Saal zurück und übergibt es dem Edelmann, dessen Furcht sich, nachdem er kaum sein Auge darauf geworfen, plötzlich in die lebhafteste Freude verwandelt. Er wirft sich zu Razumowskis Füßen nieder und stammelt ihm mit zitternder Stimme seinen Dank. In diesem Augenblick tritt der Intendant herein.

— „Du siehst," sagte der Marschall lächelnd und deutet auf den Edelmann, „du siehst, wohin ich ihn gebracht habe!"

Ein würdiges Seitenstück zu jenem Auftritt zwischen Sully und Heinrich IV.

— „Stehen Sie auf, Rosny!" sagte der König zu seinem Minister und Freunde, „diese Leute möchten sonst glauben, ich hätte Ihnen etwas zu verzeihen!"

Andreas Razumowski, sein Sohn, vom Kaiser Alexander seit einiger Zeit zur Belohnung seiner wichtigen Dienste zum Fürsten gemacht, hatte mehrere von jenen Eigenschaften geerbt, welche so gern den großen Reichtum begleiten. Er liebte die schönen Künste, und sein Geschmack war scharf und geläutert. Er war das echte Bild eines großen Herrn; niemand wußte besser als er alle Reize diplomatischer Feinheit zu entfalten. Pracht-

liebend in seinem Geschmack und groß in seinen Plänen, bemerkte er eines Tages, daß er den Weg, welcher ihn vom Prater trennte, abkürzen könnte und ließ über einen Arm der Donau eine Brücke werfen. Als Gesandter am österreichischen Hof stand er in sehr vertrauten Beziehungen zu Herrn von Metternich, dem großen Diplomaten. Mehrmals war es seiner Gewandtheit gelungen, die aufgehäuften Wolken in den Verhandlungen des Kongresses zu zerstreuen.

Man hatte sich inzwischen des Feuers bemeistert; der in den Garten gehende Teil des Palastes war nicht mehr. Unter dem Haufen der Zuschauer bemerkte ich den Fürsten Koslowski. Seit dem Tode des Prinzen von Ligne schien es mir, als ob ein gleiches Bedürfnis nach Freundschaft und wechselseitigen Betrachtungen mir diesen zweiten Freund näher führte. Wenn ich bei dem alten Marschall jene Schätze der Erfahrung, jenes reife Urteil bewundert hatte, jene feine und genau abwägende Schätzung der Gesellschaft, so fand ich dagegen bei dem russischen Fürsten eine Hoheit der Ansichten, eine Unabhängigkeit seiner Ausdrücke über die Menschen und die politischen Ereignisse, welche bei Diplomaten höchst selten sind. Seine lebendige Unterhaltung zog ebensosehr an, als seine freimütige Offenheit ihm aller Zuneigung gewinnen mußte.

Ich näherte mich ihm.

„Da haben wir", sagte er, „dem schon so bedeutenden Verzeichnis der Erhöhungen und Stürze in Rußland ein neues Kapitel hinzuzufügen. Razumowski kann sich glücklich schätzen, für diesmal mit dem Abbrand der Hälfte seines Palastes davongekommen zu sein! Auch er hat des Schicksals Gunst und Tücke, den Glanz und das Elend kennen gelernt ... Die Geschichte meines

Vaterlandes ist in der Tat ein echt philosophischer Roman: sie stellt uns mehr als eine andere die Gefahr eitlen Ruhmes und eine Menge von Glückswechseln vor Augen. Welche schlagende Beispiele seit weniger als einem Jahrhundert! Menzikoff[1]), aus einem Bäckerjungen zum Fürsten und General emporgestiegen, wird später zum schrecklichsten Exil verdammt. Biren[2]), ein Bedienter, wird in die Reihe der Souveräne erhoben, ist neun Jahre lang Herr des Reiches, wird plötzlich von seinem Nebenbuhler Münich in Gegenwart seiner eigenen Garde, die vor Schrecken erstarrt, in Ketten geschlagen — und büßt seine Erhebung durch ein unerhörtes Elend nur, um zum zweiten Male den Thron zu besteigen. Münich[3]), einst allmächtig, wird auf 20 Jahre in die Einöden Sibiriens verbannt. Lestocq[4]) wird, nachdem er die Regentin Anna gestürzt, Elisabeth gekrönt und ihr als Rat zur Seite gestanden hat, in den Haufen zurückgeschleudert. Die Fürstin Daschkoff[5]), die Seele jener Verschwörung, welche Peter III. entthronte, um seiner Gemahlin die Krone aufzusetzen, sieht sich bald nachher von derjenigen, welcher sie den Anschlag geraten und ihre Größe bereitet zu haben sich unbesonnen

1) Der Vertraute Peters des Großen und Favorit Katharinas I., 1727 in die Verbannung geschickt, wo er zwei Jahre später starb.
2) Ernst Biren oder Bühren (1696—1772), später Herzog von Kurland, Liebhaber der Kaiserin Anna. Wegen seiner Grausamkeit nach Sibirien geschickt, später zurückgerufen.
3) s. früher.
4) Johann Herm. L'Estocq, geb. 1692, Leibarzt Peters I., wurde nachdem er Elisabeth auf den Thron geholfen, unter ihr allmächtig. Elisabeth voll Undank ließ ihn aber 1750 aller seiner Würden und Güter berauben und verbannte ihn. 1762 wurde er von Peter III. begnadigt und starb 1767 gänzlich zurückgezogen.
5) Die Fürstin Daschkoff (gest. 1810) wurde trotz ihrer lebhaften Teilnahme an der Verschwörung von Katharina später nach Riga geschickt.

rühmte, verstoßen und zum Exil verdammt. Die Verschworenen endlich, welche Paul I. Krone und Leben nahmen, sind ein Gegenstand der Verfolgungen des neuen Regenten, welcher ihnen seine Macht verdankt."

„In Rußland", fuhr er fort, nachdem wir das Schauspiel der Feuersbrunst verlassen hatten, „sind die Erhebungen oft ebenso sonderbar in ihren Ursachen, als die Glückswechsel in ihrem Ende schrecklich. Urteilen Sie selbst darüber. Meiner Verwandtschaft mit dem Fürsten Kurakin[1]) verdankte ich einen Platz bei dem großen Kanzler Romanzoff[2]). Einst diktierte mir dieser Minister ein wichtiges Schreiben. Ich weiß nicht, wie ich es anfing: aber anstatt der Streubüchse ergriff ich in meiner Übereilung das Tintenfaß und schüttete den Inhalt desselben — auf das Papier? Das eben nicht, sondern auf die schöne, schneeweiße Hose des Kanzlers. Dies ausgeleerte Tintenfaß hat über meine Beförderung entschieden. Romanzoff hütete sich wohl, einen so ungeschickten Sekretär bei sich zu behalten. Er machte mich zum Staatsrat, als welcher ich nur zu dirigieren und sehr wenig zu schreiben hatte. Ohne dieses unbedeutende Ereignis würde ich vielleicht noch heute in der Reihe der Subalternen seufzen."

— „Ihr Verdienst, teurer Fürst, würde auch ohne solche Zufälle genügt haben, Sie in jedem Range bemerklich zu machen und zu erheben."

In der Tat vereinigten wohl wenig Menschen so viel

1) Fürst Alexander Kurakin (1752—1818), Minister seit 1796, unterzeichnete den Frieden von Tilsit, später Gesandter in Frankreich.

2) Graf Nikolai Petrowitsch Romanzoff (1754—1816), russischer Staatsmann, 1779—1796 bevollmächtigter Minister zu Frankfurt a. M. und unter Alexander Minister des Auswärtigen und Reichskanzler, seit 1812 aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen.

Spannkraft mit so viel Geschäftskenntnis neben einem so feurigen und hinreißenden Vortrage, als der Fürst Koslowski. Bei einer gründlichen und mannigfachen Bildung besaß er ein bewunderungswürdiges Gedächtnis. Die Geschichte hatte für ihn keine Geheimnisse; alle diplomatischen Vergleiche, welche seit mehreren Jahrhunderten das Schicksal Europas festgestellt hatten, wußte er an den Fingern herzuzählen. In seiner Art, die Menschen zu beurteilen, erkannte man den denkenden Staatsmann. Alle jene politischen Fragen, welche der Eigennutz nur allzuoft als Privatsache behandelt, betrachtete er vom Standpunkte der Menschheit aus. Ein Freund jeder Art von Unterricht, erinnerte er sich oft und gern, wie er — nach dem Beispiele eines vornehmen Herrn, von welchem hier schon die Rede gewesen ist — ebenfalls von der Hand eines österreichischen Postillons eine gleich wohlverdiente Zurechtweisung empfangen. Er war noch sehr jung, als er einst die preußische Grenze passierte; erzürnt über den Rosselenker, dessen Eifer weit hinter der Ungeduld des Passagiers zurückblieb, hatte er sich soweit hinreißen lassen, jenen zu schlagen. Der Schwager jedoch hatte mit seiner Peitsche geantwortet und den diplomatischen Lehrling tapfer gegeißelt.

— „Und so hat mir dieser Österreicher", sagte der Fürst, zehn Jahre später darüber lachend, „meinen ersten Unterricht im Liberalismus erteilt."

In der Diplomatie verwendet, übersprang Koslowski sehr schnell die ersten Grade. Als bevollmächtigter Minister beim Könige von Sardinien hatte er das Glück, mehreren schiffbrüchigen und zu Gefangenen gemachten Franzosen das Leben zu retten. Gleich darauf übersandte Napoleon ihm, dem Repräsentanten eines feind-

lichen Monarchen, den Orden der Ehrenlegion. Es war zur Zeit des Krieges mit Rußland. Diese Anerkennung ehrte in gleich hohem Grade den russischen Gesandten wie den französischen Kaiser: der eine hatte der Stimme der Menschlichkeit Gehör gegeben, während der andere die Stimme politischer Vorurteile unterdrückte.

Um dieselbe Zeit hatte der Fürst Koslowski zu Cagliari den Herzog von Orleans, den heutigen König der Franzosen[1]), kennen gelernt, welcher damals aus seinem Vaterlande verbannt war und wenig Aussichten auf den Thron hatte, den er seitdem bestieg. Ein gleicher Durst nach Wissen, ein gleiches Verlangen, sich von allem zu unterrichten, vereinigte bald diese beiden Gelehrten. Beide hatten in ihrer frühen Jugend mit Ernst gründlichen Studien obgelegen. In seinem so viel bewegten Leben hatte der französische Prinz Gelegenheit gehabt, sie durch die Unterweisungen des Unglücks zu befestigen. Sie machten zusammen größere Spaziergänge am Ufer des Meeres und fanden ein Vergnügen darin, die unter ihren Augen sich abspielenden riesigen Ereignisse zu mustern. Bisweilen lasen sie den Shakespeare, dessen Sprache und Schönheiten ihnen gleich vertraut waren. Nur durch Ausrufungen der Bewunderung von seiten des russischen Diplomaten oder durch gelehrte und scharfsinnige Bemerkungen des französischen Verbannten wurde diese Lektüre unterbrochen.

Oft während des Kongresses habe ich Koslowski die einzelnen Umstände dieses vertrauten Verhältnisses erzählen hören, welches in ihm eine so lebendige Erinnerung, trotz der Verschiedenheit ihres Alters, zurückgelassen hatte. Denn zehn Jahre trennten sie.

— „Die Gelehrsamkeit des Herzogs von Orleans er-

1) Louis Philipp (1773—1850), der Bürgerkönig.

staunt und beschämt mich," sagte er. „Mag es sein, worin es wolle, in allgemeinen Kenntnissen, Geschichte, Staatsökonomie — er bietet mir die Spitze und schlägt mich. Aber was ich vorzüglich an ihm bewundere, ist seine männliche Gelassenheit in seinem Unglück und seine tiefe Menschenkenntnis. Er sieht die Menschen, wie sie sind und beurteilt sie dennoch ohne Bitterkeit. Obgleich geächtet, schaut er dennoch stets mit feuchtem Auge auf sein Vaterland zurück, und niemals ist er darauf eingegangen, sich der Zahl derer, welche es mit den Waffen in der Hand wieder erobern wollten, anzuschließen. Von ihm würde man nicht behaupten können, er habe nichts gelernt und nichts vergessen; als Mensch wie als Fürst steht er in seinem Jahrhundert."

Die Gräfin Zichy gab einen großen Ball, welchen die Souveräne mit ihrer Gegenwart beehren sollten. In der ganzen Stadt unterhielt man sich von nichts anderem, als der nächtlichen Feuersbrunst, welche die Hauptstadt Österreichs einer ihrer schönsten Zierden beraubt hatte. Der Schade, auf mehrere Millionen geschätzt, war in Hinsicht auf die Kunst unersetzlich. Aber damals drängte eines das andere, und abends wiederholte man überall ein Wort des Herrn von Talleyrand. Als er jenes unglückliche Ereignis erfuhr, war er eben im Begriff, seine Toilette zu machen.

„Eine sehr gelinde Strafe für das Glück, ein Hofmann zu sein!" war seine Antwort gewesen.

Und ruhig hatte er sein Haupthaar den Händen seiner Kammerdiener überlassen.

Die Gesellschaft der Gräfin Zichy[1]) war glänzend

1) Julie. — Diese Gesellschaft fand am Sylvesterabend statt (31. Dezember 1814), alle Monarchen erwarteten bei Julie Zichy das neue Jahr, was für ihr hohes Ansehen spricht.

und eine der zahlreichsten, welche man seit langem gesehen. Die sämtlichen Souveräne hatten sich eingefunden. Ihre Ankunft wurde mit Ungeduld erwartet. Man studierte ihre geringsten Blicke, man suchte ihre geheimsten Gedanken zu erraten. Als man sie so einig sah, glänzte der Ausdruck der Freude auf allen Gesichtern. Seit einigen Tagen war ein Gerücht umgelaufen und schien sich zu bestätigen, daß die sämtlichen Fragen, selbst die kitzlichsten, endlich entschieden seien, daß unter diesen, auf einen Augenblick geteilt gewesenen Herren der Welt der vollkommenste Einklang herrsche, und daß die öffentliche Verkündigung einiger großen Entscheidungen und eines allgemeinen Friedens das neue Jahr eröffnen würde.

Um die Souveräne herum versammelten sich alle Großen der österreichischen Monarchie, Herr von Metternich, der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, die Fürsten Starhemberg[1]), Lobkowitz, Sinzendorf[2]), Rosenberg[3]), Philipp von Hessen und viele andere, welche hier zu nennen der Raum nicht gestattet.

In dieser von tausend verschiedenen Gefühlen bewegten Menge bemerkte man den jungen Prinzen K * * * von * * *[4]). Obgleich Sohn eines Königs und Bruder desjenigen, welcher es eines Tages sein sollte, war der Prinz K * * * dennoch ebenso einfach und ungekünstelt, als man ihn geistreich und schön finden mußte. Ein dem Anschein nach unbedeutender Umstand, der zu tau-

1) Fürst Ant. Gund. Starhemberg (1776—1842), österreichischer Generalmajor.

2) Fürst Prosper Sinzendorf (1751—1822).

3) Jedenfalls Fürst Frz. Seraph Rosenberg (1761—1832), General der Kavallerie.

4) Karl Theodor Max August von Bayern, zweiter Sohn Maximilian Josefs I., s. früher.

Julie Zichy
(La beauté céleste).

send Vermutungen Anlaß gab, richtete aller Augen auf ihn. Seit einigen Tagen nämlich trug er beständig in Form eines seltsamen Ordens, ein Tausendschönchen im Knopfloch. Diese Feldblume, täglich durch eine frische ersetzt, konnte in einer Jahreszeit, in welcher die schneebedeckten Felder den Freunden des Landes keine Ausbeute lieferten, nur das Resultat eines auffallenden Nachsuchens sein. Ohne Zweifel, sagte man, verbirgt dieses bescheidene Sinnbild eine Neigung, eine zarte Erinnerung. — Wollte man alle Romane erzählen, welche sich zu jener Zeit des Taumels oder vielmehr des Wahnsinnes täglich häufiger unter unseren Augen abspannen, so würde es an Worten fehlen. Inmitten dieser Mächte, unter diesem Wirbel in dem engen Raume einer mit Wällen eingeschlossenen Stadt, in diesem Leben der Verschwendung und des Vergnügens, in dieser Masse von Menschen, welche von weit und breit einer Angelegenheit wegen zusammengeströmt waren, konzentrierten sich alle Gedanken, alle Empfindungen in dem einen, dem stärksten, dem herrschsüchtigsten aller Gefühle: in dem der Liebe. All diese jungen und schönen Gestalten, mochte nun ein einfacher Ritterhelm oder die Fürsten- und Herzogskrone ihr Haupt bedecken, alle redeten eine Sprache — es war die des Herzens zu den Füßen der Fürstin, zu den Füßen der bescheidenen Bürgerin. Die Luft in Wien schien angesteckt. In jeder Gesellschaft atmete man einen Zauberduft, welcher die Sinne entflammte. Diese Stadt bot mit einem Worte ein vielleicht einziges Gemisch von Italiens geistreichen Vergnügungen und Kunstgenüssen mit der materiellen Existenz Deutschlands.

Man forschte nach, man erfuhr bald das Geheimnis, welches sich unter dem Sinnbilde des Tausendschön-

chens verbarg. Man erfuhr, daß diese Feldblume[1]) dem Prinzen einen ihm teuren Namen, den der Gräfin * * *, zurückrief. Eines Tages besuchte er mit dieser Dame, seiner Angebeteten, die kaiserlichen Gewächshäuser. Die Liebe ist abergläubisch; und zu allen Zeiten war es für Liebende eine süße Gewohnheit, die Zukunft über die Dauer und Tiefe einer Neigung zu befragen, welche ihr Glück ausmachte. Die Gräfin pflückt ein Tausendschönchen, befragt es nach dem Gebrauch, und das letzte Blatt gibt ihr das so erwünschte Wort: Leidenschaftlich. Das Wort wird mit einem beiderseitigen Lächeln bewillkommt; es werden Blicke getauscht, Blicke, welche sagen: Du bist verstanden. Der Prinz pflückt eine zweite Blume und steckt sie in sein Knopfloch. Aber das ist nicht alles: dem Orakel hatte man Glauben geschenkt, der Himmel hatte Schwüre, und der Schönbrunner Gärtner 100 Gulden empfangen, von wegen des glückverheißenden Blumentopfes. Ein Tausendschönchen, dem jeden Morgen sein Platz nahe an dem Herzen des Liebenden angewiesen wurde, hatte ihn an einen Schwur erinnern sollen, welchen man in der Regel leichter auf dem Lande als am Hofe hält.

Inzwischen hatte die Polonäse unter der Musik eines zahlreichen Orchesters ihre anmutigen Bewegungen begonnen. Der Kaiser Alexander ging nach seiner Gewohnheit an der Spitze der tanzenden Kolonne. Seine Tänzerin war die Fürstin von Paar, ebenso durch ihre Reize wie durch die Feinheit ihres Geistes ausgezeichnet. Die Uhr verkündet Mitternacht: das neue Jahr beginnt. Man weiß, daß Österreich genau den ehrwürdigen Gebrauch unserer Väter beibehalten hat, durch Glückwünsche die Ankunft der ersten Stunde des Janu-

1) Im Französischen: Marguerite.

ars zu bewillkommnen. Mit dem Glockenschlage bleibt die Fürstin[1]) stehen, wendet sich gegen den Kaiser und spricht:

„Wie glücklich ich bin, Sire, als erste, einem so großen Monarchen Wünsche für das neue Jahr darzubringen. Erlauben mir Eure Majestät demnach, die Fürsprecherin ganz Europas für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und der Einigkeit aller Völker sein zu dürfen."

Solche Wünsche, von einem schönen Munde gesprochen, konnten nicht verfehlen, wohl aufgenommen zu werden. Alexander empfing also die Bitte und die Wortführerin sehr gnädig. Er erwiderte, wie alle seine Hoffnungen und Wünsche dahin gingen, dieses ersehnte Ziel zu erreichen und wie ihm kein Opfer zu teuer sein würde, um einen Frieden zu befestigen, welcher das erste Bedürfnis der Menschheit sei.

Ein ungeheuerer Kreis hatte sich gebildet; nach den letzten Worten dieser kaiserlichen Versicherung ließen die Damen von allen Seiten ein kleines Hurra erschallen, eine Art kleinen Triumphes, welcher Alexander nicht mißzufallen schien. Denn wie er einige der Eigenschaften Ludwigs des Großen besaß, so strebte er auch den Adel seines Betragens mit der feinsten Artigkeit zu verbinden. Das Orchester nahm die unterbrochene Musik wieder auf und die Polonäse wurde unter freudigem Gemurmel und unterdrückten Beifallsbezeugungen beendet.

So begann unter den glücklichsten Auspizien dieses Jahr 1815, welches dennoch einige Monate später den Kampf erbitterter als je wiederaufleben und durch die

1) Nicht die Fürstin Paar, sondern Julie Zichy brachte den Toast aus.

Katastrophe von Waterloo sich endigen sehen sollte. Trotz der strengen Kälte bedeckte vom frühen Morgen an eine beträchtliche Menge den Graben und die übrigen öffentlichen Plätze. Jeder schien jene Ankündigung eines allgemeinen Friedens, einer vollständigen Aussöhnung zu erwarten, welche, wie einige Alleswisser ausgesprengt hatten, den Beginn des neuen Jahres bezeichnen sollten. Man befragte sich mit einer Angst, vermischt mit einer Ungläubigkeit, welche in jedem Augenblick wuchs. Alles was man erfahren konnte, war, daß der österreichische Hof, um seinen Gästen die Langeweile der beim Jahresbeginn gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen und erkünstelten Glückwünsche zu ersparen, alle dergleichen offiziellen Zeremonien verbeten hatte. Die Entscheidungen des Kongresses jedoch anlangend, so verhüllte sie vor wie nach derselbe undurchdringliche Schleier und es stand jedem frei, über die Mißhelligkeiten der Mächte und die Niedergeschlagenheit, welche das Gepräge der auf den Monat Januar angekündigten Feste sein würde, zu denken, was er Lust hatte.

Eine unendliche Menge von Wagen durchrollte die Stadt von allen Seiten. Unter diesen Equipagen bemerkte man, alle übrigen durch ihren Glanz und ihre Bauart verdunkelnd, diejenige Lord Stewarts, des englischen Gesandten. Die Kaiserin Marie Louise war morgens von Schönbrunn gekommen, um ihrem erhabenen Vater ihre Wünsche darzubringen. All dem, was zu Wien sich zutrug, fremd, erschien sie bei keiner Gesellschaft, keinem Hoffeste, keiner öffentlichen Feierlichkeit. Indessen wurde sie mit großer Schonung empfangen. Während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes zu Schönbrunn hatte sie die kaiserlichen Wappen von

Frankreich auf den Feldern ihres Wagens, die Wappenschilder des Geschirrs und die Knöpfe der Livree beibehalten. Bei einem Besuche, welchen sie unlängst dem Kaiser, ihrem Vater, abgestattet, hatten sich einige Stimmen hierüber ziemlich mißbilligend vernehmen lassen, weil man es für unpassend hielt. Marie Louise hatte diese Bemerkungen gehört, und seit diesem Tage die letzten Spuren davon, daß sie Frankreichs Krone getragen, verwischen lassen. Als wir ihren Wagen bemerkten, erkannten wir an demselben statt der Chiffre Napoleons die ihrige, sowie die Farben ihrer neuen Livree.

Indessen konnte der kaiserliche Palast, ungeachtet der schlimmen Vorhersagungen des Grabenplatzes über den ernsten Charakter, welchen die Verhandlungen des Kongresses nehmen sollten, von 9 Uhr abends an kaum die ungeheuere Menge fassen, welche sich dort eingefunden hatte. Die Souveräne, die politischen und diplomatischen Größen hatten sich in dem schönen sogenannten Zeremoniensaale zusammengefunden; der österreichische Hof gab hier einen glänzenden Ball. In dem nicht sehr entfernten Redoutensaale wogte eine Menge von Masken und Dominos. Auch Griffiths und ich hatten uns dahin begeben. Es war wie gewöhnlich der heiterste, der mutwilligste Anblick; kaum konnte man sich Bahn brechen, so sehr drängten sich die Anwesenden, tätige wie bloße Zuschauer. Wie gewöhnlich schien auch jetzt ein einziges Gefühl, das der Freude, diese fröhliche Versammlung zu beleben. Nachdem wir den Saal einigemale durchschritten, verließen wir ihn, erstaunt, so schnell eine solche Sorglosigkeit folgen und mit so schweren Befürchtungen Hand in Hand gehen zu sehen.

XXIV

Sidney Smiths Picknick im Augarten. — Sein abenteuerliches Leben; seine Mission und seine Zwecke im Kongreß. — Die Monarchen im Wirtshause. — Der König von Bayern ohne Geld. — Abreise und Zorn des Königs von Württemberg. — Die Königin von Westfalen. — Ankündigung einer Schlittenpartie. — Ein Ball bei Lord Castlereagh.

Eines der seltsamsten Feste während des Wiener Kongreßes war ohne Widerspruch das Diner[1]) oder Picknick, zu welchem der Admiral Sidney Smith die Fürsten, die Notabilitäten und die Menschenfreunde, welche die Hauptstadt damals in ihren Mauern zählte, einzuladen die Laune hatte. Der Gedanke, so viele hohe Personen zu versammeln und jede ihre eigene Zeche bezahlen zu lassen, mußte ihnen, inmitten dieser unaufhörlichen Genüsse, womit sie unentgeltlich übersättigt wurden, schon seiner Sonderbarkeit wegen gefallen. Und so hatten die Gäste in großer Anzahl seiner Aufforderung entsprochen.

Sir Sidney war nicht bloß durch den einfachen Beweggrund der Neugier veranlaßt worden, dem Kongresse beizuwohnen. Seine Zwecke gingen nicht allein auf das Wohl der Staaten, sondern auch der Menschen. Und obgleich er ohne alle offiziellen Aufträge war, hatte er sich doch mehr zu schaffen gemacht, als kaum die einflußreichste Macht ihrem Repräsentanten. Seine Pläne

1) Es fand am 31. Januar statt (s. Du Montet, Souvenirs, 1904, S. 135).

straften sein abenteuerliches Leben, dessen Episoden gleich romanhaft und historisch waren, nicht Lügen.

Von Jugend auf ein Seemann und nach dem amerikanischen Kriege ohne Anstellung geblieben, nahm er schwedische Dienste. Infolge der ruhmvollen Seeschlacht von 1791 wurde er zum Großkreuz des Schwertordens ernannt; kurz nachher reiste er ab, um der türkischen Regierung seine Dienste anzutragen. Nach Verlauf einiger Monate durch eine Proklamation des Königs von England zurückgerufen, befand er sich mit Lord Hood bei der Blockierung von Toulon. Als er im Laufe des Jahres 1796 vor Hâvre stationierte, bemächtigte er sich eines französischen Kapers, wurde jedoch durch eine Windstille verhindert, ihn wegzuführen. Nachdem ein Matrose heimlich das Ankertau des genommenen Schiffes durchschnitten hatte, führte die steigende Flut es in die Seine, wo er, durch überlegene Kräfte angegriffen, gezwungen war sich zu ergeben. Nach Paris abgeführt, mußte er zuerst in das Gefängnis der Abbaye, später in das des Temple wandern. Mit Hilfe eines unechten Befehls des Polizeiministers gelang es seinen Freunden, ihn aus diesem letzteren zu befreien: ein an und für sich einfacher Umstand, der aber später unter den Mauern von Saint-Jean-d'Acre die riesigsten Pläne scheitern lassen und vielleicht den Aufstand des Orients verhindern sollte. Nun forsche man noch bei großen Ereignissen nach großen Ursachen!

Nach England zurückgekehrt, erhielt Sidney Smith das Kommando über den „Tigre", ein Schiff von achtzig Kanonen, mit dem Auftrage, die Küsten Ägyptens zu beobachten. Nachdem er Alexandrien beschossen, ging er nach Syrien unter Segel, wo seine Gegenwart

und seine Ratschläge den Pascha zur Verteidigung Saint-Jean-d'Acres veranlaßten. Man weiß, daß er durch seinen Beistand und seine hartnäckige Gegenwehr die Aufhebung der Belagerung entschied. Vom Sultan erhielt er deshalb einen sehr kostbaren Federbusch, und von Napoleon das nicht weniger schmeichelhafte Kompliment: „Dieser Teufel Sidney Smith hat mir mein Glück abspenstig gemacht!"

Nach seiner Zurückkunft in London empfing er von dieser Stadt das Bürgerrecht, nebst einem wertvollen Degen. Dann saß er bis zum Bruche des Friedens von Amiens im Hause der Gemeinen, zu dessen Mitglied er ernannt war. Nachdem er darauf ein neues Kommando erhalten und im Jahre 1805 zum Konter-Admiral ernannt war, segelte er nach dem mittelländischen Meere ab, wo er nach einer Blockade von wenigen Stunden Capraia nahm. Nach der 1807 erfolgten Erklärung Bonapartes, daß das Haus Braganza aufgehört habe zu regieren, führte er den Prinz-Regenten von Portugal und dessen Familie nach Brasilien. Seitdem war er untätig geblieben.

Aber seinem Charakter konnte die Ruhe wenig zusagen. Der Wiener Kongreß schien ihm eine vortreffliche Gelegenheit, die Tätigkeit seines Geistes zu entfalten. Er war mithin einer der ersten, welche dort ankamen. Er nannte sich den Bevollmächtigten Gustav Adolphs, des früheren Königs von Schweden, welcher ihn unter dem Titel des Herzogs von Holstein mit der Zurückforderung der ihm genommenen Krone beauftragt habe. Seiner Eigenschaft als früherer schwedischer Marineoffizier und Ritter des Schwertordens hatte er dieses ehrenvolle Zutrauen zu verdanken.

Gleich beim Beginn der Konferenzen beeilte sich Sir

Painted by J.M. Chandler

Engraved by E. Bell.

To the Right Hon.ble George Earl Spencer, First Lord of the Admiralty, &c.
This Portrait of SIR WILLIAM SIDNEY SMITH, K.S. of Sweden, &
and Captain in His Majesty's Navy, is with permission humbly Dedicated
by his Lordship's most obedient Hum.e Serv.t Edm.d Bell.

Sidney Smith, die Sache seines erhabenen Klienten dem höchsten Gerichtshofe Europas zu unterbreiten. Der Augenblick schien gut gewählt: die Worte „Gerechtigkeit", „Entschädigung", „Legitimität" wurden täglich gewissenhaft angerufen. Indem der entthronte Monarch den Fürsten dieselben vors Gewissen führte, zog er mit ihren eigenen Waffen gegen sie zu Felde. In seiner Schrift suchte Gustav Adolph darzulegen, wie er nur durch die einflußreiche Willkür Bonapartes, mit welchem er niemals, vorzüglich aber seit der Ermordung des Herzogs von Enghien nicht, eine Verbindung habe eingehen wollen, seines Throns verlustig gegangen sei; wie die schwedische Nation, indem sie ihm die Regierung nahm, nur einer politischen Notwendigkeit und den Drohungen der großen Mächte nachgegeben habe; wie er, obgleich Gefangener seit dem Augenblicke, wo er seine Entsagungsurkunde unterzeichnet, sich dennoch beharrlich geweigert habe, den Rechten seines Sohnes zu entsagen; wie er von diesem Prinzen hoffe, daß er, zur Volljährigkeit gelangt, auf eine seiner, seiner berühmten Vorfahren und der schwedischen Nation würdige Weise auftreten werde; wie er außerdem auf den Thron für sich selbst keinen Anspruch mache.

Aber in der Politik sind die folgerichtigsten Gründe nicht immer die gewichtigsten. Tage und Monate vergingen, ohne daß nur die leiseste Rede davon war, dem entthronten Könige sein Zepter zurückzugeben. Sidney Smith, durch eine Art trägen Widerstandes mit seinen Vorstellungen abgewiesen, ließ inzwischen den Mut nicht sinken.

— „Wenn ich wider alles Verhoffen," sagte er oft, „vor diesem erhabenen Richterstuhl nicht zum Zwecke

gelange, werde ich die mir anvertraute Sache ohne alle Scheu vor dem meines Vaterlandes vortragen. So lange wir in England noch ein Parlament haben, findet ganz Europa dort ein offenes Ohr. Ich werde fragen, weshalb man einen rechtmäßigen König seines Zepters beraubt hat; aus welchem Grunde Bonapartes beharrlichster Feind als ein Opfer seiner Ränke fallen mußte; warum man denjenigen, welcher zuerst mit echt ritterlichem Eifer einen Angriff auf den Koloß gewagt hat, dem Elend überläßt. Ist es nicht allbekannt, daß Napoleon ihm niemals seine Vorwürfe über den Mord des Herzogs von Enghien[1]) und den Umstand verziehen hat, daß er um jene Zeit seinem Gesandten befahl, Paris zu verlassen, sowie endlich, daß er dem Könige von Preußen seinen schwarzen Adlerorden zurücksandte, den dieser auch Bonaparte geboten hatte?"

„Wenn man mir dagegen einwendet, daß Gustav Adolph seine Abdankung unterzeichnet hat, so erwidre ich, daß er damals nicht frei war, und daß ein Vater sich nicht an den Rechten seines Sohnes vergreifen, ein Monarch nicht seine Nachkommen entthronen kann. Muß dieser Prinz, ein Sprosse des großen Gustav und Karls XII., nicht jenes Interesse erwecken, welches sich an so treffliche Erinnerungen knüpft? Und darf man, während man sich doch von allen Seiten auf die Gründe der Billigkeit beruft, im grellsten Widerspruche damit die heiligsten außer acht zu lassen wagen: die Gründe eines auf den Ruhm gestützten und durch die Jahrhunderte geheiligten Erbrechts? Wenn endlich die Geschichte künftig die einzige Richterin

1) Der Herzog von Enghien wurde 1804 auf Befehl Napoleons entführt und erschossen.

willkürlicher Handlungen sein soll, wird Gustav an sie appellieren; die Nachwelt, billiger als das Gericht der Könige, wird von diesem Fürsten sagen, daß seine glänzenden Eigenschaften, wenn dies der Fall war, nur deshalb ihren Neid oder Haß erregen konnten, weil die Bosheit sich an einem glänzenden Lose fast immer durch Verleumdung rächt. Was mich betrifft," fügte der Admiral hinzu, „so werde ich, als Hofmann eines unglücklichen Fürsten, in meinen Grundsätzen und meiner Treue nicht wanken; ich werde alle Rechte der Gesetzmäßigkeit und des Unglücks bis aufs Äußerste verteidigen."

Vergebens warf man ihm ein, daß das Interesse der Völker, die Heiligkeit der Versprechungen, das Bedürfnis des Friedens auch ihre Rechte haben; daß Europa weder die feierlichen Beschlüsse, noch vielleicht ebensowenig jene geheimen Verträge rückgängig machen könnte, welche Bernadotte und seinen Nachkommen den ruhigen Besitz des schwedischen Thrones sicherten; daß es ihm seine ausgezeichneten Verdienste, welche er sich um die gemeinsame Sache erworben, niemals mit einer Beraubung lohnen würde; daß es ihn nie aus seiner Sicherheit, die ihm das allgemeine Gelübde der Schweden gegeben, vertreiben würde, um ihnen einen Regenten aufzudrängen, den sie verstoßen hätten; daß so zweideutige Verhältnisse, wie die Gustav Adolphs, erheischten, daß man das Unglück mit Würde zu ertragen wisse, um ihm Achtung zu verschaffen; und daß man endlich, wenn man gesunken ist, Teilnahme nur zu erwecken vermag, indem man die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermeidet. Aber ungeachtet des Kaltsinns von seiten des Kongresses wie der Öffentlichkeit beharrte Sidney Smith nichtsdestoweniger in sei-

nen ehrenwerten Bestrebungen zugunsten einer bereits verlorenen Sache.

Seine Verhandlungen wegen eines Piknik-Diners hatten weniger Schwierigkeiten gefunden. Zu Wien ließ sich in einer Versammlung, die es sich zum Wahlspruch gemacht zu haben schien, die Kleinen zum Vorteil der Großen zu berauben, leichter jede Art von Vergnügen, als die Wiedererlangung eines Throns bewerkstelligen. Der Zweck dieser allgemeinen Einladung war eine Subskription, an deren Spitze der Admiral seinen eigenen Namen gestellt hatte. Das Ergebnis, so hieß es in der Aufforderung, sei zum Ankauf eines ungeheueren silbernen Leuchters für das heilige Grab in Jerusalem bestimmt. Aber man erfuhr bald, daß Sidney Smith die Summen, welche er zusammenzubringen hoffte, zum Loskauf der christlichen Sklaven in der Barbarei verwenden wollte. Er hatte dem Kongreß bereits den Vorschlag gemacht, ein Geschwader auszurüsten, welches den Zweck haben sollte, die Raubstaaten von der Erde zu vertilgen, ihren Grausamkeiten folglich ein Ziel zu setzen und diesen schändlichen Handel mit weißen Sklaven in Afrika auf immer zu zerstören. Natürlich durfte der Oberbefehl über diese Anti-Seeräuber-Armee keinem anderen als ihm übergeben werden. Aber man hatte an andere Dinge zu denken, als eine Kreuzfahrt ins Werk zu richten, und dieser neue Peter, der Eremit, mußte sich mit einem einfacheren Mittel, dem Loskauf der Sklaven, genügen lassen, wozu ihm eine Lustbarkeit das erforderliche Geld liefern sollte. Albions Sitten nach Österreich verpflanzend, hatte er ein Diner für die beste Brücke gehalten, um zu seinen menschenfreundlichen Zwecken zu gelangen.

Eine bedeutende Anzahl von Billets war demnach

untergebracht und der Tag bestimmt. Als der Ort, wo das Fest[1]) statthaben sollte, wurde der Augarten bezeichnet, ein schöner und zu Zwecken dieser Art sich vollkommen eignender Palast. Jann, der eigentliche Speisewirt, übernahm das ganze kulinarische Detail bei diesem menschenfreundlichen Schmause. Der Preis des Billets für das Diner wurde zu drei holländischen Dukaten, und für den darauffolgenden Ball zu zehn Gulden festgesetzt. Um fünf Uhr sollte in dem schönen Saale, wo sich ehemals der Hof Maria Theresias und Josephs II. drängte, serviert werden. In diesem prächtig und geschmackvoll verzierten und ringsum mit einer Menge von Standarten aller Nationen behängten Saale war ein Tisch in Form eines Hufeisens aufgestellt. An jedem der beiden äußersten Enden befand sich ein Orchester.

Die Monarchen hatten die Einladung angenommen und, wie man wohl behaupten kann, mit einem wahren Eifer unterzeichnet. Die vornehmen Mitglieder des Kongresses, Minister, Generale und Gesandten hatten ebenfalls ihre Dukaten beigesteuert. Unter den 150 Gästen konnte man ebensoviele Hoheiten als Halb-Souveräne, Krieger und berühmte Männer zählen. In geringen Zwischenräumen waren Reiter aufgestellt, welche die jedesmalige Ankunft eines Monarchen durch Trompetenstöße ankündigten. Diese geräuschvollen Anmeldungen, welche in ähnlicher Weise auf der englischen Bühne stattfinden, beweisen, daß der Admiral das Theater Shakespeares nicht vergessen hatte.

Jann hatte sein bestes getan. Zwar würde man, obgleich alles möglichst nach Wunsch war, obgleich Böhmen, Ungarn und die Erbstaaten ihre ausgesuchtesten Er-

1) Über dieses Fest vgl. auch die Gräfin Bernstorff, l. c., I, S. 156ff.

zeugnisse beigesteuert hatten, zweifelsohne bei Hofe noch besser gespeist haben. Dafür aber hatte man hier einen Schmaus wie im Wirtshause, bei welchem jeder seine Zeche bezahlen mußte; und diese Neuheit hatte für die gekrönten oder noch zu krönenden Häupter soviel Reiz gehabt, daß nicht eines derselben fehlte. Es war in der Tat ein neues und seltenes Schauspiel.

Jedermann kennt das Gastmahl, bei welchem Voltaire in Venedig den Candide mit sieben entthronten Königen speisen läßt. Seitdem hatte man niemals in einem Gasthofe oder Weinhause so viele Könige beisammen gesehen. War auch die Zahl derjenigen, die im Augarten an einem Tische saßen, nicht ganz dieselbe, so waren sie dafür auch nicht entthront, sondern im Gegenteil wohlgekrönt und mit Herrscherglanz umgeben. Jedem drängte sich diese umgekehrte Vergleichung auf. Unwillkürlich erinnerte man sich auch einiger von jenen Festen, bei welchen sich noch vor kurzem die Könige um den siegreichen Napoleon gedrängt hatten; einige Anwesende sprachen davon, wiewohl nur äußerst leise.

Während der ersten Hälfte des Bankets hatten die Musikchöre die Nationalweisen der verschiedenen Länder ausgeführt. Beim zweiten Gedeck nahm der Admiral, der als ein echter Engländer die britischen Gebräuche nicht verleugnete, das Wort und sparte weder Toasts noch Reden. Das Thema der letzteren mußte natürlich der Zweck der Vereinigung hergeben; und obgleich man darin hin und wieder einige Gedehntheiten entdecken konnte, so würde doch kaum ein barmherziger Bruder mit solcher Salbung die Erlösung der Sklaven gepredigt haben. Der Erfolg mußte ihm äußerst schmeicheln, denn er belief sich auf mehrere Tausend

Dukaten. Die Kaiser hatten sich jeder mit tausend unterzeichnet, und die übrigen nach ihren Kräften oder menschenfreundlichen Gesinnungen.

Sidney Smith hatte seine Predigt beendigt; die Schüsseln waren erschöpft; alle Weine Ungarns, des Rheines und Italiens waren erprobt und nach ihrem Verdienst gerühmt; man war im Begriff, die Tafel zu verlassen. Plötzlich präsentiert sich, wie es denn nicht anders als billig ist, Janns Kellner, um zwischen zwei Sinfonien von Haydn, einen vergoldeten Teller in der Hand, von jedem der Gäste den Betrag von drei holländischen Dukaten, als den für das Banket, die Musik und die Beleuchtung festgesetzten Preis, zu erheben, woraus sich die Summe von etwa fünftausendvierhundert Franken ergab.

Einige Monate später, beiläufig bemerkt, befand ich mich zu London bei einem Diner, welches die Stadt dem Monarchen gab. Die Zahl der Gäste war, um aufrichtig zu sein, ein wenig größer. Auch der Ball war vielleicht etwas zahlreicher. Die Kosten beliefen sich, obgleich das Fest ganz ähnlich war, auf 20 000 Pfund Sterling (130 000 Thaler). Andere Länder, andere Summen.

Aber ein geringfügiger Umstand, welcher bei dem Banket zu London fehlte, sollte das im Augarten noch um ein bedeutendes erheitern. Es ist dies eine Episode, die allein ein ganzes Buch verdiente und lebhaft an jene von Voltaire so drollig erzählte erinnert; zwar war der Held derselben nicht eben ein von Gerichtsdienern umlagerter König, wie der unglückliche Theodor, jener ephemere Beherrscher Korsikas, wohl aber der höchst verehrungswürdige und allgemein verehrte regierende König Maximilian Joseph von Bayern.

Janns Kellner hatte seine Kollekte begonnen und vom Kaiser Alexander, sowie vom König von Dänemark sein Geld bereits empfangen; jetzt ist an Seiner bayrischen Majestät die Reihe, welcher der Bevollmächtigte des Gastgebers unerschrocken seine Bitte vorträgt, indem er ihm auf seinem Teller die sechs darauf befindlichen Dukaten entgegenglänzen läßt. Maximilian steckt die Hand in eine Westentasche, dann in die andere; dann in die seines Rockes: er sucht vergebens; alle Taschen sind völlig ebenso geldleer, wie zu jener Zeit, ergötzlichen Angedenkens, in welcher der Prinz Max sie beständig leer fand und die Wucherer von Paris sich weigerten, sie zu füllen. Beeilen wir uns, es zu sagen: ohne Zweifel hatte der König, dieses Muster der Könige, seine ganze Baarschaft bereits in irgend eine nach ihm sich ausstreckende Hand geschüttet, wie er es zu München täglich tat, wo ihn kein Unglücklicher vergebens anflehte. Der ersten Taschenvisitation folgt eine zweite, die jedoch nicht minder erfolglos bleibt. Umsonst verlängert Seine Majestät die Finger und taucht sie bis in die tiefsten Winkel: er muß sich drein ergeben, er ist nun einmal ohne Geld.

Außer Fassung gebracht, wie ein Schulknabe, der sich auf einem Fehler hat ertappen lassen, läßt der König das forschende Auge die ganze Länge des Tisches hinuntergleiten und erblickt ganz am Ende desselben seinen Kammerherrn, den Grafen Karl von Rechberg. Er hofft, seinen Erretter gefunden zu haben; seine Angst hat ein Ende. Aber Rechberg, der sich für sein Geld und seine Rechnung da befindet, hat ein sehr lebhaftes Gespräch mit dem Herrn von Humboldt angeknüpft. Begeistert als ein Autor, der von seinem Buche spricht, unterhält er sich über das große Werk über

gemalt von Stieler — gest. von Hess

Maximilian Joseph.

KÖNIG von BAYERN

Seiner Königlichen Majestät in Ehrfurcht gewidmet, von dem K. B. Kämmerer und A. G. Präsidenten K. F. von Mann.

Rußland, welches er vor Kurzem herausgegeben hat, und welches ihm einen Rang unter den ausgezeichnetsten Literatoren anweist. Die Herzensangst seines Monarchen gewahrt Rechberg nicht und läßt daher alle Winke, alle Blicke desselben unerwidert.

Inzwischen bewegt sich der hartherzige Kellner nicht vom Fleck, sondern wiederholt, indem er den Teller vorhält, seine Bitte um drei Dukaten.

Das Auge des Königs schweift abwechselnd von dem Sammler nach Rechberg und zurück von Rechberg nach dem Sammler. Seine Marter wird so arg, daß er mit Richard III. von England ausrufen möchte: „Drei Dukaten! drei Dukaten! . . . Mein Königreich um drei Dukaten!"

Bei dem Anblick dieser drolligen Szene lief ein lautes Gelächter, das man vergebens zu unterdrücken suchte, gleich einem elektrischen Funken um den ganzen Tisch herum. Um den Spaß vollständig zu machen, fehlten in der Tat nur noch die Häscher, wie sie bei dem königlichen Bankett zu Venedig dem König Theodor hinter der Tür auflauern. Gott mag wissen, wie Seine Majestät von Bayern sich aus dieser Klemme gezogen haben würde, hätten sich seine Nachbarn nicht endlich bewogen gefunden, seiner Qual ein Ziel zu setzten. Der Prinz Eugen war bereits aufgestanden, um den hartnäckigen Kellner zu befriedigen, welcher durch die Treue, womit er den ihm gewordenen Aufträgen nachkam, bewies, daß er ein besserer Kollekteur als gewandter Hofmann sei. Der Kaiser Alexander kam ihm jedoch zuvor: durch einen Wink ruft er den Kellner zu sich, auf dessen Teller er seine Börse ausschüttet, nicht ohne laut und herzlich zu lachen. Die Anwesenden nehmen keinen Anstand, seinem Beispiele zu folgen.

Der brave Maximilian aber, noch ganz schamrot, überwindet endlich seine Befangenheit und belacht herzlicher, als alle anderen, eine Episode, die ihn vielleicht an seine Jugend erinnert.

So endigte sich dieser kleine Vorfall, den mir mein Gedächtnis treu aufbewahrt hat und welchen ich hier mit all der Vorliebe wieder zu erzählen versuchte, welche dieser vortreffliche Prinz sich durch sein ganzes Benehmen erzwang.

Nachdem das Mahl beendet und bezahlt, auch die Unterschriften vollzogen waren, begab man sich in den Ballsaal. Hier herrschte ein wahres Durcheinander, zwar nicht so lebendig wie auf einer Redoute, nicht so festlich wie auf einem Balle bei Hof, aber dem Auge des Beobachters vielleicht um so willkommener. Man fand hier wenige Damen von vornehmer Familie, denn diese waren schon mit Festen übersättigt, dafür aber eine große Anzahl schlichter Bürgerinnen, welche für eine Menuet oder einen Walzer auf nichts Geringeres rechneten, als auf eine Hoheit oder einen Gesandten. Unglücklicherweise hatten fast alle ihr gewöhnlich so frisches und anmutiges Gesicht durch geschmacklosen Putz entstellt. Dieser reiche Kopfschmuck, womit sie sich überladen hatten, nahm sich zu ihren allerliebsten Gesichtchen bei weitem nicht so hübsch aus, als das klassische, mit Golde besetzte phrygische Mützchen.

Kaum in den Saal eingetreten, zogen sich die Souveräne wieder zurück, und ihrem Beispiele folgten bald die meisten der hohen Gäste des Bankets.

Die hübschen Bürgerinnen erwarteten vergebens, daß eine vornehme Hand die ihrige suchen und sie in den Wirbel eines Walzers führen würde. Sie sahen sich vor wie nach genötigt, den neu Ankommenden ihren

Arm zu überlassen. Alle suchten sich indeß für die zehn Gulden, den Preis des Billetts, möglichst schadlos zu halten: selbst bei Tagesanbruch dachten sie noch immer nicht an den Aufbruch.

Die Kosten dieses Balls, die des Diners hinzugerechnet, sollen sich nur auf fünfzehntausend Gulden belaufen haben. Das Fest zu Guildhall, welches den Souveränen acht Monate später von der Kaufmannschaft Londons gegeben wurde, und dessen ich schon bereits erwähnt habe, kostete eine halbe Million Franks. Und dennoch beklagte man sich, daß in Wien alles so ungemein teuer komme. Wie nun, wenn der Kongreß zu London gehalten worden wäre? —

So war dies Fest beschaffen, welches Sidney Smith Gelegenheit gab, eine lange Rede [1]) zu halten und seinen Titeln, die ohnehin nur schon allzu prunkvoll waren, noch den eines „Präsidenten der Edlen" hinzuzufügen. Es war in der Tat zu bedauern, daß dieser Mann, der wirkliche Verdienste besaß, deren noch andere und häufig ganz geringfügige außer seiner Sphäre suchte. Er sollte selbst, um seinen menschenfreundlichen Absichten zu Hilfe zu kommen, vom Papst ein Breve nachgesucht und erhalten haben, welches ihn bevollmächtigte, eine Sklaverei-Vernichtungsgesellschaft zu organisieren. Ein wenig zweckdienlicher, als dieses Breve, war der Zusammentritt und das Geld der Mächte.

Alle Souveräne hatten sich beeifert, ihr Gefallen an

1) Sidney Smiths Unterhaltungen zeichneten sich eben nicht durch Gedrängtheit aus. Man kann leicht denken, daß die Verteidigung von Saint-Jean d'Acre das gewöhnliche Thema derselben bildete. Der Fürst von Ligne, welcher der weitschweifigen Erzählung desselben mehrmals geduldig zugehört, hatte ihn deshalb „Long-Acre" genannt. Long-Acre heißt eine der längsten Straßen Londons. (Notiz d. Verf.)

seinen menschenfreundlichen Zwecken durch ihre Unterschriften und ihre Gegenwart bei seinem Piknik darzutun — Alle mit Ausnahme zweier: des Kaisers Franz und des Königs von Württemberg[1]). Ersterer, durch eine lebhafte Unpäßlichkeit in seinem Palais zurückgehalten, hatte tausend Dukaten zugeschossen; der zweite aber hatte seit zwei Tagen Wien verlassen[2]), und seine trotzige Abreise war der Gegenstand aller Unterhaltungen.

Von Natur gebieterisch und heftig, ertrug König Friedrich nur mit Ungeduld den langsamen Gang der diplomatischen Verhandlungen. In den glänzenden Gesellschaften sah man ihn fast immer entweder mit sorgenvoller oder mürrischer Miene. Er war nicht der einzige, denn unter diesen Blumen, das war nicht zu verkennen, spielten die Schlangen der Leidenschaften. Bald bot sich eine Gelegenheit, wo sein Charakter sich in seiner ganzen Heftigkeit entfalten konnte. Unter dieser Menge von Zurückforderungen, welche der Entscheidung des Kongresses anheimgestellt wurden, hatte auch der unmittelbare Adel von Deutschland geglaubt, die seinigen geltend machen zu dürfen, und demgemäß seine Deputierten geschickt, um seine frühere Stellung und seine Rechte aufs neue in Anspruch zu nehmen. In einer Konferenz, bei welcher Seine Majestät von Württemberg zugegen war, sprach man von diesen Forderungen und der Wiederherstellung des heiligen römischen Reichs. Der König bezwang sich nur mit Mühe. Als aber das Wort endlich auf die Maßregeln kam, wel-

1) Der König von Württemberg hätte freilich bei seinen Untertanen selbst beginnen müssen.

2) Das ist nicht richtig, der König von Württemberg war bereits Ende Dezember abgereist und langte am 1. Januar 1815 schon in Stuttgart an.

che man für geeignet hielt, die Vorrechte der Souveräne zu beschränken, sprang er wie außer sich von seinem Sitze auf. Vor ihm stand ein Tisch, an welchem unglücklicherweise der runde Ausschnitt fehlte, wie er sich an der kaiserlichen Tafel befand und dazu diente, seinem ungeheueren Umfang den nötigen Raum zu geben. Durch den hervorragenden Bauch des Monarchen emporgehoben, stürzte der Tisch mit lautem Gepolter zu Boden. Die üble Laune des Königs wird dadurch nur gesteigert: unverzüglich bricht er auf, eilt in seine Wohnung zurück und verläßt noch an demselben Abend die Hauptstadt Österreichs, nachdem er seinen Bevollmächtigten noch die beharrliche Zurückweisung aller Forderungen des Adels eingeschärft hat. Den Prinzen Wilhelm, seinen Sohn, hatte nicht sowohl irgend eine von den Angelegenheiten des Kongresses, als das schöne Auge der Herzogin von Oldenburg zurückgehalten.

Diesen Charakter, der bei ihm herrschend war, bewährte der König von Württemberg nicht allein in seinem öffentlichen, sondern auch in seinem Privatleben. Ein Beweis dafür war, daß er seinen Sohn zu einer Heirat wider seine Neigung gezwungen; und nicht minder heftig zeigte er sich gegen seine Tochter, welche Hieronymus[1]), den König von Westfalen und Bruder Napoleons, geheiratet hatte. Kaum war dieser letztere gefallen, als er von seiner Tochter verlangte, ihre Ehe aufheben zu lassen. Die Ex-Königin von Westfalen aber, welche ihrem Gemahl mit aufrichtiger Neigung und als Mutter zugetan war, setzte den Befehlen ihres Vaters eine unerschütterliche Weigerung entgegen.

1) Jérôme (1784—1860), seit 1807 König von Westfalen, seit 1807 mit Katharina von Württemberg (1783—1835) vermählt.

„Ich will nicht versuchen," schrieb sie ihm, „hier das Glück zu schildern, welches ich demjenigen, den mir staatliches Interesse zum Gemahl gab, seit sieben Jahren verdanke; gesetzt aber auch, er wäre für mich der schlechteste der Gatten gewesen, so würden Sie selbst, mein teurer Vater, dem gemäß, was mir die Grundsätze der Ehre befehlen, zugeben müssen, daß ich ihn nicht verlassen darf, jetzt, da er unglücklich wird, und vorzüglich, da er sein Unglück nicht verschuldet hat. Mein erster Gedanke, mein erster Wunsch war, mich, jedoch nur mit ihm, dem Vater meines Kindes, in Ihre Arme zu werfen. Wo wäre außerdem meine Ruhe, dürfte ich sie nicht mit demjenigen teilen, dem ich jetzt mehr als je meine Tröstungen verdanke?"

In einem anderen Briefe drückte sie sich so aus:

„Nachdem die Politik von mir erheischte, den König, meinen Gemahl, zu heiraten, hat das Schicksal mich zur glücklichsten der Gattinnen gemacht. Ich bin von Liebe, Zärtlichkeit und Achtung gegen meinen Gemahl erfüllt. Es wird, hoffe ich, eine Zeit kommen, wo Sie sich überzeugen werden, daß Sie ihn falsch beurteilt haben; und dann werden Sie in ihm sowohl, wie in mir die ehrfurchtsvollsten und zärtlichsten Kinder wiederfinden."

Es konnte nicht fehlen, daß ein so edelmütiger Widerstand die harte Forderung ihres Vaters endlich entwaffnete. Seltsames Geschick? Politischen Gründen nachgebend hatte dieser Fürst beide, seinen Sohn und seine Tochter, gegen ihre Neigung vermählt: der Sohn fand das Glück in der Aufhebung seiner Ehe, und die Tochter in der Aufrechterhaltung der ihrigen.

Inzwischen hatte die Abreise des Königs von Württemberg dem deutschen Adel seine letzte Hoffnung ge-

raubt. Die Deputierten, welche man mit Versprechen übersättigte, ohne ihnen jedoch irgendwie Aussicht auf deren Erfüllung zu geben, wollten es nicht erwarten, daß man sie ganz abwiese, und zogen es daher vor, einige Tage später ebenfalls die Hauptstadt Österreichs zu verlassen. Die Spöttereien, welche gewöhnlich die Erfolglosigkeit begleiten, wurden auch gegen sie nicht gespart: man setzte ihre Abreise auf Rechnung ihrer erschöpften Börsen; tags darauf waren sie vergessen: die Ankündigung eines neuen Festes hatte überall große Bewegung veranlaßt: es handelte sich um eine Schlittenpartie. Der dichte Schnee, welcher die Erde bedeckte, und die seit einigen Tagen anhaltende strenge Kälte hatten den Gedanken an diese Zerstreuung, dem scharfen Klima von Petersburg und Moskau entlehnt, ins Leben gerufen. Der österreichische Hof traf ungeheuere Vorbereitungen und schien durch die Pracht, welche dabei entfaltet wurde, an das kaiserliche Ringelrennen erinnern zu wollen.

Während dieser Zurüstungen aber drängten einander Tag für Tag die auf den Monat Januar angekündigten Lustbarkeiten. Obgleich man von ihnen prophezeit hatte, daß die Mißhelligkeiten in den Kongreß-Verhandlungen ihnen ein trauriges Kolorit geben würden, zeigten sie sich doch glänzender und ergötzlicher als jemals. Um diese Zeit gab Lord Castlereagh einen großen prachtvollen Ball. Alle Gesellschaften hatten in Wien ihr eigenes Gepräge; vorzüglich zeigten sich die Privatbälle der vornehmen Diplomaten, obgleich sie alle nach demselben Muster zugeschnitten waren, dem Äußeren sowohl als dem Inneren nach sehr voneinander verschieden. So hätte man zum Beispiel den des Lords einen Ball der Hoffart nennen können; denn

wenn er glänzend war, so war er zugleich abgemessen wie der Hochmut und frostig wie die Anmaßung. Ja man kann wohl behaupten, daß der Hochmut und die Anmaßung, welche Milady auf dem Karussel zur Schau getragen und die den Orden vom blauen Hosenbande ihres Gemahls ihr auf die Stirn geprägt hatten, ihr auch in die vergoldeten, duftenden und glänzend ausgeschmückten Salons gefolgt seien. Das kostbare Souper konnte das Eis dieses Abends nicht schmelzen. Was Mylord anlangt, so erschien er, wie man es denn mitten unter diesen so munteren Festen voll Taumel und Freude von ihm nicht anders gewohnt war, auch diesmal befangen und mit sorgenschwerer Miene. Selbst so oft seine Herrlichkeit tanzte, hätte man glauben mögen, daß er durch die raschen Bewegungen einer Gigue oder eines schottischen Rils nur den schweren Gedanken, welche ihn beklemmten, zu entfliehen suchte. Wollte Lord Castlereagh den Verdruß über das Mißlingen einer hinterlistigen Politik verscheuchen? Sann er schon auf den letzten Auftritt des politischen Dramas eines Lebens, in welchem katonischer Stoizismus Hand in Hand mit dem finsteren Spleen seinem Leben durch Selbstmord ein Ende machte? — Das ist ein Rätsel, welches die Geschichte noch nicht gelöst hat.

Lord Castlereagh.

XXV

Einige Originale am Kongreß. — Herr Aïdé. — Witzwort des Fürsten von Ligne. — Madame Pratazoff. — Herr Foneron. — Der alte Jude. — Sein Adel und seine Denkweise. — Herr Raily. — Seine Diners und seine Gäste. — Der Spieler und die beiden Herzoge. — Ende eines Spielers.

Das Leben und Treiben während des Kongresses schien ein Gemisch von tausend verschiedenen Bildern, die sich zu einem einzigen Hauptgemälde vereinigten. Jede der darin auftretenden Figuren war ein vollständiger Roman, und das Leben der Mehrzahl hätte Stoff zu langen Gedichten gegeben. Daß es in diesem buntscheckigen Durcheinander auch an Sonderlingen nicht fehlte, ist leicht zu erachten; ihre Gegenwart war keine der geringsten Würzen.

Unter der Anzahl dieser Originale, welche die Gäste Wiens nicht vergessen haben können, stand ein gewisser Herr Aïdé obenan. Er war einer jener Weltbürger, welche durch ein bedeutendes Selbstvertrauen die Stelle jeder Empfehlung und Abkunft zu ersetzen wissen. Sein Stand und Charakter war ein Problem, und sein Vermögen ein Rätsel. Zu Smyrna geboren, war er sehr jung nach Wien gekommen. Sein orientalisches Kostüm, und der Titel eines Prinzen von Libanon hatten ihn schon damals bemerklich gemacht. Zur Zeit des Kongresses hatte er, sich etwas bescheidener zeigend, seine Prinzenschaft und sein Muselmannskostüm abgestreift. Überall war er zu finden; es gab keinen Salon,

keine Lustbarkeit, wozu er nicht eingeladen wurde. Übrigens wußte er sich nach jeder Gesellschaft zu bequemen, nahm niemals weder bei einem Streit noch bei einer augenblicklichen Neigung Partei, und befand sich in allen Zirkeln, unter allen Ständen gleich wohl. Man bemerkte indeß, daß er besonders häufig das Haus des Lord Castlereagh besuchte, welcher ihn in Rücksicht auf seinen Geheimsekretär zu begünstigen schien. Handelsinteressen, sagte man, habe sie früher in Smyrna verbunden.

Dieses Original hatte die Sucht, sich vorstellen zu lassen. Öffnete ein neuer Ankömmling seinen Salon, so war es die fixe Idee des Herrn Aïdé, daß er schleunigst jemanden aufsuchen müsse, der ihn einführen könnte. Oft wandte er sich deshalb an Personen, die er kaum kannte. Seine Zähigkeit ließ sich nie zurückschrecken. Der Prinz von Ligne, dessen Gefälligkeit er hundertmal in Anspruch genommen hatte, wurde dieser immer wiederholten Präsentationen endlich überdrüssig; und eines Tages, als der verstockte Grieche ihn abermals ohne Scham darum anging, sagte er:

„Ich stelle Ihnen hier einen schon oft und schon allzuoft vorgestellten Herrn vor[1])."

Der vortreffliche Prinz wollte sich später über dieses Witzwort, welches er ein sehr schlechtes nannte, oft geärgert haben. Das Epigramm wurde wiederholt und machte Herrn Aïdé in gewisser Weise zur Mode, ohne ihn jedoch von seiner Sucht, sich vorstellen zu lassen, zu heilen. Einige Jahre nach dem Kongreß reiste er nach England, wo seine gefälligen Manieren, die er sich durch den häufigen Besuch der guten Gesellschaft

1) Im Original: „Je vous présente un homme trés-présenté et trés-peu présentable."

zu eigen gemacht hatte, in welcher er so oft vorgestellt war, an den Wassern von Cheltenham das Herz einer jungen, sehr reichen Dame gefangen nahmen, mit der er sich verheiratete. Die Unstätigkeit seines Schicksals schien jetzt ein Ende zu haben, als er plötzlich eines unbedeutenden Umstandes, einer Vorstellung halber, wie man versichert, auf einem Ball bei Herrn Hope[1]) mit dem jungen Marquis von B... Händel bekam. Es folgte ein Duell: Herr Aïdé blieb tot auf dem Platze.

Ein nicht minder sonderbares Individuum, besonders wegen der Erinnerungen, die sie weckte, war die alte Gräfin Pratassoff[2]), jene Lieblingin Katharinens II., bei welcher sie einst das Amt einer so großen Vertraulichkeit ausgefüllt hatte, daß die Engländer dafür keine Bezeichnung wagen würden. In Wien sprach man von ihr nur als einer Berühmtheit. Daß ich dieses Gesicht des verflossenen Jahrhunderts noch gesehen habe, verdanke ich dem Prinzen von Ligne. „Unsere Bekanntschaft," sagte er eines Tages zu mir, indem er mich zu ihr führte, „schreibt sich aus einer sehr entfernten Zeit; denn auch sie befand sich auf jener märchenhaften Reise nach der Krim, nicht aufs Geratewohl, will ich meinen, sondern weil die Kaiserin sich an ihren Geist und ihre Unterhaltung so sehr gewöhnt hatte, daß sie ihrer nicht mehr entbehren konnte: die Gunst der Könige gründet sich so oft auf Kleinigkeiten! Aber glauben Sie deshalb nicht,"

1) Berühmtes holländisch-englisches Bankhaus.

2) Sie war allerdings eine sehr merkwürdige Erscheinung. Ihr Amt war, die Geliebten Katharinas II. auf ihre Tüchtigkeit zu prüfen. Fand Katharina an irgendeinem jungen Mann Gefallen, so wurde er gewöhnlich vorerst zur ausführlichen Untersuchung an Fräulein Pratassow und an Herrn Rogerson, den Leibarzt, überwiesen. Man nannte Fräulein Pratassow daher nach ihren Verrichtungen „l'éprouveuse" (Probiererin). Vgl. Masson, Denkwürdigkeiten über Rußland, 1844, I, S. 79.

fügte er lachend hinzu, „daß ich das Amt, welches sie bekleidete, für ein so gar unwichtiges halte. Die Liebe mit ihrer Binde vor den Augen würde es als ein höchst bedeutsames und oft selbst notwendiges zu verteidigen wissen."

Der Freund der Kaiserin hatte sich ohne Umstände in die Wohnung eingeführt. Beim Eintreten in den Saal erblickte ich eine ungeheuere Masse auf dem Sofa sitzend und dasselbe mit ihrem ganzen Umfang ausfüllend. Nach der Menge der Kleinodien zu schließen, womit sie überladen war, hätte man sie für ein indisches Götzenbild halten können. Auf ihrem Kopfe, am Halse, an den Armen glänzten Diademe, Armbänder, diamantene Halsketten, mit kostbaren Steinen eingefaßte Porträts; ungeheuere Ohrgehänge baumelten bis auf die Schultern herab. Diese Juwelenbude schien mir siebzig Jahre alt.

Bei unserer Ankunft wollte sie sich erheben; es gelang nicht. Sie fiel sogleich wieder auf ihr Sofa zurück. Den Prinzen nahm sie bei der Hand und räumte ihm, nicht ohne Anstrengungen, an ihrer Seite einen Platz ein. Als sie in mir sein Gefolge gewahrte, richtete sie einige jener höflichen und gezierten Redensarten an mich, welche ihren russischen Zeitgenossen so geläufig waren. Dann entspann sich ein Gespräch über die schönen entschwundenen Tage der zaubervollen Ermitage. Man vergötterte das Vergangene, man schmähte das Gegenwärtige. Aber das Seltsamste während dieser Besuchstunde war, daß der Prinz, die seit der Reise in die Krim verflossenen dreißig Jahre vergessend, diese starke Witwe als ein junges Mädchen behandelte, indem er sie nicht anders nannte, als „meine Kleine" und „mein Kind". Die Gräfin ihrerseits empfing diese gut-

artigen Spöttereien, sich zierend, mit einer höchst komischen Ernsthaftigkeit.

Als wir sie verlassen hatten, trug ich sogleich eine Charakterskizze dieser Marionette, welche Europa den Anblick ihrer alten Person, ihrer alten Schmucksachen und ihrer alten Anforderungen gewährte, in mein Tagebuch ein.

Ein anderes Original war ein Engländer, namens Foneron. Er hatte lange Zeit als Bankier zu Livorno gelebt, als solcher bedeutendes Glück gemacht und sich nun in Österreich niedergelassen. Eben so bucklig wie Äsop, aber auch ebenso klug wie der Phrygier, und überdies noch mit einem empfindsamen Herzen begabt, hatte er sich alle Unannehmlichkeiten, die ihm aus einer Verbindung mit einer Frau von zirkassischem Wuchse erstehen möchten, vors Auge geführt. In dieser weisen Vorausberechnung hatte er ein junges Mädchen von reizenden Gesichtszügen, übrigens jedoch noch krummer als er selbst, gesucht und auch gefunden. Er bot ihr seine Hand, sie sagte Ja, und die Ehe wurde geschlossen. Denn das junge Mädchen war arm. Obgleich indeß die Trauung insgeheim vollzogen wurde, fehlte es doch keineswegs an Zeugen. In der Tat hat es wohl niemals ein Pärchen gegeben, das so lächerlich genau für einander paßte. Aber mit Amphitryonen hat man überall Nachsicht.

Dieser Herr Foneron nun setzte, obgleich es dabei nicht an scherzhaften Andeutungen auf seine und seiner Lebensgefährtin Figur fehlte, zur Zeit des Kongresses seinen Ruhm und sein Glück darin, die ausgezeichnetsten Diners zu geben. Wenige von denen, die an seiner verschwenderisch besetzten Tafel zugelassen wurden, können die Freitagsdiners und die unübertreff-

lichen Beefsteaks, die dort serviert wurden, vergessen haben. Man hätte Herrn Foneron den Koch des Kongresses nennen können. Inmitten dieser unzähligen Menge von Prätendenten und Bittstellern verlangte er nichts; keine Entschädigungen, keine Titel, keine Orden. Seine Titel und seine Orden, das waren seine Diners. Das Eine, wonach sein Ehrgeiz gestrebt hätte, wäre gewesen, Präsident des Londoner Beefsteaksklubs zu werden.

Bei einem dieser Gastmähler war ich mit einem Herrn Ank...[1]) zusammengetroffen. Seiner Nation nach war er Israelit und verleugnete auch die angeborene Liebe seines Volkes zum Golde nicht. Er besaß dieselbe in höchster Potenz; er war buchstäblich daraus zusammengesetzt. Aber dem Rufe seines Geizes gab der seines Reichtums nichts nach. Er geriet auf den Einfall, mich zum Frühstück einzuladen. Begierig zu erfahren, ob es denn wahr sei, daß es nichts Prunkenderes gebe als einen Geizigen, nahm ich seine Einladung an.

Seine Wohnung hatte etwas von jener ängstlich kleinlichen Aufgeputztheit, die uns eiskalt durchdringt. Wenig Licht, gar keine Teppiche; einige seltene

1) Es handelt sich um Wenzel von Ankersberg (1757—1824), Hofsekretär bei der böhmischen Kanzlei in Wien, der sich taufen ließ und vorher Epstein hieß. Er kam im Jahre 1772 als armer Judenknabe nach Wien, bettelte bei vornehmen Juden, studierte Medizin, hatte dazu die bekannte, auch unter dem Namen Mad. Flies, damals Eskeles, glänzende Maitresse des Kabinetssekretärs Günther zur Patronin und wußte sich der Schwachheit des Bankiers Henikstein so zu bemächtigen, daß ihm dieser ein ansehnliches Kapital vermachte und bald hernach starb. Graf Saurau nahm sich des Getauften an und brachte ihn als Präsidialsekretär nach Innsbruck. Nach dem Tod des Grafen wurde er Hofsekretär, nebenbei betrieb er Wuchergeschäfte (s. Bretschneider, Denkwürdigkeiten, Wien, 1892, S. 347). Seine Münzensammlung war berühmt, er versuchte sich übrigens auch schriftstellerisch.

unabgenutzte Mobilien. Das Frühstück war nach Verhältnis. Ohne Zweifel hatte er die Absicht, mich für alle die Feste, womit man übersättigt war, arg büßen zu lassen, als er mir einzig und allein ein wenig schwarzen Wassers bot, das er Chokolade nannte. Nachdem ich mutig diese lazedämonische Kraftsuppe hinuntergeschluckt hatte, schickte er sich an, mir seinen Reichtum an Kunstsachen zu zeigen. Herr Ank... war Münzliebhaber; er besaß eine der reichsten und vollständigsten Medaillensammlungen, die es zu Wien gab, und welche der so berühmten des Grafen Viczay[1]) wenig nachstand. Später sah ich einige recht gute Gemälde, darauf ein wahrhaft tolles Durcheinander, welches er nicht sowohl aus Liebe zur Kunst, als vielmehr in der Hoffnung auf Gewinn zusammengebracht hatte; denn alle diese alten Lumpereien schlug er zu wahnsinnig hohen Preisen an.

Ich hatte die Chokolade genommen; ich hatte sie getrunken und machte mich nun gefaßt, den bitteren Kelch bis auf den Boden zu leeren. Nachdem er mir alles gezeigt hatte, nahm er aus einem eisernen Schrank ein bis obenan mit Wechselbriefen, Schuldscheinen und Kassenbillets vollgepfropftes Pappenkästchen. In diesem Pappenkästchen steckte ein ungeheueres Vermögen.

„Darinnen," sagte er mir, „finden Sie keine Titel auf Pergament, auch keine Wappenschilder, wohl aber Adelsbriefe, neben welchen alle Aristokratien erbleichen müssen, und welche niemals ihren Wert verlieren. Hier gibt es keine Mißheirat und keinen Makel. Das Gold ist von dem Augenblick an, wo das erste Teilchen durch das Feuer geläutert wurde, der einzig ewig lautere, ewig

1) Graf Michael Viczay (1756—1831), sein berühmtes Münzkabinet wurde 1834 versteigert (s. Wurzbach, Biogr. Lexikon).

stolze, ewig glänzende Stammbaum. Finden Sie mir einen Adel, der diesem hier seine Ahnen und seine Huldigungen streitig macht, ich werde mich ihm zu Füßen werfen."

Und er liebkoste seine Billetts, er schüttelte das Kästchen, wie um mir von der ungeheueren Summe dieses am Verfalltage auszulösenden Adels, und dieser auf den Besitzer lautenden Wappen einen kleinen Begriff beizubringen.

„Mit diesem hier," fuhr er fort, „ist die Welt ein unendliches Paradies, in welchem keine verbotenen Äpfel wachsen. Was auch die Sittenprediger und alle Schüler Senecas dagegen einwenden mögen: hier ist die Triebfeder aller Tugenden, hier der Urstoff aller Freuden. Ja, hier nenne ich alles mein eigen, ohne Furcht, ohne Hindernis, ohne Reue; alles, von dem prächtigsten Palast, den reichsten Equipagen und den ausgesuchtesten Speisen bis auf die reizendste Frau."

Mit diesen Worten verschloß er sein Pappenkästchen fester, als der Greis in Girodet's Gemälde der Sündflut seine Börse zusammenschnürt.

„Genug, genug, Herr Ank . . .," sagte ich zu ihm: „Sie lassen nicht allein die Tugend von der Erde verschwinden, sondern Sie würden selbst das Verbrechen rechtfertigen. Warum sollte ein Räuber, Ihren Lehren zufolge, Anstand nehmen, Sie zu töten? Er könnte sich ja damit entschuldigen, daß auch er sich hätte überzeugen wollen, ob nicht die wirklichen Vorteile, die ihm Ihr Gold verspricht, gegen all' Ihre Träume davon in die Schale zu legen seien!"

Ich hatte, wie man sich leicht denken kann, von diesem Menschen, seinem Frühstück, seiner Denkweise und seinem Pappenkästchen übergenug. Ich entfernte

mich, indem ich mir das Wort gab, ihn nicht wieder zu sehen.

Ein anderer Engländer, der dem Herrn Foneron damals die Ehre, die Fremden und seine Landsleute zu bewirten, streitig machte, war Herr Raily. Er sollte bald, wie einige behaupten wollten, über die auserlesene Komfortabilität der „family-dinners" seines Nebenbuhlers, dank seinem unerhörten Aufwande! den Sieg davontragen. Nicht sehr begierig, die Zahl seiner Gäste zu vermehren, hatte ich fortwährend jede Gelegenheit vernachlässigt, mir die Einladungen des Herrn Raily, womit er eben nicht geizte, zu verschaffen.

„Ich will dich mit ihm bekannt machen," sagte Griffiths eines Tages zu mir, „ein Beobachter muß alles sehen und alles studieren. Herr Raily wird sich in deinen Memoiren ebensogut, wie manche andere Originale ausnehmen, und wäre es auch nur, um zu der Mannigfaltigkeit derselben beizutragen."

Ich ließ mich fortziehen. Unterwegs bat ich Griffiths, mir etwas näheres über die Persönlichkeit des Mannes, den wir zu besuchen im Begriff standen, mitzuteilen.

„Herrn Raily," erwiderte er, „halte ich für einen jener geheimnisvollen und seltsamen Menschen, in deren Reihen die Grafen St. Germain[1]) und Cagliostro glänz-

1) Der Graf von St. Germain gab nicht allein vor, das hübsche Alter von zweitausend Jahren zu besitzen, sondern fand auch Leute, die es glaubten. Eines Tages bei Tische wendet er, indem er auf einen Anwesenden deutet, sich an seinen Bedienten mit der Frage:

„Findest du nicht, daß dieser Herr eine bedeutende Ähnlichkeit mit Jesus Christus besitzt!"

„Ich bitte Eure Exzellenz um Verzeihung," erwiderte der unverschämte Mensch: „es sind erst dreihundert Jahre, seitdem ich die Ehre habe, mich in Ihrem Dienste zu befinden." (Notiz d. Verf.) — Dieser bekannte Abenteurer und Alchimist ist zu Eckernförde am 27. Februar 1784 gestorben.

ten, und die von allem, nur nicht von ihrem Einkommen leben. Sobald du ihn gesehen haben wirst, werde ich dir eine vollständigere Biographie von ihm geben. Ich habe ihn auf meinen mancherlei Reisen überall getroffen. Immer gefiel er sich in einem Aufwande, der entweder von bedeutenden Mitteln, oder doch wenigstens davon zeugt, daß er sich solche leicht zu verschaffen weiß. Zuerst sah ich ihn in Indien beim Lord Cornwallis; später habe ich ihn in Hamburg, Schweden, Moskau, und zur Zeit des Friedens von Amiens in Paris gefunden. Er kam, wie er mir sagte, von Madrid. Jetzt haben wir ihn hier in Wien, wo selbst die Reichsten gegen seinen Aufwand zurückstehen. Man möchte meinen, daß er seine Abkunft damit übertünchen wollte. Seine Diners sind außerordentlich gesucht, und die er dazu einladet, vom vornehmsten Range; denn Titel und Würden schätzt er bei seinen Gästen über alles. Ein an seinem Tische sitzender General erfüllt sein Herz mit Freude; eine Exzellenz entzückt ihn; eine fürstliche Hoheit setzt ihn auf den Gipfel alles Glückes; und erlaubte die Etikette den Majestäten, bei ihm vorzusprechen, so würde er, glaube ich, darüber den Verstand verlieren. Du wirst selbst darüber urteilen können, denn ich zweifle nicht, daß er uns einladen wird, und wäre es auch nur, um damit groß zu tun."

Herr Raily hatte seine zeitige Residenz in dem prachtvollen Palais des Grafen Rosenberg aufgeschlagen. Er empfing uns mit der erkünstelten Höflichkeit, die immer jenen Menschen eigen zu sein pflegt, deren Freundlichkeit nicht auf ihrem Charakter oder auf einer ihnen zur Gewohnheit gewordenen Feinheit der Sitten basiert ist. Mit einer außerordentlichen Wichtigkeit sprach er mit uns über seine Wohnung, seine Mobi-

lien, seine Equipagen, seine Bedienten; und als er zu seinen Diners überging, zählte er alle Hoheiten und Celebritäten auf, die er dazu einlud, und endigte damit, daß er die Prophezeiung Griffiths bestätigte.

—„Wenn Sie," sagte er nämlich, „mir eine Einladung aus dem Stegreif zugute halten wollen, meine Herren, so möchte ich Sie ersuchen, mein heutiges Diner, zu welchem sich die Erbprinzen von Bayern und Württemberg, der Großherzog von Baden[1]), der Admiral Sidney Smith, mehrere Gesandte und Geschäftsträger und andere Herren vom Rang einfinden werden, ebenfalls mit Ihrer Gegenwart zu beehren."

Überzeugt, daß diese Tischgesellschaft sehr angenehm ausfallen werde, beeilte sich Griffiths, zuzusagen, worauf wir dem glücklichen Hausherrn Zeit gaben, den Vorbereitungen zu seinem Durchlauchtigsten Banket obzuliegen.

Um 6 Uhr wurden wir zum zweiten Male in seine glänzenden Säle eingeführt. Kurz darauf kündigte man das Diner an. Der Tisch war in einer langen Galerie vorgerichtet, an deren Ende sich, nach englischer Mode in Absätzen ein Kredenztisch erhob. Die stufenweise verschwenderisch aufgestellten Silbergeräte, Vermeils und Kristallgefäße zeugten mehr von jeder Art des Überflusses, als feinem Geschmack. Der freudestrahlende Wirt wies dem Kronprinzen von Bayern seinen Platz zu seiner Rechten und dem Kronprinzen von Württemberg, den seinigen zu seiner Linken an; die Hoheiten, Generale, Minister usw. setzten sich, wie es ihnen gut dünkte. Was mich betrifft, so brachte mich ein glücklicher Zufall an die Seite des Admirals Sidney Smith. Seine interessante Unterhaltung, in welcher

1) Ludwig Wilh. August, geb. 1763, seit 1808 Großherzog.

alle während einer Reihe von zwanzig Jahren erlebten Waffentaten aufs Tapet kamen, war sehr geeignet, die Einförmigkeit des Mahles zu unterbrechen.

Es wäre schwer gewesen, ein üppigeres Banket zu ersinnen; aber ungeachtet der Menge und der Auserlesenheit der Gerichte, der Feinheit der Weine und des Überflusses an allem schienen die Gäste sich zu langweilen und ungeduldig das Ende zu erwarten. Niemand hatte sich die Mühe genommen, die Unterhaltung zu beleben oder ihr eine allgemeinere Richtung zu geben. Die meisten der hohen Personen, welche Neugierde oder zudringliche Einladung an diesem Tische vereinigt hatte, schienen sich in dieser Lage unbehaglich zu fühlen. Herrn Raily anlangend, so war er überzeugt, daß ein Gastmahl, an welchem fast ausschließlich Prinzen, Diplomaten und große Herren teilnahmen, notwendig die erste Sache von der Welt sein müsse.

Man begab sich später in den Saal, wo der Kaffee und das Eis serviert wurde. Nach einer russischen Sitte, die Raily vermutlich aus Moskau mitgenommen hatte, waren mehrere Tische mit Galanteriesachen, Kleinodien und glänzenden Kleinigkeiten aus den verschiedenen Ländern, die er durchreist hatte, bedeckt, was diesem Zimmer eher das Ansehen einer Versteigerungsbude als eines Salons für die gute Gesellschaft gab. Ein zahlreiches Orchester begann ein Konzert; aber der Zauber der Musik vermochte die Langeweile und den Zwang, die sich in diesen Sälen eingebürgert hatten, nicht zu verscheuchen. Um neun Uhr war man vom Tisch aufgestanden, und noch vor zehn Uhr hatten alle jene hohen Gäste des Herrn Raily sein Haus verlassen.

In einem entfernteren Saal waren diejenigen, die sich am unbehaglichsten gefühlt hatten, an einigen Tischen

mit Whistspiel beschäftigt. Eine kleine Gruppe umstand einen hageren Greis von lebhaftem Blick und ziemlich hohem, noch geradem Wuchse. Es war Herr O'Bearn, welchen man seit kurzem für den ersten Spieler Europas hielt, und der zweifelsohne der älteste war. Er hatte das Spiel zu der Beschäftigung seines Lebens, zu seinem Gewerbe gemacht; er hatte davon gelebt und lebte auch jetzt noch davon. Er erzählte gern einige seiner Spielabenteuer, die er mit dem verzweifeltsten irländischen Dialekt, den es je gab, vortrug. Eines unter mehreren war das folgende:

„Seit langer Zeit," sagte er, „hatte der Herzog von H . . . gewünscht, mit mir zu spielen. Ich ließ mich nicht bitten, ihm diese kleine Genugtuung zu geben. Er wählte das Piquet. Wir begannen die Partie um neun Uhr abends, und andern Morgens mit Sonnenaufgang hatte ich von seiner Herrlichkeit mehr Geld gewonnen, als sein Vater während seines ganzen General-Gouvernements in Indien zusammengehäuft hatte. Nach der letzten Partie, bei der es sich um eine ungeheuere Summe handelte und die er ebenfalls verlor, stand er auf, indem er sagte:

— „Ich zweifle, Herr O'Bearn, daß mein ganzes Vermögen ausreichen wird, Ihnen meinen Verlust zu bezahlen. Ich werde Ihnen meinen Intendanten schicken der mit Ihnen abrechnen und Ihnen die Urkunden meiner Besitztümer übergeben wird."

„Sehr wohl, Mylord," erwiderte ich: „ich habe das Wort eines Mannes von Ehre. Aber glauben Sie nicht, daß ich keine Lebensart besitze: man soll von mir nicht sagen dürfen, ich habe einen der schönsten Namen unseres Oberhauses an den Bettelstab gebracht. Da es indeß ebenso unbillig wäre, daß ich eine ganze

Nacht ohne irgend ein Ergebnis am Spieltische durchwacht haben sollte, was wenig meine Gewohnheit ist, so erlauben Sie mir, einen Priester und einen Notar kommen zu lassen. Vor dem Priester werden Sie schwören, nie im Leben wieder eine Karte anzurühren; und der Notar soll eine Urkunde abfassen, mittelst welcher Sie mir eine lebenslängliche Rente von tausend Pfund Sterling zusichern."

„Ich habe wohl nicht erst nötig zu sagen," fügte der alte Spieler hinzu, „daß diese Vorschläge angenommen und gewissenhaft beobachtet wurden. Nie hat der Herzog von H . . . seitdem wieder gespielt und jetzt ist es ein halbes Jahrhundert, daß ich bei Heller und Pfennig meine Rente beziehe."

Ein anderer Zug, den uns dieser Veteran des grünen Tisches erzählte, ist nicht weniger charakteristisch.

— „Kurz vor der Revolution," fuhr Herr O'Bearn fort, „war ich zu Paris angekommen. Ich logierte wie gewöhnlich im Hotel d'Angleterre. Um jene Zeit wurde dort sehr hoch gespielt. Am Abend meiner Ankunft begab ich mich in den Saal. Die Tische waren vorgerichtet; ich ließ mich an einem derselben nieder. Zwei Herren spielten Piquet. Mir gerade gegenüber setzte sich der Herzog von Grammont[1]), der damals der König der Mode, der Repräsentant der Eleganz und Verschwendung war. Er sah mich aufmerksam an und sagte plötzlich, mit oder ohne Absicht:

— „Man spricht so viel von jenen Engländern, die, sei es im Spiel, sei es im Wetten, ungeheuere Summen wagen sollen. Hier bekommen wir dergleichen Engländer nie zu sehen!"

1) Antoine Louis Maria Herzog von Grammont, französischer Generalleutnant (1755—1836).

„Ich erwiderte kein Wort. Einige Augenblicke später nahm das Spiel eine höchst zweifelhafte Wendung.

— „Ich würde für diesen Herrn eine Wette eingehen!“ rief der Herzog, indem er einen der beiden Spieler bezeichnete.

„Und ich,“ sagte ich augenblicklich, auf den anderen deutend: „ich wette für den Herrn achttausend Pfund Sterling (55 000 Taler).“

— „Wieviel haben Sie gesagt, mein Herr?“

„Ich habe gesagt, daß ich achttausend Pfund Sterling wetten würde.“

„Der Herzog konnte, zufolge dem, was er gesagt, nicht mehr zurückgehen.

— „Angenommen, mein Herr!“ erwiderte er.

„Das Spiel entscheidet sich; der Herzog verliert. Er erhebt sich und kommt zu mir herüber.

— „Mylord,“ sagt er . . .

„Ich bin kein Mylord: ich bin Master O'Bearn. Was steht zu Diensten?“

— „Ich werde Ihnen vielleicht eine so beträchtliche Summe auf der Stelle nicht aushändigen können.“

„Tut nichts zur Sache, mein Herr; ich gebe Ihnen Zeit, so lange Sie wünschen. Aber mögen Sie wissen, daß ich, wenn ich spiele, immer Geld im Säckel führe.“

„Kurz nachher bezahlte er mich und sprach vermutlich nicht mehr so vorlaut über die Engländer. Was mich betrifft, so ist mir die heilsame Lektion, die ich diesem kleinen Herzog von Grammont erteilte, immer eine sehr ergötzliche Erinnerung gewesen.“

Inzwischen waren nach und nach alle Spieltische leer geworden. Die kleine Anzahl von Zuhörern, welche

Herr O'Bearn um sich versammelt hatte, verabschiedete sich unter verschiedenen Vorwänden. Wir stahlen uns unbemerkt hinaus, nicht begreifend, wie man so viel Geld und Mühe verschwenden möge, um ein so durchaus nichtiges Resultat zu gewinnen. Jedem der Gäste stand während und nach der Gesellschaft die deutliche Frage auf die Stirn geschrieben: Wie und zu was für einem Endzweck befinden wir uns hier?

— „Nun, hast Du erraten?" fragte mich Griffiths beim Hinausgehen. „Dieser Mensch, über dessen Reichtum man sogar hier, wo alles Pracht und Verschwendung ist, erstaunen muß, dieser Mensch ist ein Spieler. Wir haben in England noch einige Musterproben dieser Charaktere des verflossenen Jahrhunderts. Spieler zu sein, war, seit Karl II. seinem Volke dieses Laster vermacht hatte, sozusagen, eine Sache, die sich von selbst verstand. Du weißt, was man alles von der Jugend des Prinzen von Wales und seiner Leidenschaft für das Spiel erzählt, einer Leidenschaft, welche für ihn die schrecklichsten Folgen nach sich zog. Die unglücklichste von allen war die, um seine königliche Person Menschen zu versammeln, welche man außerhalb der Säle von Carlton-House kaum zu grüßen gewagt haben würde. Es genügte jedem, ein Spieler, oder vielmehr, wie man sich ausdrückte, ein nobler Spieler zu sein, damit ihm die Türen des königlichen Palastes geöffnet wurden. Nach ihren jährlichen Geschäftsreisen in England, welche diese Herren ebenso regelmäßig abhielten, wie eine Magistratsperson ihre Sitzung, holten sie sich gewöhnlich ihre Reisekosten für ihre europäischen Fahrten. Sie hielten hier ungeheuere Ernten. Unter diese Zahl gehörten Herr Raily und sein heutiger Gast, Herr O'Bearn."

— „Herr Raily wurde zu Bath, dieser von unseren höchsten Standespersonen so häufig besuchten Stadt, geboren. Nur mit wenig Vermögen trat er in die Welt. Zuerst nahm er seinen Vorgänger in der Karriere, einen gewissen Herrn Nash, zum Muster. Dieser, den man wohl auch den schönen Nash nannte, war fünfzig Jahre lang zu Bath der Tonangeber der Mode. Seine Autorität auf diesem Gebiete war ohne Grenzen und sein Urteil ohne Widerspruch. Man nannte ihn endlich sogar den König von Bath. Nach dem Beispiele seines Meisters lebte auch Herr Raily wie ein Fürst der Festlichkeiten und Boudoirs. Da aber sein Sinn nach etwas Höherem stand, als der Held galanter Abenteuer zu sein, suchte er ein ergiebigeres Feld auf. Er verließ seine Vaterstadt, um die Hauptstädte der drei Königreiche und später des ganzen Europas zu besuchen. Er wußte sie für seine Börse zu benutzen. Gegenwärtig kommt er von Petersburg zurück, von woher er das massive Tafelgerät, die Menge der Perlen und Diamanten, die ihm den Anschein eines Juwelenhändlers geben, und was mehr ist, wie man versichert, einen auf den Bankier Arnstein lautenden Kredit von einer Million Gulden mitgebracht hat. Das Alles ist in der Tat märchenhaft. Möge er nicht früher oder später das englische Sprichwort rechtfertigen, welches sagt: Wer in vier Wochen reich werden will, wird gewöhnlich in der ersten gehängt!“

Das Spielerglück weiß von keiner Treue.

Es waren seitdem noch keine drei Monate verflossen, als ich Herrn Raily in Paris wiederfand. Sein ganzer Reichtum war verschwunden. Dem goldenen Traum eines Augenblicks war eine eiserne Wirklichkeit gefolgt. Eines Tages kam er zu mir, nicht mehr mit jener Sicher-

heit, welche eine Zugabe des Glücks ist, sondern mit der demütigen Miene eines nüchternen Bittstellers. Ich hatte ihn noch kaum nach seinem Leben in Paris gefragt, als er mir ohne Umschweif und Krümme erwiderte:

— „Ich habe nichts mehr. Mobilien, Silbergerät, Diamanten ... Ihr vermaledeiter Fremdensalon hat alles verschlungen!"

Und trostlos schilderte er mir nun diese Umwandlung seines Geschicks, wie sie sich im Leben eines Spielers so häufig findet.

— „Ich habe alles veräußert," fügte er seiner Erzählung hinzu: „sehen Sie hier dies Armband! Dies sind die Haare meiner inniggeliebten Frau. Es wäre dem übrigen gefolgt, wenn Ihre Pfandleiher mir einen Taler dafür hätten geben wollen."

„Aber, Herr Raily, warum wenden Sie sich nicht an jene hohen Personen, die Sie zu Wien so prachtvoll bewirteten?"

— „Ich habe es getan. Von keinem habe ich eine Antwort erhalten."

Ich bat ihn, einige Unterstützung anzunehmen. Einige Jahre später erfuhr ich das Ende dieses Menschen, dessen Aufwand zu Wien selbst zur Zeit des Kongresses Erstaunen erregt, und bei welchem Könige gespeist hatten.

Er starb den Hungertod.

XXVI

Ball im Apollosaal. — Die Monarchen inkognito. — Zibin und der König von Preußen. — Karl von Rechberg und der König von Bayern. — Die Menuett. — Der König von Dänemark. — Erzählung aus dem Bombardement von Kopenhagen. — Die Lektion im Deutschen.

Seit seinem Spielabenteuer sah ich Z . . . ki[1]) häufiger. Es schien, als ob das Unglück des jungen Mannes und meine Bemühungen, den Folgen desselben vorzubeugen, mich demselben näher gebracht hätten. Nach einem Diner, welches wir zusammen im Hotel zur „Kaiserin von Österreich" eingenommen, schlug er mir vor, ihn auf einen Ball zu begleiten, der schon seit einiger Zeit in einem prächtigen Lokal, dem Apollosaale, eröffnet sei. Ich willigte ein, und so begaben wir uns denn nach diesem Tempel des Vergnügens.

Alles der Art, was man damals zu Wien unternahm, hatte ein wahrhaft großartiges, der Zeit und der Gäste, die man feiern wollte, würdiges Gepräge. Wollte man aber eine genaue Vorstellung von dieser Anstalt geben, so müßte man eines der glänzendsten Kapitel jener arabischen Märchen erzählen, die unsere Kindheit so sehr bezauberten. Der Apollosaal[2]), das Werk des Herrn Moreau, eines französischen Architekten, ist ohne Widerrede eines der merkwürdigsten Gebäude der Hauptstadt Österreichs. Das Äußere desselben ist von einem edlen

1) Zawaduski.
2) Berühmter Tanzsaal Wiens, 1808 errichtet, bestand bis 1839.

Geschmack. Im Inneren, welches unermeßliche Räume zeigte, fand man die prachtvollen Säle eines Palastes, die Gebüsche eines Gartens. Aus einem in grellen Farben prangenden türkischen Gartenhause kam man in die Hütte eines Lappländers. Alleen, mit frischem Rasen besäumt, mit Rosenstöcken und wohlriechenden Stauden bepflanzt, boten dem Auge die lachendste Abwechslung. In der Mitte des Saals, wo man soupierte, erhob sich ein ungeheuerer Felsen, auf welchem murmelnde Quellen sich zu Bächen vereinigten, unter Blumen dahinflossen und sich endlich in Becken hinabstürzten, die von Fischen wimmelten. Alle Stile der Baukunst stritten sich um die Verzierung dieser Räume: der grillenhafte maurische, der so reine griechische, der einschnittreiche gothische. Alles endlich, was die Genüsse des Auges zu vervielfachen oder durch Abwechslung zu erhöhen geeignet war, fand sich hier beisammen. Hier funkelten tausend Wachskerzen auf Kronleuchtern aus gefärbten Kristallen, während dort die sanfte, magische Helle der Alabasterlampen das milde Gestirn der Nacht nachahmen zu wollen schien. Und so fand man in diesem Saale, je nach den mancherlei Zwecken, die dadurch erreicht werden sollten, alle Grade, Farben und Arten von Beleuchtung. Und während die Strenge des Winters die Erde ringsum mit Schnee bedeckte, schwelgte man hier in der lauen, mit den lieblichsten Wohlgerüchen geschwängerten Frische des Frühlings.

Als wir eintraten, fanden wir eine erstaunliche Menge; man schlug die Anzahl der Gegenwärtigen auf mindestens acht- bis zehntausend an. Ich muß gestehen, daß ich noch bei keiner Festlichkeit des Kongresses eine so glänzende und zugleich so gemischte Gesellschaft ge-

sehen hatte. Es war ein wahrhaft einziges Schauspiel, eine Welt im kleinen.

Nach und nach hatte sich jeder in diesen ungeheueren Haufen nach seinem Geschmack untergebracht. Das Mißverhältnis, welches zwischen der Menschenmasse und dem Lokale, in welchem sie sich drängte, vorher zu herrschen schien, verschwand mehr und mehr, so daß man sich bald fast ganz frei bewegen konnte.

Der erste, den ich bemerkte, war Zibin, welcher mit dem König von Preußen spazieren ging. Zibin wurde von Seiner Majestät so vertraulich behandelt, daß, da er sehr klein, der König aber sehr groß war, der letztere den Kopf desselben unter seinem Arm trug. Ungeachtet des Zwanges dieser Lage schien mein kleiner Hofmann dadurch in einem solchen Grade geschmeichelt, daß er sie nicht gegen die Polster des schwellendsten orientalischen Sofas vertauscht haben würde.

Das Zusammentreffen meines Begleiters mit einigen Bekanntschaften hatte ihn seit einiger Zeit von meiner Seite gezogen. Ich suchte in dieser geräuschvollen Einsamkeit nach einem Freunde, der mein Vergnügen, indem er es mit mir teilte, verdoppeln würde. Ein glücklicher Zufall ließ mich fast zugleich mit dem General Tettenborn und dem Prinzen Philipp von Hessen-Homburg zusammenstoßen. In beider Gesellschaft fühlte ich mich immer sehr behaglich. Wir begannen zusammen alle Einzelheiten, welche die Umgebung darbot, durchzugehen. Später ließen wir uns im Säulengange vor dem Eingange in die Salons nieder, um die neu Ankommenden mustern zu können. Zu der Zahl dieser letzteren gehörten fast alle Monarchen.

Der Ungezwungenheit halber, welche ihnen ihr Inkognito auf öffentlichen Bällen gewährte, zogen sie diese

der umständlichen Etikette der Hofbälle bei weitem vor. Man sah sie zu jener Zeit so glücklich, wenn sie einmal sie selbst sein konnten, daß man sich wohl gehütet haben würde, sie mit den gewohnten Huldigungen zu ermüden, die sie so selten gegen die Bezeugungen wahrer Zuneigung vertauschten. Auch schienen die Monarchen auf allen öffentlichen Lustbarkeiten es selbst durch eine größere Vertraulichkeit anzuerkennen, wenn man eine Zeitlang absichtlich den König in dem Menschen vergaß. Das alles machte sich ganz von selbst und verlor auch durch die bescheidene Zurückhaltung, welche ein solches bekanntes Nichterkanntseinwollen verlangt, nichts von seiner Ungezwungenheit. Überdies hatte der Umstand, daß man sie seit einigen Monaten täglich sah, die öffentliche Neugierde bedeutend gemindert, obgleich sich diese in den ersten Tagen in einem so außerordentlich hohen Grade gezeigt hatte, daß sie in einer Stadt wie Wien, wo jedem Einwohner der Zutritt zu seinem Monarchen, wie zu einem Vater freisteht, fast als ein halbes Wunder erscheinen mußte.

Der König von Bayern war einer derjenigen, die am spätesten kamen. Er war von seinen beiden Prinzen begleitet; ihm folgte sein Kammerherr Karl von Rechberg. Als Rechberg uns erblickte, verließ er Seine Majestät und eilte auf uns zu. Da sein Dienst ihm jedoch keine lange Entfernung gestattete, nötigte er uns das Versprechen ab, mit ihm, sobald der König sich zurückgezogen haben würde, zu soupieren, indem er seine Einladung mit all jenen herzlich-freundschaftlichen Redensarten unterstützte, die eine Weigerung unmöglich machen. Kaum war jedoch das letzte Wort aus seinem Munde, als jemand, der sich die Freiheit nimmt, ihn hinterrücks sanft ins Ohr zu zwicken, ihn mit den Worten anredet:

— „Guten Abend, Herr Streifritter! Hab' ich Sie endlich ertappt?"

Er wendet sich um: der Ohrzwicker war Maximilian Joseph. Sofort erhoben wir uns.

— „Bleiben Sie sitzen, meine Herren!" sagte der liebenswürdige Fürst mit jenem herzlichen Tone, der ihm so eigen war. „Ich mag gehen, wohin ich will: kaum hab' ich den Kopf gewendet — hui! fort ist der Herr und zwingt mir das Amt eines öffentlichen Ausrufers auf, um ihn zurückzurufen."

Rechberg entschuldigte sich mit unserer unerwarteten Begegnung und hatte keine große Mühe, Verzeihung zu erlangen. Aus dem Tone der Ermahnung und selbst der Rüge, welche sie begleitete, war leicht abzunehmen, in welch hohem Grade er die Gunst seines Monarchen besaß.

„Dieser König", sagte Tettenborn, nachdem uns jener verlassen hatte, „hat sich einen Ruhm erworben, den keine Zeit ihm rauben wird. Die guten Könige sind in der Tat unsterblicher, als die großen Könige. Ich begreife recht wohl, was Rechberg uns von Maximilian erzählte":

— „Von seinen Regierungssorgen entbunden," sagte er, „beglückt er seine Freunde durch seine Geselligkeit."

Der Tür gegenübersitzend sah ich den Grafen von Witt eintreten, der sogleich zu mir kam.

„Da Sie hier früher waren, als ich," sagte er, „würden Sie wohl die Güte haben, mich hier einzuführen."

— „Sehr gern."

Und da ich schon einige Male die Runde durch die Säle gemacht hatte, machte ich sie in seiner Begleitung noch einmal.

„Erinnert dieses reizende und mannigfaltige Schau-

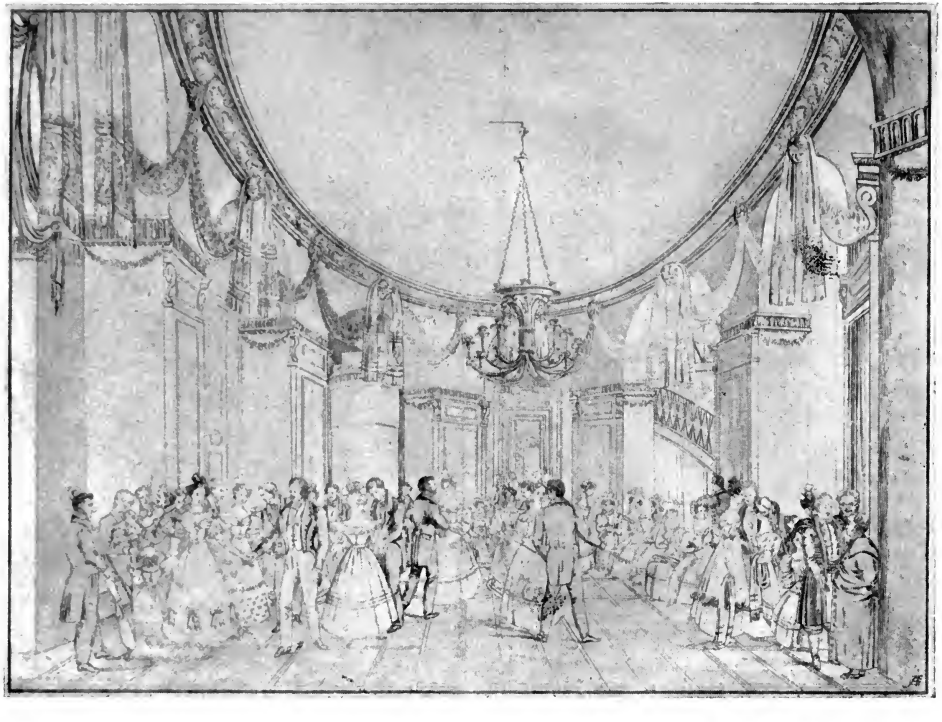
spiel", sagte er, „nicht unwillkürlich an die Feste, welche die Kaiserin Katharina während der großen Ereignisse ihrer Regierung gab, und wovon meine Mutter[1]) noch heutigentages so gern erzählt?"

— „Sprechen Sie lieber von den herrlichen Festen, welche sie selbst in ihrem Palais zu Tulczim anstellte, und deren Seele und schönste Zierde sie war. Daß man bisweilen in den Residenzen der Könige diese blendende Pracht der Höfe trifft, läßt sich begreifen, mein teurer Graf; aber in einem Lande wie die Ukraine einen Palast des antiken Roms vorzufinden, die Gärten Babylons, den Geschmack von Versailles, verbunden mit allem, was die Prachtliebe des Auserlesensten zu ersinnen vermag: das grenzt ans Unglaubliche. Und dennoch hatte sich Ihre Mutter, die liebenswürdige Tochter Griechenlands, voll von dem Kunstsinne dieses brennenden Erdstrichs, wo Aspasia geboren und Juno durch Scopas' Meißel ins Leben gerufen wurde, mit diesem allen umgeben. Das ist es, was all diese Herrlichkeiten zu Wien lebhaft ins Gedächtnis zurückrufen müssen, ohne es jedoch verdunkeln zu können."

In einem chinesischen, rautenförmigen Saale, in welchem sich ein Billard befand, sahen wir den König von Dänemark, von einem einzigen Kammerherrn begleitet. Als Alexander Ypsilanti mich gewahrte, redete er mich an, indem er laut meinen Namen aussprach. Der König, der sich bei der Nennung meines Namens umwandte, erkannte mich sogleich wieder, obgleich ich ihn seit der Zeit, da er noch Kronprinz war, nicht mehr gesehen hatte.

„Haben Sie", fragte mich der Fürst lächelnd, „seit Ihrer Abreise von Kopenhagen das Deutsche gelernt?"

1) Sophie Potocka.



Apollosaal um 1815.

— „Nein, Sire; aber die kurze Lektion, welche Eure Majestät mir zu erteilen geruhten, habe ich nicht vergessen."

Er erkundigte sich darauf mit dem lebhaftesten Interesse nach meiner Familie und sprach mit mir über die großen Ereignisse der letzten Monate, welche ihr günstig werden müßten. Er fragte mich, ob sie sich in Frankreich befände, und ging auf so einzelne Umstände ein, daß er dadurch bewies, wie stark das Gedächtnis der Monarchen ist.

Später unterhielt sich der König eine Zeitlang mit dem Grafen von Witt. Man konnte unmöglich mehr Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit mit einem so heiteren Wesen, das gleichwohl nicht in Vertraulichkeit ausartete, vereinigen, als dieser Fürst. Er ließ es sich ebenso angelegen sein, zu fesseln, als man es nur von einem Hofmann erwarten kann, der gefallen will. Die Jahre waren ohne alle Spuren an ihm vorübergerauscht. Er war von jeher sehr klein und dünn mit einem sehr blassen Gesicht, einer sehr langen Nase und einem hellblonden Haar, welches eben nicht dazu beitrug, seinem Antlitz Ausdruck zu geben. Und dieselbe Figur hatte ehedem einmal beides, meinen Mutwillen und meinen Schrecken erregt. Wenn indessen diese Züge mir einen peinlichen Augenblick meines Lebens ins Gedächtnis zurückriefen, so erinnerten sie mich zugleich an einen denkwürdigen Zeitpunkt, an eine Handlung der Nachsicht und Großmut, welche ihn durch einen Zug besser schildern werden, als die längste Lobrede.

„Worauf hat denn Seine Majestät", fragte mich der Graf von Witt, nachdem der König von Dänemark uns verlassen hatte, „mit seiner ersten Lektion im Deutschen anspielen wollen? Was den Umstand betrifft, daß

er Sie, als ob er Sie erst vor acht Tagen verlassen hätte, ohne weiteres wiedererkannte, so dürfen Sie sich darüber nicht wundern; das Gedächtnis ist bei den Monarchen nicht die schwächste Seite."

— „Der König wollte mich an einen gewissen Umstand erinnern, dessen Erzählung jedoch ein wenig lang ausfallen möchte. Erlauben Sie mir, sie bis morgen zu verschieben."

Wir traten in den großen Ballsaal, wo sich die Könige, die Generale, die Bürger und Staatsbeamten, unter den Haufen vermischt, auf und ab bewegten, von Handwerkern mit den Ellenbogen begrüßt und geneckt von Grisetten. Aber gleich neuen Almavivas fanden sich all diese hohen Personen von der Freundlichkeit einiger naiven Rosinen mehr geschmeichelt, als von den studierten liebäugelnden Blicken erfahrener Koketten am Hofe.

Zibin, der sein Haupt aus der ruhmbringenden Einpressung in den königlichen Schraubenstock Seiner preußischen Majestät befreit hatte, schloß sich uns jetzt an. Ich sagte ihm etwas Verbindliches über die ausgezeichnete Gnade, die ihm erzeigt worden sei; er schien stolz darauf.

„Um sie sich zu erhalten," sagte ich, „dürfen Sie die hübschen Lehren des Prinzen von Ligne, der unser aller Meister war, nicht vergessen. Seien Sie mäßig mit Ihrem Lobe. Könige lassen sich nicht mehr mit Worten gewinnen. Man darf ihnen Bewunderung zollen, jedoch nicht länger, als sie sich derselben noch mühsam erwehren können. Dann steht man an der Grenze, und diese überschreite man nicht. Lobhudeleien nach Art Lauzuns, das wiederholte er oft, würden bei unseren modernen Louis XIV. nicht mehr am Platze sein."

Zugleich mit einigen Majestäten betrachteten wir jetzt die ernsthaften Bürgerinnen Wiens, wie sie die gezwungene Menuett ausführten.

— „Wer sollte es glauben," sagte Zibin, „daß dieser Tanz seinen Ursprung dem Dorfe verdankt? Wenn man seine schwerfällige Eiförmigkeit sieht, wird man gewiß nicht auf die Vermutung geraten, daß er in seiner Jugend einen sehr mutwilligen Charakter besaß. Bei Hofe eingeführt ist seine ungestüme Beweglichkeit in schweren Ernst übergegangen; gegenwärtig ist er traurig zum Sterben."

— „Ah!" meinte der Graf von Witt, „wenn der unvergleichliche Fürst von Ligne uns nicht entführt wäre, so würde er noch die Menuetts, welche er im großen Trianon mit der reizenden Marquise von Coigny[1]) tanzte, vor unsere Augen heraufbeschwören können."

— „Der Fürst von Ligne selbst," erwiderte Zibin, „hat die Menuett eine ‚dumme Grazie' genannt."

— „Gewiß," sagte ich meinerseits, „aber als er sie so nannte, hatte er selbst sie noch nicht getanzt. Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß man sie früher am französischen Hofe ein wenig besser ausführte, als es heute zu Wien der Fall ist. Aber seien Sie dessen ungeachtet versichert, daß die Schönheiten des Tanzes, wie sie uns alte Traditionen berichten, nicht unwiederbringlich verloren sind."

— ‚Wo aber sie wiederfinden?" rief man von allen Seiten.

— „Ei nun, wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, werde ich Sie selbst darüber urteilen lassen."

1) Eine geborene Conflans, die von Lauzun vielleicht platonisch geliebt wurde. Der Fürst de Ligne richtete an sie reizende Briefe, die von M. de Lescure veröffentlicht wurden.

Mit diesen Werten näherte ich mich der jungen Prinzessin von Hessen-Philippsthal [1]), die ich soeben nebst ihrer Mutter bemerkt hatte.

— „Prinzessin," sagte ich, indem ich ihr die Hand bot, „haben Sie doch die Gewogenheit, mit mir diese Herren zu überzeugen, daß man noch die Menuett vom Hofe zu tanzen weiß."

Sie gab mir den Arm; Zibin borgte mir seinen Uniformhut. Indem ich mir die Lektionen Abrahams ins Gedächtnis zurückrief, der auch der Tanzmeister der jungen Prinzessin gewesen war, begannen wir den Charaktertanz mit möglichster Genauigkeit darzustellen. Meine bezaubernde Tänzerin anlangend, so hätte sie durch die Geschmeidigkeit und Anmut ihrer Pas verdient, daß ein zweiter Don Juan von Österreich schleunigst von Brüssel abgereist und inkognito gekommen wäre, sie tanzen zu sehen, wie er um Margarethas von Bourgogne willen von dort nach dem Louvre geeilt war. Sie erntete Lob im reichsten Maße, und unsere Richter sahen sich genötigt zu gestehen, daß die frühere Menuett noch ihre Vertreter habe.

Inzwischen hatte mich der Graf von Rechberg, der seine Gäste zusammenholte, in allen Sälen gesucht, da er sich nicht im Traume einfallen ließ, daß ich als ein Kämpe aus dem Stegreif mitten im Hauptsaale die Ehre des klassischen Tanzes aufrecht zu erhalten suchte. Sobald ich die junge Prinzessin zu ihrer Mutter zurückgeführt, zog er uns nach dem Speisesaal. An dem Tische, der dem unsrigen zunächst stand, saßen der Fürst Koslowski, Alfred [2]) und Stanislaus Potocki, einige andere

1) Das muß ein Irrtum des Verfassers sein, es gab damals nur eine, welche zwei Jahre alt war.

2) Graf Alfred Potocki (geb. 1785), vermählt mit Josephine Czartoryska.

Russen vom Gefolge des Kaisers, und etwas entfernter Nostitz, Borel, Pallfy, der Fürst Esterházy. Man brachte Gesundheiten aus, man machte wechselseitige Angriffe mit Witzworten; der Geist sprudelte mit dem Champagner um die Wette.

Mit uns soupierten auch die beiden Prinzen von Bayern. Der Zufall hatte mich an die Seite des jüngeren, des Prinzen Karl, geführt. Schwerlich konnte ein Jüngling schöner sein, als er; aber weit entfernt, darauf eitel zu sein, schien er diesen vergänglichen Vorzug nur gering zu achten und nur nach Beifall für wahres Verdienst zu streben. Und das besaß er im höchsten Grade. Da ich mich früher eine Zeitlang in München aufgehalten, so hatte ich Gelegenheit, mit ihm von Ereignissen und Personen zu sprechen, die uns gleich sehr interessierten. Ich erinnerte ihn an jenes schreckliche Mißgeschick, welches die Hauptstadt seines Vaters der bittersten Trostlosigkeit preisgegeben hatte, indem der Strom die Isarbrücke fortriß: bei welcher denkwürdigen Gelegenheit der junge Prinz so edle Proben von Kaltblütigkeit und Mut abgelegt hatte. Es war am 12. September 1813, als wir von einer Jagd heimkehrten, auf die ich ihn begleitet. Kaum hatten wir jene Brücke überschritten, als plötzlich ein Deich brach, welcher den Fluß begrenzte. Durch den Schutt desselben wurde das Flußbette versperrt: augenblicklich begannen die gehemmten Wasser in schreckenerregendem Maße zu steigen. Die Neugier hatte die Einwohner haufenweise auf die Brücke gezogen, um die Wirkungen zu beobachten. Aber das Anschwellen des Wassers war so reißend gewesen, daß es, als es unter den Brückenbogen keinen genügenden Abfluß mehr fand, plötzlich mit Gewalt die ganze Brücke und einen großen Teil der sie bedeckenden Zuschauer mit

sich fortriß. Nur seiner Menschenliebe nachgebend hatte Prinz Karl, mit Gefahr des eigenen Lebens, mehrere Unglückliche, welche der Strom fast schon verschlang, gerettet. Die öffentliche Dankbarkeit und Bewunderung hatten ihn dafür belohnt.

Man sprach von Wien, seinen Vergnügungen, seinen mannigfaltigen Festen, und den hübschen Frauen, die es verschönten — unerschöpfliche Quellen der Unterhaltung.

„Man überschüttet uns hier mit Zuvorkommenheiten," sagte der Prinz zu mir, „unser hiesiger Aufenthalt ist eine beständige Feenwelt. Man könnte darauf anwenden, was mir eine Ihrer geistreichen Französinnen über Paris sagte: die Welt hat keinen zweiten Ort, wo man sich so mit Vergnügen sättigen könnte."

— „Für diejenigen ohne Zweifel, Prinz, welchen die Zerstreuungen über alles gehen. Aber man will auch etwas fürs Herz, und wäre es auch nur, um dem Kopf mitunter Ruhe zu gönnen."

„Ei, seit wann gibt es denn in Wien ein müßiges Herz? Habe ich nicht meine ganze Familie bei mir? Was kann ich mehr wünschen?"

— „Vielleicht irgend jemanden, der zu München ist, Prinz . . ."

Bei diesen Worten errötete der alte General von zwanzig Jahren, wie ein junges Mädchen von sechzehn.

Der Kronprinz, gegenwärtig König von Bayern, saß neben dem Grafen von Rechberg, der ihm nach besten Kräften die Tafelhonneurs machte. Von einem minder schönen und glänzenden Äußeren, als sein Bruder, besaß er dagegen eine tiefe und mannigfaltige Bildung. Er kannte die Musen und opferte ihnen. Mit den edlen Gesinnungen eines zum Regieren berufenen Fürsten ver-

band er die Liebe zu den Künsten und den Sinn für nützliche Einrichtungen, welche so sehr zum Wohle der Menschen beitragen. Und alles, was seine Jugend versprach, hat er, seitdem er den Thron bestieg, zu erfüllen gewußt.

Bei solchen Unterstützungen wurde es Rechberg eben nicht schwer, sein Souper zu beleben. Bevor man sich trennte, vereinigten sich die beiden benachbarten Tische mit dem unsrigen; und da die gesteigerte Anzahl der Gäste auch eine verhältnismäßige Zahl von Flaschen erheischte, floß der Wein in Wellen, und die Champagnerpfröpfe flogen ohne Unterbrechung. Endlich, gegen drei Uhr morgens, mußte man an den Aufbruch denken.

Z . . . ki und ich hatten uns in diesem Gewühl verloren. Als ich den Ballsaal durchschritt, in welchem noch reges Leben herrschte, bemerkte ich ihn. Gleich mir hatte auch er sich schadlos zu halten gewußt. An seinem Arme hing eine Frau im Domino, von schlankem und angenehmem Wuchs; sie schienen in einer sehr lebhaften Unterhaltung begriffen. Ich rief ihm aus der Ferne mein Lebewohl nebst dem Wunsche zu, daß Amor ihn die Härte Fortunas vergessen lassen möge.

Und so begab sich jeder, trunken von Wein, Mutwillen und Freude, zurück in den Tempel seiner Träume.

Andern Tags stellte sich der Graf von Witt pünktlich zum Rendezvous ein.

— „Jetzt erklären Sie mir, wenn ich bitten darf, was der König von Dänemark mit Ihren Fortschritten in der deutschen Sprache hat sagen wollen, und an welchen Umstand sich Ihre Bekanntschaft knüpft?“

— „Sie wissen,“ erwiderte ich, „daß oft ein Wort, eine Miene, der Ton einer Stimme uns plötzlich Auf-

tritte aus unserem Leben zurückruft, die längst aus unserem Gedächtnis verschwunden schienen. Die Vergangenheit taucht wieder mit all ihren Farben vor unseren Augen auf; Eindrücke, welche schlummerten, erwachen in all ihrer Kraft, und ihre Wirkung ist derart, daß man eine Art Wollust darin findet, sich schmerzliche Stunden, grausame Verluste zu vergegenwärtigen, und sollte uns die Erinnerung davon auch Ströme von Tränen entpressen. Das habe ich gestern deutlich erfahren.

„Während des Laufs der französischen Revolution hatte sich mein Vater[1]) beharrlich geweigert, auszuwandern. Als des Patriotismus und der Treue schuldig befunden, war er geächtet worden und hatte seinen Kopf dem Schafott nur dadurch entziehen können, daß er sich in die Wohnung eines Freundes verbarg. Als der Blutdurst befriedigt war, glaubte er wieder auf ein Vaterland, das er nie verlassen, Anspruch machen zu können. Er irrte. Abermals wurde er in die unheilvollen Listen eingetragen, von blindem und erbittertem Haß verfolgt und endlich am 18. Fruktidor zum zweiten Male geächtet. Um einem Tode zu entgehen, der in den pesthaften Einöden Sinnamarys von seinen Schrecken nichts verlor, sah er sich genötigt, zu fliehen. Von Ort zu Ort schleichend, schleppte er mich mit bis nach Hamburg. An allem litten wir auf diesem freiwilligen und allzubeschleunigten Exil Mangel. Auf die Einladung des Grafen von Fersen, nach Schweden zu kommen, verließen

1) Der Marquis von Chambonas, nicht der Vater sondern der Stiefvater de la Gardes, war im Juni 1792 Minister des Auswärtigen unter Ludwig XVI. und war denunziert worden, weil er den Anmarsch preußischer Truppen verborgen hatte. Er lebte sodann in ziemlich ärmlichen Umständen in London und kehrte nach der Restauration nach Paris zurück, wo er bis 1830 von einer Pension lebte.

wir die Hansestadt, pilgerten zu Fuß durch ganz Holstein und erreichten so Kopenhagen. Denn die geringe Barschaft, welche wir bei uns führten, erlaubte uns nicht, auf bequemere Art zu reisen.

„Während seines Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten hatte mein Vater in Paris eine sehr genaue Bekanntschaft mit dem Grafen von Löwendahl geschlossen. Dieser empfing uns in Dänemark sehr freundschaftlich. Mein Vater hatte ehedem Gelegenheit gehabt, in seinen Beziehungen zu Dänemark diesem Hofe einen Dienst zu leisten, was er jetzt zum Anlaß nahm, bei dem Kronprinzen um einige Unterstützung an Geld nachzusuchen, dessen wir in unserer Lage so sehr bedurften. Der Graf erbot sich, mich Seiner Hoheit vorzustellen und unser Gesuch nach allen Kräften zu unterstützen. Am Vorabend des Tages, für welchen mir auf sein Verwenden diese Audienz des Prinzen bewilligt war, ging ich allein im Park des königlichen Residenzschlosses Friedrichsburg spazieren. Ich gewahrte in der Biegung einer abgelegenen Allee einen jungen Menschen im hellgrauen Rock, der während des Gehens hüpfte, unter dem einen Arm einen Regenschirm trug und den anderen einer sehr hübschen Dame gab. Das Äußere dieses Jünglings fiel mir so auf, daß ich mit aller französischen Ungezwungenheit, welche die Ausgelassenheit eines Schulbuben eben nicht verringerte, stehen blieb, um ihn mir nach Herzenslust zu betrachten. Mein unwillkürlich lautes Lachen unterrichtete ihn bald von der Wirkung, die sein Anblick auf mich zuwege brachte. An dem zornigen Blick, den er auf mich warf, hätte ich leicht bemerken können, wie unangenehm ihn meine freche Musterung berührte; aber je mehr seine Mienen Zorn ausdrückten, um so lächerlicher erschien mir der kleine Mann, und

mein heiterer Übermut hatte nicht eher ein Ende, als bis er mir völlig aus dem Gesichte war.

„Auf die Empfehlung des Grafen von Löwendahl erhielt ich tags darauf Zutritt im Palast. Die Türsteher öffneten mir, und nachdem ich eine lange Reihe von Sälen, die noch in der Pracht des alten Hofes glänzten, durchschritten hatte, gelangte ich vor einen Samtvorhang, der den Eintritt in den letzten Vorsaal bildete. Ein diensttuender Page führte mich in den Thronsaal, an welchen das Kabinett des Prinzen stieß; und hier erwartete ich, meine Bittschrift in der Hand, wann es Seiner Hoheit gefallen würde, mich zu seiner Gegenwart zuzulassen. Bald öffnen sich die Türen; ein Kammerherr tritt heraus und ruft mich beim Namen. Ich trete einige Schritte vorwärts, er winkt mir sehr höflich mit der Hand, einzutreten. Plötzlich sehe ich im Hintergrunde des Kabinetts den jungen Herrn stehen, den ich am Abend zuvor so schmählich beleidigt hatte. Es war dasselbe Gesicht, derselbe hellgraue Rock; aber der auf seiner Brust glänzende Stern, sowie das breite blaue Band in Form eines Kreuzes ließen mich nicht bezweifeln, daß er der Kronprinz von Dänemark sei. Ich lasse Sie selbst urteilen, wie groß mein Schrecken sein mußte. Mir war, als hätte ich auf eine Schlange getreten. Mein unzeitiges Lachen und sein Zorn darüber war mir lebhaft gegenwärtig. Ich stand da wie festgewurzelt, unentschlossen, ob ich eintreten oder fliehen sollte. Ich sah im Geiste schon alle Martern über mich verhängt, die ich durch mein unkluges Betragen verdient zu haben glaubte. Ungeachtet der Nötigungen des Kammerherrn, zu Seiner Hoheit hineinzutreten, würde ich vielleicht noch heute auf jener fatalen Stelle angenagelt stehen, hätte nicht ein glücklicher Zufall meine Her-

zensangst in etwas gehoben. Die junge Dame, welcher der Prinz am Abend zuvor seinen Arm gab und welche keine andere war, als seine liebenswürdige Schwester, die Prinzessin von Augustenburg [1]), kam durch den Saal und trat in das Gemach ihres Bruders. Durch ihr englisches Gesicht ermutigt, folgte ich ihr in der Hoffnung, daß sie mir gegen eine Strenge, die uns in unserer Lage auf den Gipfel des Unglücks gebracht haben würde, zum Schilde dienen werde.

„Gesenkten Auges und rot vor Verwirrung überreichte ich dem Prinzen mit zitternder Hand das Papier, welches mein Vater mir mitgegeben hatte. Es war außer Zweifel, daß der Prinz, der mich scharf ansah, mich wieder erkannte; aber ohne sich davon etwas merken zu lassen, las er aufmerksam meine Bittschrift.

— „Abermals", sagte er dann zu seiner Schwester gewendet, „ein Opfer dieser französischen Revolution!"

„Darauf ging er in einige Einzelheiten unserer Lage ein und befragte mich mit vieler Güte nach unseren Hilfsmitteln und unseren Plänen. Da mich dieser wohlwollende Ton kühner machte, erzählte ich ihm alles, was wir seit unserer Abreise aus Frankreich erduldet, unsere beschwerliche Pilgerschaft durch das Herz Deutschlands, unsere Absicht, nach Schweden zu gehen, und unsere Hoffnung, dort in der Freundschaft des Grafen von Fersen eine Zuflucht zu finden.

„Die Prinzessin hörte dieser Schilderung unseres Unglücks mit jener Teilnahme zu, welche die bittersten Tränen bald trocknet. Als ich auf das Kapitel unserer Fußreise und all der Entbehrungen gelangte, welche sie mit sich brachte, fragte mich der Prinz:

1) Louise (1771—1843), seit 1786 mit ihrem Vetter, dem Herzog Friedrich von Augustenburg vermählt.

„Aber ohne Zweifel verstehen Sie das Deutsche?"

— „Leider nein!" erwiderte ich, „und gerade dies hat unsere Reise so peinlich gemacht."

— „Armes Kind!" sagte die Prinzessin, „so jung noch und schon soviel erdulden müssen! Der Weg in die Verbannung, mitten durch unsere traurigen Sandfelder, hat Ihnen recht lang werden müssen!"

„Und Tränen glänzten in ihren schönen Augen. Ach, überall, wo menschliches Elend trostlos klagt, dahin sendet der Himmel Frauen, es zu mildern. Auch mir entpreßte eine seltsame Aufregung einen Strom von Tränen; ich hätte alles, was mein Herz empfand, diesem Engel mitteilen mögen. Einem so liebreichen Wesen huldigen, hieß der Gottheit huldigen!

„Alles vereinigte sich bei dieser reizenden Prinzessin: die Feinheit der Züge, die Anmut ihres Wuchses, die Bescheidenheit ihres Benehmens, der süße Klang ihrer Stimme. Und der herzliche Ton, in welchem sie sprach, mußte um so mehr fesseln, je tiefer sie zu empfinden schien. Darin eben liegt die wahre Herrschaft über die Gemüter; und in diesem Augenblicke, da ich sie zu zeichnen versuche, ist es die Erinnerung, welche ihr diesen Zoll dankbarer Verehrung opfert.

„Indem sie mit dem holdesten Blicke jenen herzlichen Ton verband, der so leicht zum Herzen geht, fuhr sie fort, verschiedene Fragen über meine Familie, meine Erziehung und meine Erinnerungen aus meinem Vaterlande an mich zu richten. Unterdessen hatte der Kronprinz einige Worte auf meine Bittschrift geschrieben.

— „Morgen werde ich Ihrem Vater antworten," sagte er, indem er mir dieselbe zurückgab. „Gehen Sie jetzt in meine Kanzlei; dort werden Sie hundert Friedrichs-

dor empfangen, um die Unannehmlichkeiten Ihrer Reise in etwas zu heben."

— „Gehen Sie, mein Herr," fügte die Prinzessin hinzu, „ich wünsche Ihnen Glück. Sollten Sie es jedoch in Schweden nicht finden, so suchen Sie bei uns in Dänemark eine Zuflucht; zum mindesten werden Sie hier Ruhe finden."

„Als der Prinz mich entließ, rief er seinen Kammerherrn und befahl ihm, mich zu seinem Schatzmeister zu führen.

„Ach, welche Lektion!" sagte ich zu mir selbst, als ich die sichtbare Vorsehung in diesem jungen Manne verließ, der sich für den Mutwillen eines unglücklichen Kindes wie ein König rächte. In dem Übermaß meiner dankbaren Empfindungen würde ich mich, hätte ich es gewagt, ihm zu Füßen gestürzt haben. Aber diese Lektion ist nicht ohne Frucht geblieben: niemals habe ich mir seitdem eine ähnliche Unbesonnenheit vorzuwerfen gehabt.

— „Bis jetzt", sagte der Graf von Witt, „sehe ich in dem allen freilich eine Lektion in der guten Lebensart; wo bleibt aber Ihre Lektion im Deutschen?"

„Hören Sie weiter:

„Wenige Tage nachher erkaufte mein Vater mit Hilfe jenes Geldes unsere Überfahrt auf einem Schiffe, welches nach Stockholm vor Anker lag; widrige Winde hielten uns jedoch auf der Reede zurück. In der Nacht vom 2. April 1801 wurden wir durch eine sehr lebhafte Kanonade erweckt. Man springt vom Lager auf, man befragt sich; der anbrechende Tag beseitigt bald alle Ungewißheit.

„Die ganze englische Flotte, unter dem Befehle der Admirale Parker und Nelson hatte sich, durch Wind

und Flut begünstigt, und der Batterien von Kronenburg spottend, die Durchfahrt durch den Sund erzwungen — ein bis dahin für unausführbar gehaltenes Unternehmen. Dieses furchtbare Geschwader, welches sich angesichts der Stadt so aufgestellt hatte, daß es dieselbe mit der besten Wirkung beschießen konnte, sollte Dänemark entweder zur Auslieferung seiner Flotte, oder zum Bruche seines mit Schweden und Rußland eingegangenen Friedensbündnisses zwingen.

„Eine allgemeine Bestürzung bemächtigte sich unser. Es hätte nur eines Winkes vom englischen Admiral bedurft, um uns gefangen zu nehmen oder in die Tiefe zu versenken. Nelson hielt einen so leichten Sieg für seiner unwürdig, und während der Unterhandlungen schickte man Schaluppen ab, um die Kauffahrteischiffe in den Hafen zu bugsieren. Wenige Augenblicke später lag das unsrige dort vor Anker. Kaum waren wir ans Land gesetzt, als das Seetreffen begann. Wenn aber der Angriff lebhaft und ungestüm war, so war auf der anderen Seite die Verteidigung wahrhaft heroisch zu nennen. Es gab keinen Einwohner, der nicht zu den Waffen gelaufen wäre, um die verhaßte Forderung zurückzuweisen. Die Vaterlandsliebe vereinigte alle Stände: Adlige und Handwerker, Kaufleute und Bürger, alles schien an Eifer und Enthusiasmus miteinander zu wetteifern. Auf ihren Hüten las man: „Alle für einen und einer für alle.“ Der Kronprinz bewährte den größten Mut in diesem blutigen Kampfe, von welchem er nichts hatte ahnen können. In gerader Linie von dem Könige von England[1]) abstammend, mußte er, ohne daß irgendeine Feindseligkeit vorhergegangen wäre, seine Hauptstadt und seine Flotte durch die Befehle des leiblichen Bruders seiner

1) Seine Mutter war die Schwester Georgs III.

Mutter bedroht sehen. Was nützen also die Familienverbindungen und die Bande der Verwandtschaft für die Ruhe der Staaten?

„Es wäre gefährlich gewesen, an dieser allgemeinen Begeisterung für die Verteidigung nicht teil zu nehmen. Als wir wieder in unseren früheren Gasthof zurückgekehrt waren, bat ich meinen Vater um die Erlaubnis, mich ebenfalls in den Kampf mischen zu dürfen. Er hatte nichts dagegen. Mit einem Degen bewaffnet, der groß genug für den König Kanut gewesen wäre und den mir meine Wirtin geliehen hatte, begab ich mich auf den Hafendamm. Hier wurde ich Zeuge eines Seetreffens innerhalb eines Hafens — des schrecklichsten Schauspiels, welches den Beobachter zu erschüttern und das die Phantasie zu fassen vermag.

„Niemals war Dänemark in einen so mörderischen Kampf gefordert; niemals hatten die Dänen vielleicht Gelegenheit gehabt, den ihrer Nation eigenen Mut auf edlere Weise zu bewähren. Sie zeigten sich kampfbegierig und unermüdlich; nach dem Enthusiasmus, der sie beseelte, hätte man sie eine Nation von Helden nennen können. Was mich betrifft, so bewegte ich mich nicht vom Fleck, schaukelte meinen langen Degen, der mir bequem zur Lanze gedient hätte, auf der Schulter und stand mithin oben auf dem Damme da, wie eine Schildwache. Niemand wunderte sich darüber. Kinder, die noch weit jünger waren als ich, stritten sich um die Ehre, auf dergleichen gefährliche Posten gestellt zu werden.

„Die Stadt stand in Flammen; von allen Seiten regneten die Bomben darauf herab. Die dänischen Kanonenboote erwiderten das Feuer der englischen Schiffe höchst wacker; diese aber, die um die ganze Höhe ihrer

Batterien über sie hervorragten, glichen ebensovielen feuerspeienden Bergen und überschwemmten sie mit einem Kartätschenregen. Plötzlich fällt eine Bombe auf ein dänisches Schiff, der Indfoedstretten genannt, und sprengt es in die Luft. Der Himmel erglänzt in furchtbarer Beleuchtung; augenblicklich ist das Meer wie das Ufer mit Trümmern, Leichen und blutigen Gliedern bedeckt. Der durch die Explosion zurückgetriebene Wind ließ sich nicht mehr wahrnehmen und das Meer ließ seine Wogen zurückfallen. Hätte diese Katastrophe sich wenige Minuten früher ereignet, so wären wir ein Opfer derselben geworden; denn als man unser holländisches Schiff in den Hafen bugsierte, mußten wir beim Indfoedstretten anlegen, um dort unsere Pässe vorzuzeigen.

„Indessen wurde der Kampf noch erbitterter und schreckenerregender fortgesetzt. Unbeweglich stand ich vor diesem Schauplatz des Feuers und Blutes und beobachtete mit Schauder die Wirkungen jenes Schauspiels, welches als das furchtbarste Tableau, das ich je gesehen, mir noch lebendig vor Augen steht.

„Plötzlich fühlte ich mich auf die Schulter geklopft und höre einige deutsche Worte, die an mich gerichtet sind. Ich wende mich um: es war der Kronprinz, welchen die Verwirrung des Augenblicks von seinem Gefolge getrennt hatte. Auch jetzt trug er seinen kleinen grauen Rock. Er erkannte mich.

— „Ei, was machen Sie hier?“ fragte er mich.

„Ich suche meine Schuldigkeit zu tun, Hoheit.“

— „Daran tun Sie sehr wohl . . . Dieses Papier bringen Sie schleunigst dem Kapitän Albert Turach, den Sie dort unten am Hafen im Begriff sehen, sich einzuschiffen, um das Kommando einer schwimmenden Bat-

Friedrich VI., König von Dänemark.

terie zu übernehmen. Laufen Sie und merken Sie sich wohl das Wort: ‚augenblicklich'."

„Wie, mein Prinz?"

— „Augenblicklich, was im Deutschen soviel sagen will, wie à l'instant. Sagen Sie ihm dieses Wort, indem Sie ihm meinen Befehl überreichen."

„Ich eilte von dannen. Turach hatte kaum die Order empfangen, als er sich in ein mit Ruderern von jedem Alter und Stande gefülltes Boot stürzte. Man hatte nur einen Hauptmann erwartet, um abzusegeln.

„Als ich zurückkam, hatte der Kronprinz sich entfernt. Ich erblickte ihn auf einer schwimmenden Batterie, von welcher aus er das Treffen beobachtete und durch seine Gegenwart und sein Beispiel dies beherzte Volk anfeuerte, welches seinen Stolz darein setzte, unter seinen Augen zu kämpfen und zu sterben. Wahrlich, als ich diesen jungen Fürsten so groß an Tapferkeit und Vaterlandsliebe erblickte, büßte ich zum zweiten Male durch eine tiefe Achtung und Bewunderung für mein spöttisches Lachen im Park zu Friedrichsburg.

„Der Ausgang des Treffens ist Ihnen bekannt. Die Dänen bedeckten sich mit Ruhm; aber das Blutbad war entsetzlich. Mehr als sechstausend Menschen blieben darin. Überall griff das Feuer um sich; Bürger, Soldaten, Studenten, alle spannten sich an die Pumpen, schleppten Tonnen voll Wassers herbei und kämpften mit den Flammen, die durch nichts zu löschen waren. Endlich sandte Nelson, um dem Blutvergießen Einhalt zu tun und der gänzlichen Zerstörung Kopenhagens vorzubeugen, einen Unterhändler an den Kronprinzen ab.

„Der Prinz gab unverzüglich seine Antwort und gleich darauf wurde die mörderische Handlung des Dramas, dessen Bühne die Stadt und die Reede war, abge-

brochen. Nelson[1]) stieg ans Land und begab sich mitten durch die erbitterte Volksmenge nach dem Palast. Ruhig und stolz, wie wenn er noch auf seinem Schiffe kommandiert hätte, schritt er dahin. Ihm auf dem Fuße folgend, bahnte ich mir einen Weg durch den Haufen und drang mit ihm bis in die innersten Gemächer. Der Kronprinz führte ihn zu seinem Vater, der durch den Verlust seiner Vernunft mindestens so glücklich war, das Mißgeschick seiner Hauptstadt nicht zu kennen und zu schätzen.

„Kopenhagen bot einen entsetzlichen Anblick: hier Tote, welche man davontrug, dort Verwundete, welche ohne Bewegung und im letzten Todesröcheln lagen, inmitten entpflasterter Straßen, eingestürzter Häuser und durch die Flammen geschwärzter Gebäude. Der Kampfbegeisterung waren Tränen und Klagen gefolgt. Zuweilen wurde dieses Schweigen des Todes auch durch einen Ausruf der Freude unterbrochen, wenn sich Freunde oder Verwandte unter diesen Haufen von Trümmern und Leichen wiederfanden.

„Das Gesetz der gebieterischen Notwendigkeit ließ die von England vorgeschriebenen Bedingungen annehmen. Das Trutz- und Schutzbündnis zwischen Dänemark, Schweden und Rußland wurde aufgehoben. Wenn man den Kronprinzen während des Kampfes wegen seines Mutes und seiner Kaltblütigkeit hatte bewundern müssen, so zeigte er sich in diesen Verhandlungen nicht minder edel und achtungswürdig.

„Seitdem hat Friedrich den Thron bestiegen, und obgleich Dänemark im Vergleich mit den großen Staaten, welche sich nach allen Seiten gebildet haben, gegenwärtig wenig mehr als eine große und schöne Herr-

1) Horace Nelson, der englische Seeheld (1758—1805).

schaft ist, in deren Wappen die Königskrone prangt, so haben doch so viele verschiedene Ereignisse diesem vortrefflichen Fürsten sein Gedächtnis nicht genommen. Sie sehen es selbst: noch jetzt erinnert er sich eines dem Anscheine nach frivolen Umstandes, der jedoch in meinem Leben einen Lichtpunkt bildet und daher in meinem Gedächtnis nie verlöschen wird."

— „Hoffentlich werden all diese Erfahrungslehren für dich nicht verloren sein", sagte Griffiths zu mir.

„Ich hoffe es, um später mit Rousseau sagen zu können:

„Ich habe viel gelebt in wenig Jahren."

„Der Weg der Leidenschaften hatte ihn der Philosophie zugeführt; mich hat der Weg des Unglücks zur Freundschaft geleitet."

— „Aber in der Tat," sagte der Graf von Witt, „Sie könnten schon anfangen, Ihre Memoiren zu schreiben."

— „Nein, nein!" rief Griffiths lebhaft, „Gott mag ihn davor bewahren! Mit Recht sagte der Prinz von Ligne, daß man in frühester Jugend zu sehr außer sich und im spätesten Alter zu sehr in sich lebe. Das männliche Alter vereinigt diese Kontraste; lassen wir ihn dies erreichen. Er mag erwarten, daß sich der Roman seines Lebens erst abschließt, bevor er die Geschichte desselben schreibt."

XXVII

Feierliches Jahrbegängnis des Todes Ludwigs XVI. — Gesellschaft bei Herrn von Talleyrand. — Streitfrage in betreff Sachsens und Polens. — Aufruf des Großherzogs Konstantin. — Eine Abhandlung des Herrn Pozzo di Borgo

All diese Zerstreuungen sollten einmal durch eine Feier ernsterer Art unterbrochen werden. Zweiundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem der unglückliche Ludwig XVI. sein Haupt auf das Blutgerüst gelegt, und noch hatte man seinem Andenken nicht die Abbuße einer feierlichen und öffentlichen Trauer zuteil werden lassen. Zu einer Zeit, in welcher so viele versammelte Könige gemeinschaftlich auf den Frieden Europas hinarbeiteten, konnten sie nicht umhin, durch eine laute Schmerzbezeigung, ihre Mißbilligung eines Frevels an den Tag zu legen, der, indem er ihre Throne erschüttert hatte, das Zeichen zu dem unheilvollen Kriege gewesen zu sein schien. Als daher Herr von Talleyrand, als Chef der französischen Gesandtschaft, bei der österreichischen Regierung um die Genehmigung einer am 21. Januar, als dem unglücklichen Jahrestage, anzustellenden Leichenfeier nachsuchte, wurde seine Bitte nicht allein mit schmerzlichem Eifer bewillkommt, sondern der Kaiser Franz wollte auch, daß diese Feier in der Domkirche zu St. Stephan statthaben, daß sie mit einer außerordentlichen Pracht vollzogen wer-

den, und daß der kaiserliche Schatz die Kosten derselben tragen sollte[1]).

Die Herren Isabey und Moreau wurden mit der Anfertigung der Entwürfe und der Leitung der Vorrüstungen beauftragt. Dem Wunsche des Kaisers gemäß verwandten sie die größte Pracht und allen bei königlichen Leichenbegängnissen gewöhnlichen Begräbnispomp darauf. In der Mitte der alten Hauptkirche stieg bis zu einer Höhe von sechzig Fuß ein ungeheuerer, mit den Attributen des Königtums geschmückter Thronhimmel empor. Vier riesenmäßige Standbilder, an den vier Ecken des Grabes aufgestellt, repräsentierten Frankreich, Tränen vergießend; Europa, seinen Schmerz bezeugend; die Hoffnung, die Seele des tugendhaften Monarchen in die Wohnung der Unsterblichkeit führend; und die Religion, jenes erhabene Testament, das Muster der Liebe und Verzeihung, in der Hand haltend. Das ganze Schiff war durch einen ungeheueren schwarzen, reich mit Silber gestickten Teppich verdeckt; an jedem Pfeiler erblickte man das Wappen des Hauses Frankreich. Eine unzählige Menge von Lichtern und Wachskerzen verbreitete unter diesen düsteren, dem Tageslicht verschlossenen Gewölben eine blendende Helle.

Für die Monarchen war eine Tribüne vorgerichtet und mit Samt ausgeschlagen, dessen Schwarz die sil-

1) „Das Fest", schreibt die Rahel, „kostete 40 000 Franken, die Dekoration war mesquine, Wappen, Stücke Tuch, die wie breite Schärpen herabhingen und an der großen silbrigen, nicht silbernen Krone Frankreichs oben befestigt. Manche Bänke beschlagen, manche nicht. Eine trauernde Religion mit einem Kreuz im Arme und einer Minervabüste zur Seite. Noch eine Statue, die das Testament Ludwigs XVI. vorstellte, von Holz, worüber begipste Gewänder geworfen waren. Recht gut! Aber für ein Abendfest in einem Garten!"

bernen Fransen noch mehr hervortreten ließen. Das Schiff und der Chor waren für die Eingeladenen, und die Seitenpartien für das Publikum bestimmt. Die Einladungskarten lauteten höchst einfach:

— Die Gesandten Seiner sehr christlichen Majestät ersuchen Sie, sich zu dem am 21. Januar in der Domkirche zu St. Stephan statthabenden Gottesdienste einzufinden.

Lange vor der für den Beginn der Feierlichkeit festgesetzten Stunde bedeckte eine unzählige Menge die Umgebungen des gotischen Tempels. Alle zu Wien anwesenden Franzosen, wes Standes sie auch sein mochten, hatten eine Aufforderung erhalten; alle, ohne Ausnahme, waren erschienen. Die Ritter vom goldenen Vließe und die Gesandten in ihrer Staatsuniform nahmen die ersten Plätze auf dem Chor ein. Hinter ihnen drängten sich alle Notabilitäten, vornehmsten Gäste und Beamten der Stadt Wien. Ein Detachement aus den Garderegimentern und der ungarischen Adelsgarde versah, gleichwie bei den Leichenbegängnissen der Kaiser, den Dienst rings um das Trauergerüst. Der Kaiser Franz hatte dadurch seine Teilnahme deutlich an den Tag legen wollen. Im Schiffe erblickte man eine beträchtliche Anzahl Damen, alle in Schwarz gekleidet und in lange Trauerschleier gehüllt, welchen für einige Stunden die Blumen, Diamanten und der gewohnte glänzende Schmuck hatten weichen müssen.

Um elf Uhr verkündete ein Geläute die Ankunft des Kaisers Franz, des Kaisers von Rußland, der Könige von Preußen, Bayern und Dänemark, der Königinnen und der Kaiserin von Rußland. Nur die Kaiserin von Österreich, durch ihren üblen Gesundheitszustand, welchen die schmerzlichen Aufregungen nur noch hätten ver-

schlimmern können, in ihrem Palast zurückgehalten, hatte sich zu der Feierlichkeit nicht eingefunden. Der Prinz Leopold von Sizilien, als einziges Glied vom Hause Bourbon, und Herr de La Tour-du-Pin, französischer Gesandter, empfingen die Monarchen auf dem Vorhofe und führten sie zu der kaiserlichen Tribüne. Gleich darauf begann der Gottesdienst.

Ungeachtet seiner vierundachtzig Jahre hatte der ehrwürdige Erzbischof von Wien, Fürst von Hohenwarth, das Amt halten wollen. Bei dem Anblick des königlichen Grabmales, sowie des Bischofs mit weißem Haar, der für den tugendhaften König die göttliche Barmherzigkeit erflehte, fühlte sich die ganze zahlreiche Versammlung von einer heiligen Ehrfurcht, von lebhaften und frommen Gefühlen durchdrungen. Welche Betrachtungen erweckte die Gegenwart all dieser Monarchen, andächtig kniend in der Nähe eines Grabes, welches so schwere Frevel und so großes Leiden zurückrief! Alle standen durch Verwandtschaft oder Bündnisse mit dem berühmten Hause Frankreich, dem ältesten Europas, in Verbindung: der Kaiser Franz, da er Ludwig XVI. durch die Bande des Bluts so nahe stand; Alexander von Rußland, weil sein Ahnherr, Peter der Große, in Frankreich eine so würdige Aufnahme gefunden; der König von Bayern, indem er als Jüngling sein Schwert einem Monarchen gewidmet hatte, den er jetzt beweinte; und der König von Dänemark endlich, da die lange Reihe seiner Ahnen zu den Bourbonen in den innigsten Beziehungen gestanden hatte. Aber wie lebendig mußte ihnen besonders der Unbestand aller menschlichen Größe vor Augen treten, da dieses Grab sie erinnerte, daß die mächtige Hand, welche Europa von Cadix bis Moskau aus seinem Geleise gehoben, seit

zehn Jahren auch ihre Armeen geschlagen, ihre Hauptstädte erobert und ihre Throne erschüttert hatte.

Herr Zaignelins, ein Franzose von Geburt und Pfarrer der St. Annenkirche zu Wien, hielt in französischer Sprache eine Rede, in welcher man große Schönheiten bemerkte; einige wollten behaupten, daß Herr von Talleyrand Hand daran gelegt habe. Sein Thema war: „Die Erde lerne den Namen des Herrn fürchten." Der Redner erinnerte zuerst an die Macht und den Ruhm der seit vierzehn Jahrhunderten bestandenen französischen Monarchie. Später schilderte er in Umrissen den reißenden Fortschritt der Revolution, welche in drei Jahren das alte Gebäude von Grund aus zerstört hatte. In diesem unerhörten Mißgeschick wies er den Finger Gottes nach, „der die Throne aufbaut und niederreißt". Nachdem er darauf die Anwesenden zum frommen Gebet für Ludwig XVI. und Marie Antoinette von Österreich aufgefordert, endigte er mit der Anführung der vornehmsten Stellen aus jenem Testamente, welches man so schön das heldenmütigste Gesetzbuch der Liebe genannt hat. Als Herr Zaignelins von der Kanzel stieg, war alles in Tränen.

Darauf führten zweihundertundfünfzig Stimmen ohne irgendeine Begleitung ein von Neukomm, einem Schüler Haydns, komponiertes Requiem aus. Mit den Musikern hatten sich Kunstliebhaber verbunden; sie bildeten zwei Chöre, deren einer von dem kaiserlichen Kapellmeister Salieri geleitet wurde. Die Wirkung war bewundernswürdig. In tiefster Gedankensammlung gehört, schien diese Schmerzenshymne weniger ein für das unglückliche Opfer zum Himmel gerichtetes Gebet, als eine Einstimmung in die erhabenen Worte der Verzeihung, welche man soeben gehört hatte.

Die durch diese Leichenfeierlichkeit veranlaßten Kosten beliefen sich auf ungefähr hunderttausend Gulden und wurden ganz vom österreichischen Hof bestritten.

Ein ausdrücklicher Befehl des Kaisers hatte für diesen Tag alle täglichen Vergnügungen eingestellt. Abends waren die Salons des Herrn von Talleyrand von einer ungewöhnlichen Menge gefüllt. Alles hatte dort wie gewöhnlich einen ernsten Charakter, denn die politischen Erörterungen fanden dort eher Eingang als Feste und Lustbarkeiten. Die polnische Frage war aufs Tapet gebracht, lebendiger, heftiger und, wie es schien, ihrer Lösung entfernter als jemals.

Zur Zeit des Kongresses war es der erste Wunsch des Kaisers Alexander, Polen seinem Reiche einzuverleiben. Da ihn der König von Preußen, dem er dagegen Sachsen zudachte und abtreten wollte, in dieser Forderung unterstützte, hatte er geglaubt, keinem ernstlichen Hindernis zu begegnen. Aber schon in den ersten Konferenzen erhob sich eine lebhafte Opposition gegen diese doppelte Beraubung und Art von Handel, deren Gegenstand jene war. In bezug auf Sachsen widersetzten sich Herr von Metternich und Herr von Talleyrand der Entthronung eines von seinen Untertanen verehrten Fürsten, der vierzig Jahre lang den Thron durch seine Rechtschaffenheit und die Vereinigung aller Tugenden geehrt hatte. Indem sie Sachsen dem Könige von Preußen nicht zugestanden, hofften sie, daß diese Verweigerung den Bruch des Vergleichs zwischen dem Zar und König Friedrich Wilhelm nach sich ziehen würde. Demzufolge schmeichelten sie sich ferner, daß der Kongreß in dem Großherzogtum Warschau ein unabhängiges Polen würde bestehen lassen können. England, welches zuerst den Forderungen Preußens und Rußlands günstig

geschienen, hatte sich endlich, durch die Beweisgründe des österreichischen und französischen Ministers besiegt, mit ihnen verbunden. Ungeachtet der Bemühungen und der Dazwischenkunft des verschmitzten Razumowski hatte sich der Streit erbittert. Und in einer dieser stürmischen Konferenzen war es, wo der Großherzog Konstantin sich gegen Herrn von *** [1]) vergessen hatte. Alexander hatte endlich in einer anderen Zusammenkunft, indem er sich an Lord Castlereagh wandte, sich nicht gescheut zu sagen, daß acht Millionen Polen sich auf seinen Ruf erheben würden, um seine gerechten Forderungen und die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu behaupten. Unter der polnischen Frage aber verbarg sich für die Zukunft eine ganz andere, nicht minder wichtige und für das allgemeine Gleichgewicht bedeutungsvolle Frage. Noch hatte Napoleon nicht die berühmten Worte gesprochen: „Vor fünfzig Jahren wird Europa französisch oder russisch sein." Aber mehrere hellsehende Köpfe beunruhigten sich bereits mit Recht, Rußland als Herrn der Weichsel zu sehen. In der Absicht, es „auf seine strengen Klimate zu beschränken" und Polen seiner Herrschaft zu entziehen, traten Österreich, Frankreich und England durch einen geheimen Vertrag vom 10. Januar 1815 zusammen. Der Einfluß des Herrn von Talleyrand hatte dieses Bündnis entschieden, denn schon neigte er sich zu der Allianz mit England, an deren Verwirklichung er später mit so vieler Wärme fünfzehn Jahre lang gearbeitet hat. Es war dies derselbe Vergleich, welchen die Minister Ludwigs XVIII. bei der Flucht am 20. März in den Tuilerien ließen, und welchen Napoleon dem Kaiser Alexander zu übersenden

1) Windischgrätz; es war aber durchaus nicht bei dieser Gelegenheit, s. früher.

sich beeilte. Letzterer hegte deshalb gegen Herrn von Talleyrand einen Groll, den er nie überwinden konnte; und dies war eine von den Ursachen, welche nach der zweiten Restauration den französischen Diplomaten aus dem Ministerium und den Staatsangelegenheiten beständig entfernt hielten.

Inzwischen glaubte man den Großherzog Konstantin, welcher Wien auf den Befehl seines Bruders und Gebieters verlassen hatte, ausschließlich nur mit Musterungen und Paraden, seiner einzigen Leidenschaft, beschäftigt. Niemand dachte an Krieg, und aller Wünsche waren für den Frieden. Plötzlich empfing man zu Wien eine an die polnische Nation gerichtete Proklamation des Großherzogs, in welcher er dieselbe zu den Waffen zu rufen schien. Dies befremdende Manifest lautete wie folgt:

„An die polnische Armee!"

„Seine Majestät, der Kaiser Alexander, Euer mächtiger Beschützer, läßt diesen Aufruf an euch ergehen: Versammelt euch um eure Fahnen, bewaffnet euch zur Verteidigung eures Vaterlandes und zur Aufrechthaltung eurer staatlichen Existenz. Während der erhabene Monarch die glückliche Zukunft eures Landes vorbereitet, zeiget euch bereit, seine edlen Absichten mit eurem Blute zu unterstützen. Dieselben Generäle, welche euch seit zwanzig Jahren den Weg des Ruhmes geführt, werden euch auf denselben zurückzuleiten wissen. Der Kaiser schätzt eure Tapferkeit. Mitten unter den Unfällen eines unglücklichen Krieges hat er eure Ehre die Ereignisse, welche nicht von euch abhingen, überleben sehen. Ihr habt euch durch große Waffentaten in einem Kampfe ausgezeichnet, dessen Ursache euch fremd war; jetzt, da ihr eure Kräfte nur dem Vaterlande widmen sollt,

werdet ihr unüberwindlich sein. Soldaten und Krieger aus allen Waffengattungen, gebet zuerst das Beispiel aller Tugenden, welche bei euren Mitbürgern herrschen sollen. Unbegrenzte Ergebenheit gegen den Kaiser, der nur das Wohl eures Vaterlandes will, Liebe zu seiner erhabenen Person, Gehorsam, Disziplin, Eintracht — das sind die Mittel, welche das Wohl eures Landes, das sich unter dem Schutze des Kaisers befindet, sichern werden. Durch sie werdet ihr die glückliche Stellung erlangen, welche andere euch wohl versprechen können, die aber er allein euch zu verschaffen vermag. Seine Macht und seine Tugenden sind euch die Bürgen dafür."

Vorzüglich waren es zwei Punkte in dieser Schrift, welche ein allgemeines Erstaunen erregten. Indem der Großherzog die Polen aufrief, sich um seinen Bruder zu versammeln, indem er ihre Ergebenheit gegen ihn verlangte, griff er der höchsten Entscheidung des Kongresses vor. Die Frage war diesem obersten Tribunal unterworfen; noch war nichts entschieden, und dennoch erklärte Konstantin den Zar für den Schutzherrn Polens. Was bedeuteten zweitens diese Kriegsdrohungen, dieser Aufruf zu den Waffen in einem Augenblicke, wo ganz Europa an der Befestigung eines allgemeinen Friedens arbeitete? Gegen wen wollten denn die Polen unter Rußlands Leitung sich schlagen? Gegen die anderen Mächte, welche ihnen ihre Unabhängigkeit verweigerten? Aber hoffte man denn wirklich, Polen zu täuschen und ihm ein X für ein U zu machen, indem man den wirklichen Tatbestand entstellte? Konnte es sich durch die Versicherungen zugunsten seiner Nationalität verblenden lassen?

Seitdem diese einen Augenblick desavouierte Proklamation den Charakter der Echtheit gewonnen, ließen

die lebhaften Erörterungen, die sie hervorgerufen, keine andere mehr neben sich aufkommen. Im Salon des Herrn Talleyrand war sie der Stoff aller Unterhaltungen. Man kannte ihn als einen Anhänger Sachsens und Polens; man wußte, daß er mit Herrn von Metternich die Seele jenes vorhersehenden und geheimen Widerstands war, der sich den Plänen Rußlands in den Weg stellte.

— „Haben Sie," sagte inmitten einer Gruppe Herr L . . ., „eine von Herrn Pozzo di Borgo verfaßte und auf Polen bezügliche Abhandlung gelesen? In der politischen Welt wird viel darüber gesprochen. Der Verfasser zeigt darin durch eine Menge von Gründen, daß dieses Land nicht zu einem unabhängigen erhoben werden dürfe, sondern gänzlich Rußland einverleibt werden müsse."

— „Daß Herr Pozzo," erwiderte man, „ein Feind der Grundsätze und der Person Napoleons war, läßt sich begreifen und erklärt sich schon durch den tödlichen Haß der korsischen ‚Vendetta', welche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. In seinem Vaterlande ist der Haß ein Familienerbteil. Gott mag wissen, wo er beginnt und wann er erlöschen wird. Aber was hat Herrn Pozzo diese unglückliche polnische Nation getan, daß er gegen das Wohlwollen, welches man ihr hier bezeugt, zu Felde zieht?"

— „Herr Pozzo verteidigt die Sache des Landes, welches ihn adoptiert hat. Im Dienste Rußlands ist er Russe geworden."

— „Aber die Ergebenheit darf nicht bis zur Undankbarkeit gehen. Sollte denn ein politischer Schriftsteller so sehr ohne alles Gefühl sein, daß Herr Pozzo vergessen könnte, daß der Prinz Adam Czartoryski[1]) es war, der

1) Fürst Adam Czartoryski (1770—1861), ursprünglich Rußland ergeben, war später eifrig für die Freiheit seines Vaterlandes tätig.

ihn bei seiner Ankunft in Rußland aufnahm, ihn leitete und in gewisser Hinsicht die erste Stufe zu dem Glückstempel war, den er zu besteigen gedenkt? Herr Pozzo kam damals von Konstantinopel zurück, wo sein Streben nach einer vorteilhaften Stellung bei dem Admiral Siniavin durch die Ränke oder das Verdienst des Grafen Capo d'Istria vereitelt war. Er mußte sich zu Petersburg für den am Bosporus erhaltenen Verlust schadlos halten und einen neuen Wurf wagen. Der Prinz Adam war für den reisenden diplomatischen Lehrling ein wahrer Schutzengel. Heute eine Abhandlung gegen das Vaterland des Prinzen zu schreiben, heißt, sich an seinem Verhängnisse vergreifen. In politischer Rücksicht mag es klug genannt werden; aber, ich frage Sie, ist es auch der Billigkeit gemäß?[1])"

— „Wissen Sie, daß Herr Pozzo einer der ersten gewesen sein will, welche der Meinung waren, man müsse die vereinigten Armeen nach Paris marschieren lassen?"

— „Oh ja; doch behauptet man auch, daß viele andere Propheten nach geschehenem Ereignis ebenfalls den Rat gegeben haben wollen. Wäre es mißlungen, so würde man zweifelsohne jetzt weniger Orakel finden."

— „Dem sei nun, wie ihm wolle: Herr Pozzo wird es wahrscheinlich weit bringen."

Um als Staatsmann sein Glück zu machen, muß man Familie, Freunde und Vaterland vergessen. Die Dankbarkeit mit Füßen treten, die teuersten Neigungen ersticken, die Grundsätze des ganzen Lebens verleugnen, — um diesen Preis erkauft man Erfolg und Ruhm.

1) Die Schrift des Herrn Pozzo di Borgo, mit ungewöhnlicher Kunst und Gewandtheit ausgearbeitet, ist eine der bemerkenswertesten Abhandlungen, welche dem Kongreß zu Wien eingereicht wurden. (Not. d. Verf.)

XXVIII

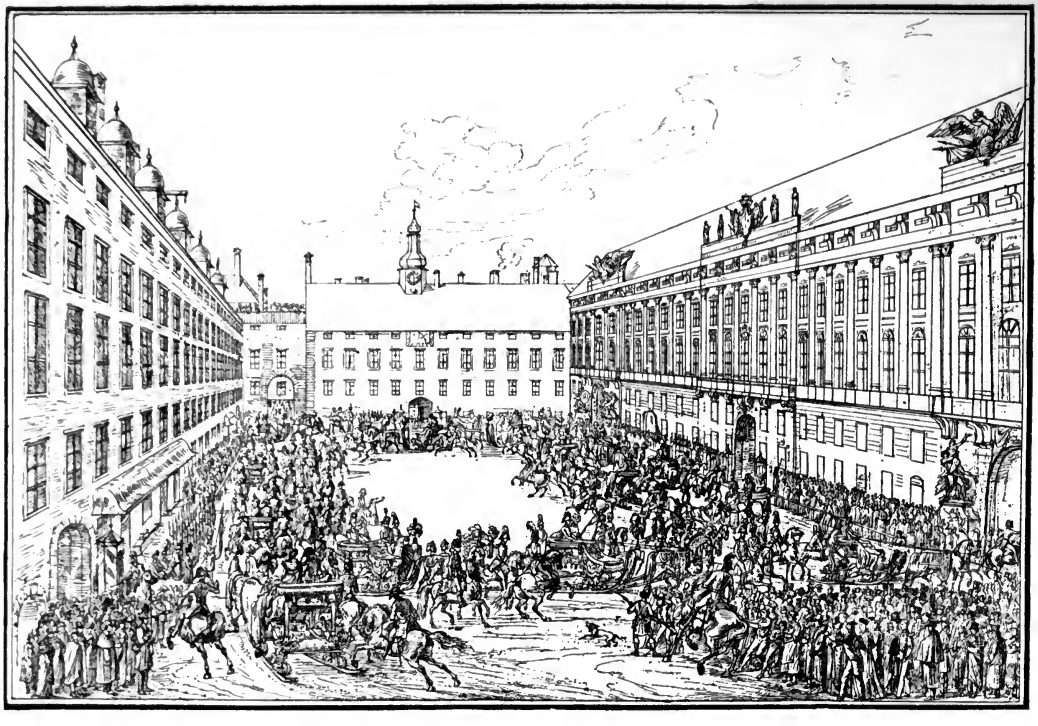
Eine Schlittenpartie. — Schauspiel und Fest im Schlosse zu Schönbrunn. — Der Prinz Eugen. — Erinnerung an die Königin Hortensia. — Die Kaiserin Marie Louise im Helenentale. — Eine zweite Schlittenpartie. — Zusammentreffen mit einem Leichenzuge.

Die vom österreichischen Hofe vorbereitete Schlittenpartie war lange durch unglückliche Zufälle gehindert. Mehrmals angesagt, hatte man sie doch infolge des Wechsels der Witterung immer verschieben müssen. Eines Tages schien die Kälte die für dieses nordische Vergnügen notwendige harte und ebene Fläche zu versprechen; aber das Tauwetter kam dazu und erweichte die über die Erde ausgebreitete Eisdecke. Endlich trat ein scharfer Frost ein, nachdem es stark geschneit hatte. Die kaiserliche Spazierfahrt wurde aufs neue mit Pomp angekündigt. Schon am frühen Morgen[1]) drängte sich ein dichter Haufen auf dem Josephsplatze, wo die Schlitten versammelt waren. Fast alle waren neu gebaut; die für die Kaiser und Monarchen bestimmten hatten die Form einer Kalesche und waren mit allem, was Geschmack und Reichtum vereinigt des Prächtigsten zu erschaffen vermochten, geschmückt; sie strahlten in lebhaften, durch Gold erhöhten Farben; die Polsterkissen von smaragdgrünem Samt waren mit Besatz und Fransen vom nämlichen Metall eingefaßt. Das Geschirr,

1) Am 22. Januar 1815.

mit den Wappen des kaiserlichen Hauses geziert, war mit silbernen Glocken behängt.

Die für die hohen Beisitzer des Kongresses und den österreichischen Adel bereiten Schlitten wichen denen der Monarchen weder an Zierlichkeit noch an Reichtum. Man sah hier Seide, Samt und Gold glänzen. Alle wurden endlich von Rassepferden gezogen, die mit Tigerfellen und reichem Pelzwerk bedeckt, und deren geflochtene Mähnen mit Bändern und Schleifen geziert waren. Ihr Feuer, durch das Schellengeläute noch mehr entflammt, konnte kaum gedämpft werden: mit solcher Ungeduld schienen sie den Augenblick zu erwarten, wo sie mit diesen leichten Fahrzeugen das Weite suchen dürften. Inzwischen hatten sich die zur Fahrt Eingeladenen in den Salons des kaiserlichen Palastes versammelt, um hier das Zeichen zur Abfahrt zu erwarten. Letzteres wird um zwei Uhr gegeben. Die erlauchte Gesellschaft tritt heraus und wählt ihre Plätze, die Monarchen, je nach ihren Vorsitzen, die übrigen aber nach dem Range, den ihnen der Zufall anweist. Jeder Kavalier empfängt eine Dame, die das Schicksal ihm als Gefährtin auf der Fahrt bezeichnet. Die Trompeter blasen eine Fanfare, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ein Kavalleriedetachement, welchem die Sergeanten und Furiere des Hofes voranreiten, bildet den Vortrab. Die Pferde desselben sind mit reichen Decken behängt. Ihnen folgt ein ungeheuerer, von sechs Pferden gezogener Schlitten, in welchem sich ein Orchester von Trompetern und Paukenschlägern befindet. Der Oberstallmeister Trautmannsdorf folgt mit seinen Reitern; unmittelbar darauf kommen die Schlitten der Monarchen. Der erste ist der des Kaisers von Österreich, welcher die liebenswürdige Elisabeth, Kaiserin von Rußland, führt;



Die große Schlittenfahrt am 22. Januar 1815.
(Nach einem Original von Höchle).

im zweiten führt Kaiser Alexander die Prinzessin Auersperg[1]); dann kommen der König von Preußen mit der

1) Marie Gabriele Auersperg, geborene Lobkowitz, geb. 1793. — Nostiz, l. c., S. 153 schreibt: „Die Neigung des Kaisers Alexanders für die junge Gräfin Auersperg wird immer lebhafter, vielleicht durch den Reiz des reinen Gemüts, auf das sie gefallen. Der Kaiser fragte mich auf dem Balle der Fürstin Bagration: „Si je connaissais d'ancienne date la Princesse." — „Je l'ai beaucoup vu chez son père, lorsqu'elle était encore enfant; elle s'appèle Gabrièle, et elle est digne d'un Henri IV." — Das war zum mindesten deutlich. Die Fürstin Auersperg war auch eine der sechs Kongreßschönheiten, und zwar nannte sie Alexander: la beauté qui inspire seule du vrai sentiment. — Sie war seit 1812 Witwe des Fürsten Vinzenz A. und lebte noch 1848. Wir fügen noch bei, was die Gräfin Thürheim (s. Österreich. Rundschau, 25. Bd. S. 57) schreibt: „G. Auersperg war Witwe und genoß den Ruf einer tugendhaften Frau, ihre Schönheit und ihr Verstand galten aber als höchst mittelmäßig. Kaum 20 Jahre alt, war sie bereits seit 2 Jahren Witwe, gut, einfach und trotz ihrer kaiserlichen Eroberung sehr bescheiden, hielt sie das Herz Alexanders während der ganzen Zeit des Kongresses und auch später in Fesseln. Viele Wiener Damen, die vermutlich die Taktik des Widerstandes überhaupt nicht kannten, behaupteten, daß der Kaiser es nie ernstlich versucht habe, die Festung zu erobern, andere wieder erklärten spöttisch, die schöne Gabriele treffe kein Verdienst, da sie kalt und leidenschaftslos gewesen sei. Ich bin der Ansicht, daß sich beide Teile täuschen. Die Tatsache nämlich, daß man es versuchte, das Schlafzimmer der Prinzessin zu öffnen, trotz der Riegel, daß man ein unscheinbares Möbelstück im anstoßenden Salon entwendete, ohne daß sonst irgendein Wertgegenstand fehlte, wirbelte viel Staub auf und setzte die ganze Polizei in Bewegung. Dieser Einbruch bewies eine an Verwegenheit grenzende Kühnheit. Da aber Diebe nicht die Gewohnheit haben, in die Paläste der Prinzen einzudringen, vor den Türen der Prinzessinnen zu lauern und statt Gold und Silber eine kleine Porzellanvase davonzutragen, so mußte ich wie jedermann, über diese angebliche Diebsgeschichte lächeln. Die Polizei erwischte auch keine Einbrecher und die Türe des Schlafzimmers wurde nicht geöffnet. Was die Gleichgültigkeit der Prinzessin Alexander gegenüber anbelangt, so beweist eine andere Tatsache, daß die schöne Frau schwere Seelenkämpfe auszufechten hatte. Am Tage der Abreise des Kaisers überraschte sie eine Freundin in ihrem Toilettenzimmer tränengebadet auf den Knien liegen." —

Gräfin Julie Zichy, der König von Dänemark mit der Großherzogin von Sachsen-Weimar, und der Großherzog von Baden[1]) mit der Obersthofmeisterin Gräfin Lažanzky[2]). Vierundzwanzig junge Pagen, reichgekleidet im Kostüm des Mittelalters, und eine Schwadron der ungarischen Nobelgarde diente den Schlitten der Monarchen zur Begleitung.

Die Kaiserin von Rußland ist in einen weiten, grünseidenen und mit Hermelin verbrämten Pelzmantel gehüllt; ihr Kopfputz besteht aus einer Mütze von derselben Farbe und ist mit einem in Diamanten gefaßten Federbusche geschmückt, wie ihn gewöhnlich die große Katharina trug. Die anderen Damen sind vor der Kälte ebenfalls durch samtene Pelzmäntel geschützt, an denen das Auge die reichsten Farben gewahrt; derjenige der Großherzogin von Weimar ist rosenfarben und ebenfalls mit Hermelin besetzt, einem Pelzwerk, welches in Österreich nur Personen von kaiserlichem Geblüte zu tragen gestattet ist. Andere Farben, wie Purpur, Amarant, werden durch das seltenste und zierlichste Pelzwerk hervorgehoben. Darauf folgen die übrigen Schlitten, etwa dreißig an der Zahl, mit den Notabilitäten des Hofes und den vornehmsten Gästen, die er vergnügen will. Solange der Zug sich in der Stadt befindet, geht es nur im Schritt. Die aufmerksame Menge kann die Hoheiten im Vorbeifahren erkennen und grüßen, welche einen Augenblick später im Fluge davonfahren werden. Der Erzherzog Palatinus[3]) fährt die Großherzogin von Oldenburg; diese ist in einen blauen Mantel ge-

1) Ludwig Wilhelm August, geb. 1763, seit 1808 Großherzog.
2) Marie Gräfin Lažansky, geborene Falkenhain, Obersthofmeisterin der Erzherzogin Leopoldine.
3) Erzherzog Josef Anton Johann, geb. 1776.

hüllt, dessen zarte Abschattung so wohl zu ihrem reizenden Gesichte steht. Hinter ihm fährt der Kronprinz von Württemberg die Prinzessin von Liechtenstein. Ungeachtet der Schönheit seiner Gefährtin weilt sein Auge beständig auf dem Schlitten, in welchem sich diejenige, die er verehrt, befindet; er scheint sich über sein Schicksal zu beklagen, welches ihn nur halb begünstigt hat. Dem Prinzen Wilhelm von Preußen hat der Zufall unsere bezaubernde „Königin", die Gräfin Fuchs, beigesellt, dem Prinzen Leopold von Sizilien die Gräfin Mniszeck-Lubomirska[1]), dem Prinzen Eugen Gräfin Apponyi, dem Kronprinzen von Bayern die Gräfin Sophie Zichy, dem Erzherzog Karl die Gräfin Esterházy, dem Prinzen August von Preußen[2]) die Gräfin Batthyani, dem Grafen Franz Zichy[3]) Milady Castlereagh, dem Grafen von Wrbna die Gräfin Walluzew[4]), dem Herzog von Sachsen-Koburg[5]) die schöne Rosalie Rzewuska. Die Toiletten all dieser Damen glänzen durch Reichtum und Eleganz; die Herren tragen insgesamt mit kostbarem Pelzwerk besetzte polnische Röcke.

Darauf folgte eine Schwadron Reiter in der kaiserlichen Uniform, und endlich schließt sich der Zug mit einigen Reserveequipagen und einem zweiten großen,

1) Gräfin Helene Mniszeck-Lubomirska, geb. 1783, seit 1807 mit Graf Stanislaus Mniszeck vermählt.

2) Über Prinz August von Preußen (1779—1843) schreibt Nostiz, l. c., S. 155: „Der Prinz August ist die Langeweile der Gesellschaft: Phrasen und Fragen entströmen in der tötendsten Einförmigkeit seinen Lippen. Wie ist es möglich, daß Wissen, Figur und Geburt in einem Prinzenhaupt zusammengenäht, sich so unausstehlich machen können."

3) Wahrscheinlich der Oberstürhüter Graf Franz Zichy (1774 bis 1861), es gibt aber noch einen des gleichen Namens um diese Zeit.

4) Sie war Hoffräulein der Kaiserin von Rußland (s. Wien. Ztg. 1814, Nr. 271).

5) Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha.

sechsspännigen Schlitten mit einem Orchester von türkisch gekleideten Musizis, welche kriegerische Tonstücke ausführen. Nachdem sich der Zug langsam durch die vornehmsten Straßen und Plätze Wiens bewegt hat, teilt er sich in zwei Reihen; die Pferde, ihrer Ungeduld überlassen, eilen im Galopp des Weges nach Schönbrunn.

In einigen Augenblicken hat die glänzende Gesellschaft den Ort des Zusammentreffens erreicht. Da indessen einige dieser zerbrechlichen Fahrzeuge beschädigt waren, versammelte man sich wieder halbwegs bei dem Monument des Königs Johann Sobiesky, welches ihm zum Andenken an die Befreiung Österreichs errichtet ist. Es ist dies eine dreieckige Pyramide, auf demselben Orte aufgerichtet, wo während der Belagerung das Zelt des Großwesiers Kara Mustapha stand. Als der glänzende Zug unseren Augen entschwunden war, erhob sich aus der zahllosen Menge von Zuschauern nur ein Ausruf des Entzückens über die seltene Schönheit dieses Anblicks. Man bewunderte nicht sowohl die durch den österreichischen Hof und Adel entfaltete Pracht und Verschwendung, als die Vereinigung dieser erlauchten Personen. Es war eine so feierliche Gelegenheit, wie der Kongreß, erforderlich gewesen, um so viele gekrönte Häupter, so viele Zelebritäten jeder Art, so viele ausgezeichnete Frauen zu versammeln. Es war in der Tat ein Gemälde, wie viele Jahrhunderte keine ähnlichen sahen, und welches, wie man meinte, dem unsrigen sich nicht zum zweiten Male zeigen würde.

Die Kaiserin von Österreich, der König und die Königin von Bayern, sowie mehrere Prinzessinnen, die ihrer schwachen Gesundheit halber den scharfen Frost fürchteten, hatten sich zu Wagen nach dem Schloß Schön-

brunn begeben. Hier war ein prächtiges Fest vorbereitet, zu welchem eine große Anzahl von Einladungen ergangen waren. Die Rückkehr sollte erst während der Nacht beim Scheine der Fackeln statthaben. Nach dem Bankett, zu welchem alle diejenigen dringend eingeladen waren, welche die Ehre der Schlittenpartie geteilt hatten, mußten die Schauspieler des Stadttheaters eines der niedlichsten Stücke der französischen Bühne: „La Cendrillon", von Etienne, ins Deutsche übersetzt, aufführen. Ein großer Ball sollte diesem Schauspiele folgen. Wir, der Fürst Koslowski, der Graf von Witt und ich, begaben uns frühzeitig nach Schönbrunn.

Als die Schlitten angelangt waren, stellten sie sich im Kreise um den gefrorenen Teich zu Schönbrunn auf, welcher, glatt wie ein Spiegel, mit Schlittschuhläufern in den elegantesten Kostümen der verschiedenen Länder des Nordens bedeckt war. Dieses flüchtige Völkchen führte allerlei Wendungen mit einer Kunst aus, die besonders auf Gewandtheit und Grazie beruhte.

Die einen, kräftig dahingleitend, gaben ihren Körpern die verschiedensten Stellungen. Die anderen hatten sich vor Schlitten à la Panurge, vor Schwäne mit versilberten Flügeln oder leichte Gondeln gespannt, durchliefen auf diese Weise große Strecken und zogen mit der Schnelle des Blicks Schwärme von weiblichen Schönheiten sich nach, welche zu diesem munteren winterlichen Rendezvous herbeigeeilt waren. Hier und da breiteten sich zierliche Zelte aus, die in den buntscheckigsten Farben prangten. Gruppen wandernder Kaufleute, welche auf ihren Schlittschuhen, wie auf einer holländischen Kermesse, dahinglitten, boten den atemlosen Debütanten stärkende Getränke.

Die Bewegung erzeugte überall hundertfaches Le-

ben; ein originelles, unaufhörlich wechselndes Gemälde, welches der seltsame Rahmen noch verschönte. Diesen bildeten die Schlitten, die zahlreiche Dienerschaft zu Fuß und zu Pferde, sowie endlich die ganze Bedeckung, welche nur mit Mühe den Haufen der Neugierigen zurückhielt, die, um sich an dieser neuen Art von Lustbarkeit zu ergötzen, aus der Nachbarschaft und aus Wien herbeigelaufen waren.

Ein bei der englischen Gesandtschaft angestellter junger Mann, Sir Eduard W * * *, Mitglied des Schlittschuhläuferklubs zu London, welcher auf der Serpentine die Spaziergänger von Hydepark zu entzücken gewohnt war, führte doppelte und dreifache Schritte, Kreiswendungen und Bogen mit einer erstaunlichen Gewandtheit aus.

Ein Nachfolger des Ritters Saint-George, der auf dem Bassin zu Versailles den Namen Marie Antoinettes einschnitt, zeichnete Sir Eduard W * * * mit dem Eisen seines Schlittschuhs die Buchstaben der Königinnen, der Kaiserinnen und der übrigen hohen Damen auf das Eis, welche ihre Schlitten verlassen hatten, um seiner Gewandtheit ihren Beifall zu zollen. Andere machten, vermutlich mit geringerer Vollkommenheit, die bizarresten Wendungen: den Zephirsprung, die Chinoise, die Girlande und den Walzer. Der letztere Tanz wurde von zwei Holländerinnen aufgeführt, welche, in das malerische Kostüm der Milchmädchen von Saardam gekleidet, allgemeinen und lauten Beifall fanden.

Von dem Schauspielsaal will ich nichts sagen, als daß er wie gewöhnlich einen glänzenden Anblick gewährte. Aber die Pracht in den Salons war wirklich bezaubernd. Die seltensten Pflanzen aus den kaiserlichen Gewächshäusern, Myrten, in Blüten prangende Orangenbäume

bedeckten die Treppen, die Bogengänge, die Tanzsäle. Noch reizender wurde diese Ausschmückung durch den Gegensatz, welchen sie mit dem draußen herrschenden scharfen Frostwetter bildete. Nach der Vorstellung der „Aschenbrödel", welcher man einige graziöse Balletts beigefügt hatte, drängte sich die Menge in die Säle, wo uns der Duft und die Mannigfaltigkeit der Blumen die schönsten Tage des Jahres vergegenwärtigten. Später tanzte man einige Polonaisen.

— „Ich kann nicht leugnen," sagte mir der Graf von Witt, „daß diese Schlittenpartie ein schönes, glänzendes, ausgezeichnetes Vergnügen war, selbst für uns Russen, die wir doch an Herrlichkeiten dieser Art gewöhnt sind. Ich gebe ferner zu, daß dieses Fest, welches uns den Frühling vergegenwärtigt, den übrigen nicht nachsteht; und in der Tat werden wir, nach der Art, wie man unser Vergnügen leitet, glücklich sein, wenn uns die Sättigung nicht Überdruß bringt. Um indessen all'dem, was man uns hier bietet, etwas Neues hinzuzufügen, und um dieses Winterfest vollständig zu machen, hätte ich gewünscht, daß man auf dem Schönbrunner See[1]) ganz von Eis einen Palast erbaut hätte, um die königliche Gesellschaft darin zu empfangen und zu bewirten."

— „Wie, ganz von Eis, General?"

„Ja, wie die Kaiserin Anna auf der Newa einen solchen bauen ließ. Aber haben denn Sie, da Sie in Petersburg wohnten, von diesem Feste nicht reden hören?"

— „Niemals, was war's damit?"

„Am Hofe der Kaiserin Anna lebte ein Fürst G * * *[2]), der ihr Narr geworden war. Die Kaiserin

1) Es ist nur ein kleiner Teich.

2) Es war ein Fürst Galitzin, der, obwohl er aus einem der vornehmsten Häuser Rußlands stammte, aus Strafe, weil er die römisch-

wollte ihn verheiraten; man wählte ihm eine für seine Gewohnheiten passende Frau, und um die Hochzeit würdig zu feiern, erbaute man, wie ich Ihnen sagte, auf der Newa einen Palast von Eis. Die Säulen, die Mauern, die Giebel, und im Innern die Mobilien, die Tische, die Kronleuchter und selbst das Bett der Gattin, alles war aus gefrorenem, durch geschickte Künstler bearbeiteten Wasser. Um diesem außerordentlichen Kunstwerk mehr Mannigfaltigkeit zu geben, waren gefärbte Eisblöcke zu den Verzierungen verwendet. Als die Gemächer mit reichen Teppichen ausgelegt, als sie von tausend Lichtern erhellt waren, begab sich der Hof auf Schlitten nach diesem märchenhaften Palast, und das Fest begann. Man führte unter der bizarresten Musik Kosakentänze aus; später war ein Souper, bei welchem tausend Gäste zugegen waren. Mitten unter dem Mahle trugen vier Kosaken mit großem Pomp einen ganzen Ochsen mit vergoldeten Hörnern herein, welchen man ebenfalls auf dem Eise im Hofe des Palastes hatte braten lassen; nachdem er am Tische die Runde gemacht, wurde dieser ungeheuere Braten der Dienerschaft abgetreten. Endlich kommt der Augenblick heran, wo die Neuvermählten sich zur Ruhe begeben. Jetzt hört man eine Salve von Kanonen, die, wie alles andere, aus Eis konstruiert sind. Bis dahin war für den armen G * * * und seine Angetraute alles erwünscht gegangen; als man sie aber entkleidet und zur Ruhe gebracht hatte und das Eis ringsherum zu schmelzen begann, machten sie Grimassen und unheimliche Gesichter, an denen die Liebe wenig teil hatte. Da sie nicht wagten, in Gegenwart des Hofes

katholische Religion angenommen hatte, zum Hofnarren gemacht wurde. (Vgl. darüber Masson, Denkwürdigkeiten, 1844, I, XXXV ff., der auch diese wunderliche Hochzeit erzählt.)

D'après le Buste de Chinard par appartenant à M. — Dessiné par Gigoux — J. C. Ruette Sculp.

EUGÈNE NAPOLÉON VICE ROI D'ITALIE.

Dédié et Présenté à Sa Majesté Josephine Impératrice des Français Et Reine d'Italie.

Par son très Humble et Respectueux Sujet C. P. Ruette

Déposé à la Bibliothèque Imp.le — se vend à Paris chez Petrelle Editeur, M. d'Estampe rue S. Honoré N° 11

ihr Hochzeitsbett zu verlassen, waren sie beide, wie man sich leicht denken kann, wenig von diesem kaiserlichen Zeitvertreib erbaut. Aber, von der Hochzeit abgesehen, das Andenken an diesen seltsamen, prachtvollen Palast hat sich bis auf uns erhalten. Ich bedaure, ich gestehe es, daß die Herren vom Komitee der Festlichkeiten durch Erbauung eines Kristallschlosses jenes zauberische Schauspiel nicht erneuert haben."

— „Sie werden mir erlauben, mein teurer General, Ihre so luftdicht verschlossenen, so wohlerwärmten Hotels dergleichen schönen Eispalästen, und wären sie auch Feentempel, vorzuziehen; wie mir denn auch eine gute verschlossene Berline mehr gilt, als Ihre Schlitten, so poetisch die Schnelligkeit der letzteren sein mag. Ich finde eine große Unbequemlichkeit daran: der Reisende der sich ihnen anvertraut, ist beinahe sicher, sich am Ziel der Reise mit einer Nase, einer Wange, einem Ohr weniger zu finden. Was mich betrifft, so besteige ich niemals eines dieser schnellgleitenden Beförderungsmittel, ohne mich an etwas, das mir in Schweden begegnete, zu erinnern. Ein Bauer führte mich in Dalekarlien über einen gefrorenen See. Das Eis krachte unter den Schritten der Pferde und drohte uns zu verschlingen. Ich konnte meine Furcht nicht verbergen."

„Ei, beruhigen Sie sich doch!" erwiderte der Bauer, „wenn's gefährlich wäre, würde ich meine Pferde dazu hergeben?"

— „Niemals habe ich diese schwedische Naivetät vergessen."

Ich hatte den Prinzen Eugen beinahe allein bemerkt, — ich näherte mich ihm. Er wollte mir mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit Vorwürfe darüber machen, daß ich ihn seit lange nicht besucht, obgleich ich ihn oft

bei unserer Freundin, der Gräfin Laura[1]), getroffen hätte. Ich entschuldigte mich und brachte noch einige jener flüchtigen Augenblicke bei ihm zu, welche man nie vergißt.

Bei allen Feierlichkeiten, bei welchen er zu erscheinen genötigt war, machte sich Eugen durch eine ruhige Würde bemerklich. Sein sanftes und gewöhnlich heiteres Gesicht zeigte sich damals ernst. Obgleich es den Kummer seiner Seele nicht ganz verbergen konnte, so suchte er ihn doch, weil es seine Pflicht und Stellung erforderten, mutig zu unterdrücken. Mit einem Wort: er war ein Mann.

So zweideutig seine Stellung indessen in Wien erscheinen mochte, hatte er dort doch edle Freunde gewonnen. Man weiß, daß der Kaiser von Rußland ihm die lebhafteste Zuneigung schenkte; ihre Vertraulichkeit ehrte gleich sehr den gefallenen Prinzen wie den mächtigen Kaiser.

Diese Teilnahme, diese Gunst des Zars erstreckte sich selbst bis auf die Königin Hortensia. Da Alexander wohl wußte, wie sehr sie bei ihrer oft unüberlegten Handlungsweise des Rats bedurfte, hatte er einen diplomatischen Agenten, namens Budiakin, mit dem Auftrage, sie zu unterstützen und zu leiten, nach Paris geschickt.

Eugen hatte soeben von dieser teueren Schwester, welche die ganze weibliche Anmut ihrer Mutter ererbt zu haben schien, Briefe empfangen. Hortensia schüttete darin ihren ganzen Kummer aus, und man weiß, wie ergreifend dieser damals war. Die Familienstreitigkeiten, der Tod ihrer Mutter, die Drohung, sie ihrer Kinder zu berauben, alles schien sich nach dem Verluste einer so glänzenden Stellung gegen sie zu verschwören. Während

1) Fuchs.

der Prinz mit mir sprach, hatte er Mühe, seine Rührung zu unterdrücken. Von diesem Augenblick an versprach ich mir, sein Zutrauen als Vorwand zu benützen, um dereinst diese interessante Frau kennen zu lernen, für welche eine geraubte Krone nur der geringste Kummer war. Mein Wunsch wurde später erfüllt, nicht zwar, wie ich es hoffte, in Paris, sondern in dem Orte, der ihr damals zur Zuflucht diente. Es war im Jahre 1819; sie war verbannt. Ich kehrte um jene Zeit aus Polen, wo ich mehrere Jahre gelebt hatte, nach Frankreich zurück. In Augsburg erfuhr ich, daß sie, die sich nur noch die Herzogin St. Leu nannte, dort residierte. Sie hatte ehemals einige meiner Romanzen[1]) in Musik gesetzt. Ich benutzte diesen Umstand und das Wohlwollen, welches ihr Bruder, der Prinz Eugen, mir während des Kongresses bezeugt hatte, sie um die Ehre zu ersuchen, ihr vorgestellt zu werden. Ihre Antwort, welche sie mir sogleich übersandte, machte mir die bewilligte Gunst um so wertvoller.

Ich kannte sie bis jetzt nur dem Rufe nach und aus den Unterhaltungen mit ihrem Bruder; aber schon in den ersten Augenblicken schien es mir, als fände ich sie nach einer langen Abwesenheit wieder und als verdankte ich die Wärme ihres Empfanges den Banden einer alten Freundschaft. Alles vereinigte sich bei ihr zum schönsten Ganzen, der Ausdruck ihrer himmlischen Züge, ihre Rede, ihre Haltung, die Lieblichkeit ihrer Stimme und ihres Charakters. Was sie in so herzlichem Tone sprach, war um so rührender, da ihr Herz es allein diktierte; und ihre Schilderungen wußte sie so sehr zu beleben, daß man bei allem gegenwärtig oder handelnd gewesen zu sein glaubte. Die Kunst zu unterrichten und hinzurei-

1) Darunter das berühmte „Partant pour la Syrie".

ßen war ihr im höchsten Grad eigen; und dieses ungekünstelte Benehmen hinterließ in jedem Herzen Spuren, über welche die Zeit keine Macht besitzt.

In diesen kurzen Augenblicken einer vertraulichen Unterhaltung erfuhr ich wohl, daß all das Gute, das man von ihr sagt, nicht übertrieben sei. Welche tiefe Empfindung bei der Erinnerung an den Verlust ihrer Mutter, bei der so tragischen Erzählung des Todes der Frau von Broc, ihrer Freundin! Aber sobald sie von ihrem Bruder, von ihren Kindern, oder auch von den Künsten sprach, belebte sich ihr Antlitz und schien das ganze Feuer ihrer Empfindung zurückzustrahlen. Indem sie mir die näheren Umstände ihrer gegenwärtigen Lage beschrieb, war es schwer, nicht auf die Ursache ihres beständigen Kummers, ihre Verbannung, zurückzukommen.

— „Sie kehren in Ihr Vaterland zurück?“ fragte sie mich.

Das Wort „Vaterland“ sprach sie mit einem tiefen Seufzer aus.

— „Ach,“ fuhr sie fort, „ein Zimmer, ein einziges Zimmer im sechsten Stocke zu Paris, — das ist alles, was ich wünsche.“

Und Tränen glänzten in ihren Augen. Ich hatte dieses Vaterland, welches seit meiner Kindheit für mich verloren war, kaum gekannt. Aber, indem ich es wiederzufinden eilte, verstand ich wohl ihren Schmerz, es nie wiedersehen zu dürfen. Von den Maßregeln, die man zu ihrer Entfernung getroffen, sprach sie mit einer Gelassenheit, welche klagt, ohne zu murren. Nach einer zweistündigen Unterhaltung wußte ich endlich nicht, was ich mehr bewundern sollte, ihren Verstand, ihren Geist, oder ihr Herz.

Abends wurde Tee serviert.

— „Es ist dies ein Gebrauch," sagte sie, „den ich noch aus Holland bewahrt habe. Aber wähnen Sie nicht," fügte sie errötend hinzu, „als ob ich mir dadurch eine so glänzende, ach, und schon so ferne Zeit zurückrufen wollte."

Es wurden ihr mehrere Besuche aus der Nachbarschaft, unter anderen aus München angesagt. Sie nahm sie an und mußte sich, durch die zarten Rücksichten, welche man ihr bezeugte, geschmeichelt fühlen. Da man ihr nur noch die gewöhnliche Achtung schuldig war, durfte sie diese für aufrichtiger halten, als die Schmeicheleien, womit die Intrige sie zu St. Cloud und im Haag ermüdet hatte.

Im Verlaufe des Abends zeigte sie mir mehrere gute Gemälde von Meistern aus verschiedenen Schulen und eine Sammlung wertvoller Kunstsachen, welche der Nachlaß ihrer Mutter bedeutend vermehrt hatte. Der größte Teil dieser glänzenden Kleinigkeiten knüpfte sich an berühmte Zeitabschnitte oder Personen: man hätte ihr Museum einen Inbegriff der neueren Geschichte nennen können. Später machte man Musik. Die Herzogin sang, indem sie sich begleitete: in den Vortrag legte sie denselben Ausdruck, der sie begeisterte, während sie komponierte. Sie hatte vor kurzem eine Reihe geistreicher Zeichnungen zu ihren Romanzen beendigt. Wie sollte man sich von dieser liebenswürdigen Kunst, welche dem Gedanken die Handlung zu geben scheint, nicht angezogen fühlen? Andern Tages empfing ich diese hübsche Sammlung, welche die Zeit gewiß noch wertvoller machen wird, von ihr zum Angedenken.

Um Mitternacht verabschiedete ich mich von ihr, vielleicht ohne Hoffnung, sie jemals wiederzusehen. Aber wohin das Schicksal mich auch führen mag: dieser

Tag ist mit unverwischbaren Zügen in mein Herz oder in mein Gedächtnis geschrieben. In der Tat huldigt der Mensch gern gesunkenen Größen, wenn sie, wie Hortensia, die Gabe eines liebenswürdigen und natürlichen Geistes, verbunden mit dem Zauber einer gefühlvollen Seele besitzen. —

Inzwischen hat die Stunde der Rückkehr nach Wien geschlagen. Die Trompeter blasen eine Fanfare. Die vornehmen Schlittenfahrer begeben sich, in ihre Mäntel gehüllt, auf den Schloßhof, wo die in zwei Reihen aufgestellten Schlitten sie erwarten. Jeder nimmt wieder den Platz, den der Zufall ihm am Morgen zugeteilt hat. Alle Kavaliere von der Bedeckung tragen eine brennende Fackel in der Hand, deren schwankendes Licht hier- und dorthin einen ungewissen Schein verbreitet. Kriegerische Musik läßt sich abermals hören. Der Zug setzt sich in Bewegung, die dahinfliegenden leichten Fahrzeuge verschwinden und hinterlassen am fernen Horizont einen magischen Lichtstreifen, der mitten durch die am Wege stehenden schnee- und reifbedeckten Bäume hindurchschimmert.

Während so das Schloß von Schönbrunn ein Zeuge taumelnder Vergnügungen war, — wie fühlten sich wohl diejenigen, denen dieser schöne Ort nur zum Gefängnis diente? Jede Berührung mit den frohen Gästen des Kongresses vermeidend, hatten Maria Louise und ihr Sohn es vorgezogen, sich von einer Vergnügungspartie, welche in ihnen nur schmerzliche Erinnerungen hervorrufen konnte, zu entfernen. Schon am Morgen hatten sich beide in Schlitten nach Baden in das lachende Tal von St. Helena begeben, wo sich ein niedlicher Pavillon erhebt. Dort brachte die frühere Kaiserin den Tag zu, gab ihrem kleinen Hofe ein Diner und kehrte erst abends

nach Schönbrunn zurück. Sogleich zog sie sich in ihre Gemächer zurück und erfuhr somit vom ganzen Feste nichts. Auffallende Gleichheit der Namen zwischen dem Tale St. Helena, wo Maria Louise ihren Schmerz zu verbergen suchte, und jener berühmten, ebenfalls St. Helena genannten Insel, wo ihr Gemahl einige Monate später seinen Ruhm und sein Mißgeschick begrub!

Tags darauf machte der Kaiser von Österreich dem Kaiser Alexander ein Geschenk mit dem vergoldeten Schlitten, den er bestiegen hatte. Um zu zeigen, welch hohen Wert er auf dieses Geschenk setzte, ließ der Zar es sorgfältig einpacken und nach Petersburg schicken. — Man berechnete, daß die Kosten dieser Vergnügungsfahrt und des zu Schönbrunn gegebenen Festes sich ungefähr auf 300 000 Gulden beliefen.

Einige Tage später wurde die Partie wiederholt, so wie man das kaiserliche Ringelrennen zweimal aufgeführt hatte. Diesmal beschränkte man sich jedoch auf eine Fahrt um den Prater. Auf der Rückkehr sollte eine Begegnung, auf welche man vermutlich nicht gezählt hatte, mit diesem geräuschvollen Vergnügen einen seltsamen Kontrast bilden. Bevor man das Schloß wieder erreichte, wurde der Zug in einer der engen Straßen unfern des Doms aufgehalten. Die frohe Gesellschaft voll Leben, Hoffnung und Liebe glitt leicht über die gefrorene Fläche dahin. Die im Galopp dahinschwebenden Renner ließen ihre silbernen Schellen klingeln; die Trompeter hatten ein Jagdstück angestimmt, die brennenden Fackeln verbreiteten einen Glanz, welchen der Schnee, gleich Tausenden von Diamanten strahlend, zurückwarf. Auf einmal zeigte sich eine lange Prozession, die einen Toten zu seiner letzten Ruhe begleitet, mit weinenden Verwandten, Priestern im Trauerge-

wande und Sängern, welche nach römischem Kirchengebrauche Klagelieder anstimmen. Die glänzende Gesellschaft ist gezwungen, Halt zu machen; die Schlitten bleiben stehen, die Reiter ordnen sich, die Männer entblößen ihr Haupt, während der Leichenzug langsam vorbeizieht und sich auf dem Wege nach der Stephanskirche fortbewegt. Welches Schauspiel! Auf der einen Seite der Tod mit seiner unvermeidlichen Wirklichkeit; auf der anderen die Lust mit ihren Freuden und ihrem sorglosen Taumel!

Siebenundzwanzig Jahre sind seit dieser so heiteren Zeit während des Wiener Kongresses verflossen. Wie viele von denen, die ich damals ruhmbedeckt und in der Blüte ihrer Jahre an jenem ergötzlichen Vergnügen auf dem raschen Schlitten dahinfliegend teilnehmen sah, hat seitdem der unerbittliche Tod vom Diesseits abgerufen! Wie viele unter ihnen hat seine Sichel vor der Zeit gemäht! Der Kaiser Alexander, dessen Jugend und ritterliche Artigkeit alle Feste beseelten, der Kaiser von Österreich, die Könige von Preußen, von Bayern, der herzensgute, aufrichtige Prinz Eugen sind ins Grab gestiegen. Die anmutige, kunstliebende Kaiserin von Österreich, die liebenswürdige Elisabeth von Rußland, ihre Schwägerin, die Großherzogin von Oldenburg, die Gräfin Julie Zichy, die Gräfin Fuchs[1]) — alle sind durch

1) In einem Schreiben des Landgrafen von Hessen-Homburg an den Verfasser, in welchem derselbe in den Ausdrücken des tiefgefühltesten Schmerzes den Tod des Herzogs von Orleans beklagt, benachrichtigt er ihn zugleich in folgenden Worten von dem Dahinscheiden ihrer gemeinschaftlichen und so sehr beweinten Freundin, der Gräfin Fuchs:

— Ich meinerseits habe Ihnen einen Verlust mitzuteilen, welcher auch Ihnen sehr empfindlich sein wird, ich meine den Tod der armen Gräfin von Fuchs. Nachdem sie die Qualen einer langen Krankheit erduldet, starb sie, bis zu ihrem Ende ihren liebenswür-

Gräfin Laura Fuchs.
(Nach einem Originalbild).

ebenso betrübende als unerwartete Schicksalsschläge dahingerafft. Wie viele andere Frauen, die durch ihre Anmut jene fröhlichen Zirkel verschönten, mußten in der Blüte ihrer Reize, in der Morgenröte ihres Lebens sterben! Und wie viele unter den militärischen oder politischen Notabilitäten sind von der Bühne der Welt verschwunden: von Wrede, Schwarzenberg, Talleyrand, Dalberg, Castlereagh, Capo d'Istria! Welche Freunde habe ich verloren: Koslowski, von Witt, Ypsilanti! In der Tat, die kaum sichtbare Spur des auf der ebenen Schneefläche dahingleitenden Schlittens, habe ich oft zu mir gesagt, ist ein Bild unseres flüchtigen Dahingleitens über die Erde, oder vielmehr unseres Kommens und Gehens auf derselben.

digen und sanften Charakter und eine englische Geduld bewahrend, am 29. Juni dieses Jahres.

(Aus einem Briefe des Landgrafen von Hessen an den Grafen de la Garde, vom 28. Juli 1842.) — (Notiz d. Verf.)

XXIX

Soiree bei der Gräfin Fuchs. — Der Prinz von Hessen-Homburg. — Die Neuigkeitskrämer in Wien. — Das französische Dorf in Deutschland. — Der Prinz Eugen. — Erinnerung an das Konsulat. — Madame Récamier. — Rückkehr aus der Verbannung. — Eine Freundin aus der Kindheit oder der Zauber eines Namens. — Ball bei Lord Stewart.

In einer Soiree bei unserer liebenswürdigen Königin, der Gräfin Fuchs, hatte sich unser ganzes Kränzchen um sie versammelt: ich sage Kränzchen, denn sie hatte auch das ihrige. Statt diplomatischer Verhandlungen waren ihre Anmut und die Freundschaft die Seele desselben. Das Thema der Unterhaltung gaben einige Neuigkeiten, welche man, wie man versicherte, dem Geheimnisse abgelauscht hatte, das die hohen Beratungen des Kongresses verhüllte.

— „Höchst ergötzlich ist es", sagte Ompteda, „den Neuigkeitskrämern vom Graben zuzuhören. Lange hat man über die Töffel von Paris, über die Cockneys von London, über ihr blindes Vertrauen in die Worte der Journalisten und über ihre Leichtgläubigkeit gelacht, welche sich stets so bereit zeigt, die gewagtesten Behauptungen für bare Münze zu nehmen. Ich zweifle jedoch, daß sie denen von Wien jemals gleich gekommen sind. Unsere politischen Kannegießer haben das Mittel entdeckt, alles zu sagen, und was mehr ist, alles zu glauben, sie verschenken ohne Umstände Kronen und Provinzen. Vergebens, Länder, die heute einem

Monarchen zuteil wurden, werden morgen einem andern abgetreten; umsonst, die morgens verbreiteten Gerüchte vom Kriege werden abends durch die zuverlässigsten Versicherungen vom Frieden Lügen gestraft. All diese Widersprüche, weit entfernt, die öffentliche Leichtgläubigkeit zu ermüden, scheinen sie nur um so mehr anzuspornen. Was man aber am besten weiß, ist, daß man gar nichts weiß."

Man fragte den Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, ob das Los der Landgrafschaft seiner Familie, sei es nun durch die Beschlüsse des Grabens oder durch die etwas gewichtigeren des Kongresses, entschieden sei.

— „Noch ist nichts laut geworden", erwiderte er; „man vermutet jedoch, daß dieses Fürstentum in etwas vergrößert werden wird." Hierauf ging er in einige interessante Einzelheiten über den Ursprung dieses Hauses ein, als eines der berühmtesten Deutschlands durch sein Alter und seine Verbindungen, und über die Herrschaft, von welcher er nicht vermutete, daß er sie einst erhalten werde.

„Das Fürstentum Hessen-Homburg", fuhr er fort, „bietet eine der merkwürdigsten Seltenheiten der neueren Zeit, ich meine eine kleine Kolonie französischer Reformierter, welche dort zur Zeit des Widerrufes des Ediktes von Nantes eine Zuflucht suchte. Der Landgraf Friedrich empfing diese Unglücklichen, welche die Unduldsamkeit ihres Königs verbannt hatte, mit der größten Bereitwilligkeit; er gab ihnen Länder anzubauen und verkaufte sogar, um ihnen zu Hilfe zu kommen, sein Silbergeschirr. Sie legten ein Dorf an, welchem sie den Namen Friedrichsdorf gaben. Seltsam! Seit mehr als hundert Jahren haben sie ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Tracht, kurz alle Gebräuche ihres Vaterlandes und ihres

Jahrhunderts treu bewahrt. Es ist eine Art von Freistaat, ihr Regent ist der Prediger. Einsam in einem Tale im Herzen Deutschlands, obgleich vor der Türe ihres Vaterlandes, scheinen die großen Ereignisse der letzten Jahre spurlos an diesen Menschen vorübergezogen zu sein. Von der französischen Revolution haben sie nichts erfahren oder nur oberflächlich darüber sprechen hören. Obgleich Franzosen durch ihre Sitten, durch ihre Erinnerung und ihr Herz, denken sie nicht mehr an ein Land, welches einst ihre Väter ausstieß."

— „Auf meinen Reisen", sagte ich, „habe ich eine ähnliche Kolonie getroffen, die etwas weiter gewandert war. In Rußland, in der Gegend von Macarief, hat sie ihre Wohnung aufgeschlagen. Auch sie hat die Sprache und Tracht jener Zeit beibehalten, ohne selbst die umfangreiche Perücke, die jeder kennt, abzulegen."

Ich hatte mich an den Prinzen Eugen gewandt; durch die Ereignisse der letzteren Zeit tief niedergedrückt, warf er gern einen Rückblick auf die Vergangenheit. Seine Erinnerung blieb, indem sie die zehn Jahre des Kaiserreichs übersprang, mit einer Art schwermütigen Kummers an der Zeit des Konsulates haften, welche er seine Ära des Glückes nennen durfte, da sie für ihn die der Hoffnung gewesen. Diese vier Jahre waren in der Tat ein merkwürdiger Zeitraum: alles wollte damals aus der Verwirrung neu erstehen, worin die Saturnalien des Direktoriums es gestürzt. Noch hatte nichts einen festen Stand; aber man konnte bereits bemerken, daß man mit großen Schritten einer gesellschaftlichen Wiedergeburt entgegenging. Man lebte in einem beständigen Taumel von Vergnügen; es war nicht die ihr vorhergegangene Zügellosigkeit, es war wie ein entferntes und durch diese Zügellosigkeit schon geschwächtes Ge-

räusch, welches sich regelmäßig täglich wiederholte. Die Verschwendung ging ins Ungeheuere. Das Gold schien in Wellen zu fließen, im Kriege und in der Staatsverwaltung waren die Reichtümer so schnell angeschwollen, daß man sie nicht zu schätzen wußte. Eine Menge Ausgewanderter, welche zurückkehrten und ihr Vaterland wie ihr Vermögen wiederfanden, entschädigten sich für die in fremden Landen erfahrenen zahllosen Entbehrungen durch unaufhörliche Genüsse; andere glücklich, dem Tode oder der Ächtung entgangen zu sein, ließen sich von dem Strome der taumelnden Zeit fortreißen und verschwendeten ein Vermögen, welches sie fast samt ihrem Leben verloren hätten. Endlich zählte man, als ob alles zum Glanze dieses Zeitabschnittes hätte beisteuern müssen, mehr als je die gefeiertsten Schönheiten. Nicht als ob der Zufall das schöne Geschlecht durchgängig mehr bevorzugt hätte, sondern die mit der größten Sorglosigkeit verschwendeten Reichtümer warfen wie durch Zauberei einen Glanz auf Frauen, welche, wäre ihre Stellung minder glücklich gewesen, vielleicht kaum bemerkt worden wären. Im Glücke schwelgend erborgten sie vom Überflusse einen Teil jenes Glanzes, der die Augen blendete.

Wir musterten im Vorübergehen alle Festlichkeiten jener so merkwürdigen Zeit, vorzüglich erinnerten wir uns an die Frau, welche die Königin derselben war, an Madame Récamier. Bei ihr versammelte sich die bessere Gesellschaft der Zeit, und alles was Paris an ausgezeichneten Fremden anzog; in ihr schienen sich die Eleganz und Pracht dieser Epoche zu vereinigen. Eugen war oft in ihren Kreisen, welche Europa nicht vergessen hat, zugegen gewesen.

„Jene Zeit", sagte ich zu dem Prinzen, „ist tief in

mein Gedächtnis geschrieben, nicht allein durch den Glanz ihrer Feste oder durch den Wiederhall unseres Kriegsruhmes, sondern durch einen Umstand, der einen Lichtpunkt in meinem Leben bildet. Sie wissen es, mein Prinz: es gibt Augenblicke, wo das Schicksal, müde uns zu verfolgen, uns aus dem tiefsten Abgrunde auf den Gipfel des Glückes erhebt. Davon erhielt ich damals einen merkwürdigen Beweis."

— „Und was ist es mit diesem Umstand?" rief lebhaft die Gräfin Laura; „wir müssen ihn kennen lernen."

„Ihrer Länge halber möchte sich diese Episode wenig eignen, sie Ihnen hier zu erzählen. Sie kommt fast der Lektüre eines Heldengedichtes oder einem Roman gleich. Wenn Sie mir indessen einige Augenblicke ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, werde ich Ihnen gehorchen."

— „Gewiß, wir werden Ihnen alle zuhören, erzählen Sie!"

„Zu jeder anderen Zeit würde ein solches Kapitel schwerlich am rechten Orte sein; es scheint jedoch, als ob wir dadurch gegen die Mode, welche hier alles beherrscht, nicht verstoßen. Erzählung und Lektüre haben sich seit einiger Zeit in allen Salons eingebürgert, eine Sitte, wie sie unter dem großen Könige herrschte, auf welchen man sich so häufig beruft, und dessen Bälle, Lotterieen, Karussells man nachahmt. Sie werden daher dem Erzähler Nachsicht schenken, wie sie das Verhängnis einst dem Helden dieses Auftrittes, welcher unter denen seines bizarren und vielbewegten Lebens einer der merkwürdigsten war, zuteil werden ließ.

„Die plötzlichsten Glückswechsel haben oft die unbedeutendsten Ursachen. Über meine Zukunft hat vielleicht nur ein einziges Wort entschieden. Was bedarf

es mehr für das Geschick, wenn es uns in einer Laune an der untersten Stufe der Glücksleiter die Hand reicht, um uns auf den Gipfel derselben zu führen; in einem Augenblick, wo wir zwischen Tod und Leben schweben?

„Jeder weiß, wie beschwerlich uns oft die unschuldigen Spottnamen werden, die man uns als Kinder gab, wenn man uns noch in einem Alter damit beehrt, wo das, was früher naiv und zierlich erschien, außerordentlich lächerlich erscheinen muß. Ehemals wars in Frankreich wie hier überall Sitte, dem zarten Alter diese freundschaftliche Taufe zu erteilen; was man aber gestern gesagt oder getan hat, wird auch heute leicht gesagt oder getan. So gab man zu Paris wie zu Wien erwachsenen Jünglingen die Namen „Fanfan, Dédé, Lolo" und andere kleine Spitznamen, ebenso lieblich zu hören als auszusprechen. Ich werde diese Sache wie ein guter Advokat verteidigen können, denn auch mich liebkoste man mit einem dieser Kindernamen, und es war mein Glück, daß ich mich an einen für mich entscheidenden Namen erinnerte. Ja dieser Name, so einfältig er auch sein mochte, wurde mir zu einem Talisman, der mir so viel wie jeder Feennamen galt.

„Napoleon hatte die schwache und verachtete Regierung des Direktoriums gestürzt. Stark genug, um sich gnädig zeigen zu dürfen, erlaubte er all den Unglücklichen, welche ihr Vaterland nur verlassen hatten, um ihr Haupt dem Schaffot zu entziehen, die Rückkehr in dasselbe. Ich hatte soeben meinen Vater in Amsterdam verlassen, er hatte beschlossen, mich nach Paris zu schicken; dort sollte ich seine Geschäftsmänner aufsuchen und mich nach Hilfsmitteln umsehen, an welchen es ihm auf fremdem Boden gebrach. Zu diesem

Zwecke hatte er mich einem Landsmanne, Herrn Clemens, anvertraut, dessen Bekanntschaft wir in Holland gemacht hatten und welcher nach Frankreich zurückkehrte. Wir reisten zusammen nach Paris ab.

„Im Hotel de Calais in der Straße Coquillière stiegen wir ab. Herr Clemens fand daselbst Briefe von seiner Familie vor, die vor einigen Tagen nach Dijon abgereist war und ihn inständig bat, ihr dahin zu folgen.

„Indem er mich verließ, empfahl er mich der Obhut des Gastgebers Herrn Chaudeau, eines Pastetenbäckers von Profession. Dieser versprach, mich zu beaufsichtigen, obgleich mein Äußeres weder einen großen Aufwand, noch selbst die Mittel zur Bestreitung eines geringen versprach.

„Man führte mich in ein bescheidenes Zimmer im fünften Stock, wofür ich einen monatlichen Preis von zwölf Franken zu zahlen hatte. Das war in der Tat nicht teuer; wenn man aber wenig hat, gibt man immer zu viel. Die Mobilien dieses Kämmerchens entsprachen der Klasse von Reisenden, die es gewöhnlich bewohnten, seine Hauptzierde bestand in einem alten Bette, dessen Vorhänge aus einem abgenutzten und durchlöcherten Zeuge bestanden und auf altmodische Weise geöffnet wurden, indem sie über eine eiserne Vorhangstange glitten. Nah' an demselben stand eine alte Komode von Nußbaumholz ohne Griff noch Schloß, die zu gleicher Zeit als Schrank, als Tisch und als Putztisch diente; auf einem Waschbecken, wozu der Wassertopf fehlte, stand eine Flasche; ein hoher, mit Utrechter Samt bedeckter und halb durchgesessener Lehnstuhl endlich, sowie ein Stück von einem Spiegel, hinter welchem das Blattzinn fehlte, ergänzten die reiche Möblierung dieses elenden Nestes. Bedenken Sie ferner, daß die kalten

und ausgetretenen Ziegel, womit es gepflastert war, hinlänglich bewiesen, daß die Bequemlichkeit in einem Pariser Hotel garni sich so hoch nicht versteigt.

„Was meine Mahlzeiten betrifft, so richtete ich sie immer nach meiner Börse ein. Nein, nichts ist, soviel ich weiß, trauriger, als der Aufenthalt in einem solchen Hause, besonders wenn es wie dieses Hôtel de Calais an einer engen und finsteren Straße gelegen ist, in welche das spärliche und feuchte Licht, als ob es sich über die angerauchten Zimmerdecken und glanzlosen Fensterscheiben ärgerte, hineinstiehlt. Der Anblick dieser der Bequemlichkeit wenig zusagenden Möbel hat etwas, das uns zurückstößt und gefrieren macht. Wenn man sich aber, um dieses Gemälde zu krönen, dort ohne Geld befindet, so möchte man sich abermals in die Holsteinschen Heiden wünschen, selbst wenn man sie, wie ich, halb tot vor Erschöpfung und Durst durchpilgert hätte, um endlich halbentseelt auf einem Quadratschuh dänischer Erde niederzusinken. Gewiß, die Unermeßlichkeit einer Wüste, in welcher man wenigstens ohne etwas zu bezahlen sein Haupt auf irgend einen einsamen Stein legen darf, ist eine wirkliche Oase im Vergleich zu einem Gasthofe, in welchem man sich auf Kredit vor Wind und Wetter schützen muß.

„Nichtsdestoweniger empfand ich anfangs die ganze Wollust, welche die Rückkehr ins Vaterland gewährt. Ich hatte Paris mit jenem Entzücken gegrüßt, welches den Matrosen nach einer langen Fahrt den Ruf „Land! Land!“ entpreßt. Ich war noch sehr jung, aber ich hatte viel und vieles in so wenig Jahren erlebt. Reisen, Stürme, Treffen, Entbehrungen, Todesgefahren, alles hatte ich kennen gelernt. Indessen schien es mir, als ob ich noch am Abend zuvor unter den Kastanienbäumen der Tui-

lerien, in den Galerien des Paris-Royal umhergeirrt wäre, obgleich ich mich nach einer dreijährigen Verbannung erst wieder dort befand. Mit großer Bewegung besuchte ich die Straßen, die Plätze, die Brücken; ich suchte sie mit einer Eile auf, als ob mir Paris noch hätte entrinnen können. Ich sah die Seine wieder wie eine alte Freundin, alles schien mir neu, alles versetzte mich leicht in eine weiche Stimmung; ja alles bis auf das lärmende Geschrei der Straßenhändler, welche die Straßen von Paris füllen. Es schien mir, als nähme ich von allem wieder Besitz. Mit 16 Jahren schaut man noch in eine so große Zukunft! Alles Wahrscheinliche halten wir für möglich; man möchte behaupten, daß die Jugend uns das Recht gäbe, der ganzen Welt zu befehlen ... aber wie traurig war das Erwachen aus diesem fröhlichen Traume!

„Ich begann meine Besuche bei den Geschäftsmännern, von deren Wohnung mein Vater mich unterrichtet hatte. Die einen waren abwesend, die anderen stellten sich zweifelsohne, als hätten sie jede Erinnerung verloren. Ich hütete mich wohl, das Mitleid meiner früheren Spiel- und Schulgefährten anzurufen, denn ich erinnerte mich der Worte Colleville zu Hamburg, die er mir unaufhörlich wiederholt hatte:

— ‚Hüten Sie sich vor nichts so sehr, als vor dem Falle, der Sie nötigt, einen Dienst von jemandem zu begehren, den Sie für Ihren besten Freund hielten.'

„Und so stieg ich abends gewöhnlich zu meinem luftigen Wohnsitz hinauf, erschöpft vor Ermüdung und wenig aufgelegt, mit Pope zu rufen:

— ‚Alles was ist, ist gut.'

„Und freilich fand ich niemanden, der an meinen Leiden Anteil genommen hätte, als die arme Magd

Marie. Um mich in meiner Niedergeschlagenheit, die sich deutlich genug auf meinem Gesicht aussprechen mochte, zu trösten, wählte das gutmütige Geschöpf immer Geschichtchen, welche mir das Blut in den Adern gefrieren machen mußten.

— ‚Vor einigen Monaten', erzählte sie mir, ‚wohnte in demselben Zimmer, in welchem Sie sich jetzt befinden, ein junger Mann namens Denneville. Vom Morgen bis zum Abend schrieb er, denn er war ein Gelehrter; um sich zu zerstreuen, sang er dann wohl auch, indem er sich auf der Gitarre begleitete, denn er war überdies Künstler. Dies alles war gut, aber obgleich er wenig Aufwand machte, bezahlte der arme Jüngling niemals eine Rechnung, und seit den sieben Monaten, während welcher er in dem Hotel wohnte, kannte man noch nicht die Farbe seines Geldes. Es lag nicht daran, daß er nicht jeden Tag Bezahlung versprochen hätte; aber vergebens schrieb er an seine Familie, welche zu Reims wohnte. Niemand, sagt man, ist tauber, als wer nicht hören will, und aus der Champagne kam kein Liard an. Es gibt harte, ach sehr harte Verwandte! Deshalb sagte auch der arme, junge Mann so oft, daß es keinen besseren Verwandten gebe, als einen Louisd'or und keinen aufrichtigeren Freund, als ein Leihhaus.

— ‚Herr Chaudeau, aufgebracht, sich mit nichts als elenden Versprechungen bezahlt zu sehen, verlor die Geduld und erwartete nur eine günstige Gelegenheit, um, wie er sagte, sich nicht länger hintergehen zu lassen.

— ‚Eines Abends, als Herr Denneville in Pantoffeln und Schlafrock heruntergestiegen war, um bei dem gegenüberwohnenden Papierhändler einige Schreibmaterialien zu kaufen, steigt Herr Chaudeau plötzlich hin-

auf, hängt ein Schloß vor die Tür und belegt somit das ganze Gepäck seines armen Mietsmannes mit einem eisernen Siegel. Als dieser, sein Papier in der Hand, zurückkommt, findet er auf der Treppe seinen unerbittlichen Gläubiger, der ihn ersucht, sich anderswo um ein Nachtlager zu bekümmern.

— ‚Es war unmenschlich, nicht wahr, mein Herr? seinen Schuldner sozusagen nackt hinauszuschicken. Denn kann man schafslederne Pantoffeln, einen Schlafrock von Barchent und eine hutförmige Mütze für eine Kleidung ansehen? Bitten, Versprechungen, Drohungen, alles war vergebens. Der Unglückliche mußte sich entschließen, auf die Gasse hinauszuwandern, um dort, wie ein Gespenst und mit Gefahr, vor Kälte umzukommen, spazieren zu gehen, denn es war im Monat November.

— ‚Es schlug zehn Uhr. Man begann die Läden zu schließen. Der Nebel wurde immer dichter. Der junge Mann wußte nicht, wo er eine Zuflucht aufsuchen sollte; nur ein Brückenbogen oder die Wachtstube gewährte ihm noch Aussicht auf ein Nachtlager. Unerwartet redet ihn am Ende der Straße St. Eustache eine arme Frau an, eine Näherin, mein Herr, welche, von der Erzählung seiner bedauernswürdigen Lage gerührt, ihn in ihr Zimmer führt und ihm zu essen gibt, denn ein Mensch kann sich nicht von Kummer nähren; fast einen Monat lang behält sie ihn bei sich, indem sie alles mit ihm teilt. Ach, mein Herr, nur die Unglücklichen haben wirkliches Mitleid!

— ‚Aber, was an der ganzen Geschichte am meisten Wunder nimmt, ist das Ende. Der Liebhaber dieses armen Mädchens war Bedienter bei einem General. Der General suchte einen Sekretär. Der Bediente interessiert

sich für den von der Vorsehung Beschützten so sehr, daß er mit ihm seine Kleider teilt, wie das arme Mädchen ihr Brot mit ihm geteilt hat. Später führte er Herrn Denneville zu seinem Herrn. Sein Gesicht gefällt; er wird angenommen und der General nimmt ihn nach Italien zur Armee mit, wo er eine Division befehligen sollte.

— ‚Alles nun, mein Herr, was nach Italien geht und dort nicht umkommt, kehrt reich zurück. So wars auch mit Herrn Denneville; bei seiner Zurückkunft war er mit Gold beladen. Er bezahlte alles, was er dem Herrn Chaudeau schuldig war. Noch mehr: gerade dem Hotel gegenüber kaufte er ein kleines Kramlager, um dem armen Mädchen, die ihn so zu rechter Zeit unterstützt hatte, damit ein Geschenk zu machen. Noch heute können Sie sie unter der Firma: „Gottesfinger" und vermutlich noch sehr rechtschaffen finden; denn oft, mein Herr, ist das Laster nur ein Kind des Elendes.'

„Man kann leicht denken, daß dergleichen Gemälde auf mich keinen sehr angenehmen Eindruck hinterließen. Dieser große Herr, der aus demselben Zimmer, welches ich bewohnte, verstoßen war und mit seiner Rolle Papier in der Hand halb nackt auf der Straße spazieren zu gehen gezwungen war, erschien mir fast wie Don Juan die Statue des Kommandeurs. In meiner Herzensangst ließ ich sein Bild bisweilen mit dem meines Wirtes abwechseln, wie er in der einen Hand seine Rechnung und in der anderen ein Vorhängeschloß hielt. An Schlaf war nicht mehr zu denken; kaum, daß ich noch aß. Unter der Anstrengung des Geistes ermattete der Körper, und ich war fast im Begriff, diesem schrecklichen Kampfe zu erliegen, denn ich sah nicht ein, wie er ablaufen sollte.

„Ich hatte mich nach dem Hotel Choiseul begeben, welches meine Familie früher bewohnte. Es war in ein öffentliches Versteigerungshaus umgewandelt[1])! Ich durchlief die verschiedenen Zimmer, alle waren mit Mobilien und Waren angefüllt, die nächstens versteigert werden sollten. Ach, nichts war dort mehr unser Eigentum! Selbst unser Portier hatte einem anderen Platz machen müssen; und so romanhaft es auch scheinen mag, ich fand keine andere Bekanntschaft wieder, als Castor, den armen Hofhund, der noch immer in seiner Hütte wohnte. Mit dem Schwanze wedelnd und die Ohren spitzend, kam Castor, als ich mich ihm näherte, um ihn zu liebkosen, mir entgegen und leckte mir die Hände. Soll ich die Gründe angeben, warum ich ihn so herzlich liebkoste? Ach! man wird es leicht begreifen! Wenn das Herz gebrochen ist, sehnt es sich selbst nach dem Mitleid eines Hundes.

„Unaufhörlich dachte ich an die früheren Freunde meiner Familie. Unter ihnen hatte ich des Herrn Récamier, als eines der reichsten Bankiers seiner Zeit, und seiner Gemahlin als der modernsten Schönheit erwähnen hören. Madame Récamier hatte ich vor ihrer Verheiratung und in dem Augenblicke, wo sie nach Paris kam, gekannt. Wir waren beide Kinder, als unsere Eltern in einem und demselben Hause wohnten. Unsere Schullektionen wie unsere Spiele wurden auch durch die Auftritte der Revolution unterbrochen. Immer hatte ich das Andenken an diese ersten Jahre treu bewahrt; aber sie, dachte sie wohl auch noch daran? Seit beinahe sechs Jahren voll großer Ereignisse hatte ich sie völlig

1) An der Stelle dieses Hotels, in der Straße Grande-Batelière, steht gegenwärtig die Opéra. (Notiz d. Verf.) — Die Opéra ist 1874 indessen auch abgebrannt.

aus dem Gesichte verloren. Eine falsche Scham hielt mich zurück, ich konnte mich nicht entschließen, mich in einem an Elend grenzenden Zustande einem solchen Glücke gegenüber sehen zu lassen. Indessen flossen die Tage dahin und meine letzte Barschaft war erschöpft. Vergebens hatte ich versucht, auf das Porträt Ludwigs XVI., als des letzten Geschenkes, das dieser unglückliche Fürst meinem Vater, seinem treuen und ergebenen Minister, geschenkt hatte, etwas zu borgen. Was galt das Bild eines Königs, der nur durch seine Tugenden und nur noch für die Geschichte lebte, den Pfandleihern?

„Ich benachrichtigte meinen Vater von meiner Lage, ich schilderte ihm meine erfolglosen Bemühungen und fragte ihn, wie ich mich ferner zu verhalten hätte. Zur Antwort erhielt ich einen aus Holland datierten Brief. Er schrieb mir, daß ich noch einige Zeit in Paris bleiben, falls ich aber dort nicht glücklich wäre, nach Amsterdam zurückkehren solle, und daß Herr Vandenberg, der Gastgeber des Hotels, wo wir logiert hatten, mir Mittel an die Hand geben würde, zu ihm nach England hinüberzureisen, wohin wichtige Angelegenheiten ihn ohne Verzug abgerufen hätten.

„Welche Nacht verlebte ich nach dem Empfange dieses Briefes! Es gibt Lagen, die sich schwer beschreiben, Schmerzen, die sich mitempfinden, aber nicht beschreiben lassen. Ich sah mich mir selbst überlassen, ohne Hilfsmittel in Paris; ohne Mutter, ohne Verwandte, ohne einen Freund, wie jemand, der da sucht und nicht findet, der da weint und den man verhöhnt, der liebt und den man verachtet. Nach Amsterdam abreisen, sagte man mir. Aber wie? — Wer sollte mich dahin führen? Von dort nach England hinüber und auf welche

Weise? Die Verbindungen mit diesem Lande sind von allen Seiten aufgehoben. Ach, wieviel hatte es meinem Vater kosten müssen, bis er es über sich gewonnen, mir so zu schreiben! Vielleicht wähnte er, daß die Erfahrung mir bereits ein reiferes Alter ersetzte, und daß eine Strecke von 1000 Stunden, die ich an seiner Seite durchwandert, mich gelehrt hätte, alle Hindernisse zu besiegen. Damals aber war ich nicht allein; sein Mut unterstützte den meinigen, jetzt ließ mich seine Abwesenheit ohne alle andere Stütze, als die Hoffnung und Gott.

„Ich schlief einen höchst unruhigen Schlummer, der keine Ruhe, der nur ein Vergessen des Leidens ist. Mein wacher Geist beschäftigte sich mit dem grausamen Kampfe, in welchen die Welt mich einzugehen zwang; ich sah mich mitten unter den Haufen geworfen, um mir dort ein bitteres Brot zu erringen, indem ich es anderen streitig machen mußte. Die Tage schienen mir wie Jahrhunderte, denn, sagte der Prinz von Ligne, wenn das Glück Flügel hat, hat das Unglück Füße von Blei. Arme Toren, die wir sind! Mit 15 Jahren glauben wir das Schicksal ermüdet zu haben; bei dem geringsten Sturm neigen wir das Haupt, wir rufen: ‚Keine Hoffnung mehr!' und mit 60 Jahren hoffen wir noch!

„Endlich entwickelte sich aus dieser Gedankenmenge ein Entschluß. Es war höchste Zeit! Nirgends bemerkte ich einen glücklichen Zufall, den ich hätte erwarten dürfen, noch durfte ich die Ungeduld des Herrn Chaudeau, dessen Miene sich von Tag zu Tag verfinsterte, länger auf die Probe stellen. Ich stand nicht mehr an, Madame Récamier aufzusuchen. Ich wußte, daß sie auf ihrem Landgute, Clichy-la-Garenne,

lebte. Ich entschloß mich also, zu ihr zu eilen und sie um ihre Unterstützung zu ersuchen, wie man einen himmlischen Engel um seine Hilfe anflehen würde, wenn alles auf der Erde uns verlassen hat.

„An einem schönen Morgen des Monats Mai verließ ich die Straße Coquillière, um mich nach dem Schlosse Clichy zu begeben. Durch alles, was mich an die schönen Tage meines zarten Alters erinnerte, sprach ich mir unterwegs Mut ein. Während ich mir so die Jahre meiner ersten Kindheit zurückrief, erschien mir unaufhörlich das Bild der Madame Récamier, als derjenigen, welche die Gefährtin meiner kleinen Freuden und Leiden gewesen war. Indem ich mir nach der Reihe alle Zeichen der wahrhaften Zuneigung, die sie mir beständig in so reichem Maße bezeigte, zurückrief, entfernte ich weit von mir die Furcht, als habe sie ein unermeßliches Vermögen, eine hohe gesellschaftliche Stellung ihren Jugendfreund vergessen oder verachten lehren können, obgleich er ohne irgend eine Stütze als Geächteter und Unglücklicher sie wiedersah.

„Mit tief bewegtem Herzen schritt ich langsamen Schrittes jenen Hügel hinauf, welcher zu dem Tore von Clichy führt. Ich zählte 16 Jahre[1]); in diesem an Hoffnung so reichen Lebensalter pflegt man, wenn man nicht ganz von der Natur vernachlässigt ist, und wäre es auch nur durch die Teilnahme, welche man einflößt, allgemein zu gefallen. Ich war von mittlerem Wuchse, meine Gesichtsfarbe war ziemlich blaß; mein durch die Leidenschaften weder verwelktes, noch gerunzeltes Ge-

1) De la Garde wurde 1783 geboren und diese Sache spielt doch offenbar nach dem Bombardement von Kopenhagen, das im April 1801 stattfand. Also mindestens 18 Jahre oder noch mehr, da er doch längere Zeit in Schweden geblieben sein will.

sicht war von einer Fülle blonden Haares vom schönsten goldenen Blond umwallt, welches in großen Locken über meine Schultern herabfiel.

„Dieser Kopfputz mochte meinem Alter wenig mehr ziemen. Überdies trug ich noch einen großen dreieckigen Hut, eine Kopfbedeckung, welche mein Vater mir niemals abzulegen erlaubt hatte, da sie, wie er sagte, ein adliges Wesen unterstütze[1]).

„Meine Kleidung anlangend, so war sie dieselbe, die ich bei meinem ersten Abendmahl getragen hatte. Sie bestand aus schwarzem mit Seide von gleicher Farbe verbrämten Tuche, von zwar sehr schönem Stoffe, aber sie stach doch gegen die von der gegenwärtigen Mode gewählten einfachen Stoffe so sehr ab, daß man, ohne ihr großes Unrecht zu tun, sie für einen Maskenball hätte benutzen können. Dazu denken Sie sich eine Nankinghose, die unter dem Knie durch rautenförmige Schnallen gehalten wird, eine geblümte Schoßweste und endlich umgeklappte Stiefel, durch deren tief bis auf die Knöchel herabgehende Falten man in allem Glanze ihrer verschiedenen Farben ein Paar Strümpfe von chinesischer Seide bemerkte, welche Gustav III. von Schweden zugehört hatten und womit Herr Robert, sein Kammerdiener, zu Stockholm mir ein Geschenk gemacht hatte.

„Dieser ganze bizarre Anzug wäre überall, ausgenom-

1) Paul I., Kaiser von Rußland, hatte einen solchen Abscheu vor den runden Hüten, daß er den Gebrauch derselben durch ein Gesetz verboten hatte; er behandelte sie als jakobinische Tracht. Wehe dem Fremden, der sich erlaubte, mit einer solchen Kopfbedeckung sich auf dem Schloßhofe sehen zu lassen. Hätte der arme Widersetzliche ihn auch bei einer Kälte von 20° demütig in der Hand gehalten, er würde unfehlbar auf einige Jahre nach Sibirien geschickt worden sein, um dort die Launen des Zars erraten zu lernen (Notiz d. Verf.).

men zu Paris, unerbittlich verlacht worden. Aber früher, wie noch jetzt, beunruhigte man sich, vorausgesetzt, daß Sie nur in irgend einer Kleidung stecken, wenig darüber, ob sie nach den Launen der herrschenden Mode oder nach dem Muster des verflossenen Jahrhunderts zugeschnitten ist. Kurz, ich war ein beweinenswürdiges Bild der in ihr Vaterland zurückkehrenden Verbannten, statt des Wappenschildes die Merkmale des Elendes ihrer Verbannung tragend. Obgleich ich jedoch schon drei Wochen zu Paris war, so dachte ich doch, gewohnt, mich so gekleidet zu sehen und da ich in dem benachbarten Viertel mich mit niemandem vergleichen konnte, wenig daran, daß ich so arg gegen die Mode der Zeit verstieß.

„Als ich die Barriere von Clichy erreicht hatte, welche sich so majestätisch über Paris erhebt, setzte ich meinen Weg mitten durch die auf die Felder zerstreuten, ärmlichen Hütten fort. Ich war damals weit entfernt, daran zu denken, daß sich später auf derselben Stelle eine hübsche Stadt[1]) erheben würde, die 15 000 Einwohner zählen, ihre Kaffeehäuser, ihre Bäder, ihre Theater haben und Passy den Vorrang streitig machen sollte, das „Tibur", der dem Geräusche von Paris entflohenen Gelehrten und Künstler zu sein.

„Auf der Rückseite des Hügels führte mich der sanfte und wie mit grünem Teppich bedeckte Abhang in die Allee nach Clichy. Ich schritt unter diesen hundertjährigen Bäumen ebenso leicht dahin, als ob ich nach der Rückkehr von der Jagd mich meinem väterlichen Hause genähert hätte. Beim Anblick des Schloßgitters verließ mich diese erkünstelte Sicherheit plötzlich. Konnte ich mich verstellen? Ich war nur ein unglück-

1) Les Batignolles.

liches Kind, eine gebrochene Pflanze, welche unter fremdem Dache vor den Stürmen draußen Schutz suchte. Und so hemmte eine sehr begreifliche Schüchternheit allmählich meine Schritte, obgleich meine Vernunft mich zur Eile ermahnte.

„Wird sie mich empfangen, wird sie mich wiedererkennen? Mein durch das schnelle Gehen erhitztes Blut gefror bei dieser Frage. Ich wäre vielleicht umgekehrt, wenn ich mir nicht hätte gestehen müssen, daß die einzige Hoffnung, ein Asyl zu finden, für mich in jenem Schlosse beruhte, dem einzigen, reinen und hellblauen Punkte an meinem ganzen Horizont.

„An der Wohnung des Schloßvogts angelangt, zog ich den Glockenzug. Ein leises Geklingel ließ sich auf mein leises Anziehen vernehmen. Es war jedoch gehört worden, denn eine Stimme im Inneren rief „Lauretten", mir das Tor zu öffnen.

„Laurette! sagte ich zu mir, dieser hübsche Name wird einem jungen Mädchen gehören und die Sympathie unseres Alters wird mir hoffentlich einen recht günstigen Empfang zuteil werden lassen. Dieser Traum sollte jedoch bald zerfließen, und ich würde über meinen Irrtum gelacht haben, wenn mein armes Herz in diesem Augenblicke irgend der Freude zugänglich gewesen wäre. Statt der kleinen Laura, einer Hirtin aus der Oper, die, wie ich hoffte, den mit Schleifen geschmückten Hirtenstab und den mit Blumen geschmückten Brotkorb bei sich tragend erscheinen würde, erblickte ich eine Bäuerin, krumm, runzlicht und alt wie die Zeit. Laurette war mit einem halbleinenen, schwarz und weiß gestreiften Kleide angetan und hielt statt des Hirtenstabes den großen Torschlüssel in der Hand. Auf meine Fragen antwortete sie, indem sie mit dem Finger

auf die Tür der Vorhalle zeigte; an den wiederholten leisen Schlägen, welche sie sich auf das Ohr gab, bemerkte ich bei meiner zweiten Frage, daß sie taub war.

„Zitternd, ungewiß, zögerte ich einen Schritt weiter zu tun; so peinlich ist der Augenblick, welcher uns nötigt, als Supplikant an die Tür eines Freundes zu klopfen. Aber schon knarrte das schwere Gartentor, indem es sich wieder verschloß. Laurette war wieder in ihre Wohnung getreten, und ich war gezwungen, einen Weg fortzusetzen, auf welchem ich nicht mehr zurückkehren konnte.

„Ich schreite also langsamen Schrittes über den Hof und noch langsamer besteige ich die breite Treppe der alten Residenz der Herzoge von Lévis, abwechselnd fürchtend und hoffend, die letzte Stufe derselben zu erreichen. Ich klingle. Es erscheint ein Bedienter. Ich ziehe meinen riesigen Hut vom Kopfe und frage ihn mit jener demutsvollen Miene, welche den Unglücklichen charakterisiert, und mit einer Stimme, in die ich möglichst viele Sicherheit zu legen suchte: ob ich die Ehre haben könne, Madame Récamier zu sprechen. Aus der Art, womit er mein Äußeres zu prüfen begann, nahm ich ab, daß er, in diesen stürmischen Zeiten gewohnt, viele Schiffbrüchige in diesem Hafen der Hoffnung landen zu sehen, mich zu der zahlreichen Menge der Notdürftigen zählte, welche täglich die Unterstützung der unerschöpflichen Wohltätigkeit seiner Gebieterin in Anspruch nahmen.

— „Ich will mich erkundigen," sagte er, „ob Madame zu sehen ist; aber wen habe ich hier zu melden, mein Herr?" — Ich gab ihm meinen Namen.

„Über diesen Punkt zufriedengestellt, bat er mich, mich zu setzen. Einige Augenblicke vergingen und Jo-

seph, so hieß der Bediente, kam nicht zurück. Von Unruhe gefoltert, erhebe ich mich von der Bank, auf welcher zu bleiben es mir nicht möglich ist. Nach allen Seiten durchmesse ich die weite Vorhalle, welche mit Marmor gepflastert und mit ernsten Porträts tapeziert ist. Letztere sind Gemälde einer früheren Zeit, verbleicht wie die Vergangenheit und wie diese vergessen; vergebens suchte ich auf denselben ein günstiges Lächeln zu erhaschen.

„Man weiß, mit welcher ängstlichen Aufmerksamkeit derjenige, welcher als Bittsteller kommt, die Stelle, wo er sein Schicksal erwartet, mustert. So tat auch ich, und jene Art von Bittstellern, welche seit 40 Jahren sich unaufhörlich aus dem Vorhofe alles Glückes zurückgestoßen sahen, wird meine Herzensangst begreifen; sie wird von jenen Unglücklichen verstanden werden, welche jeden Morgen die gebieterische Stimme des Mangels erweckt und ihnen heulend ins Ohr ruft:

— „Erhebe dich! Bettle! Krieche! Empfange — oder stirb! ...“

„Joseph kam endlich zurück, aber nicht mehr mit dem Ausdruck eines halben Wohlwollens, womit er mich bei meinem Eintritte bewillkommt hatte.

„Madame bedauert, Sie heute nicht empfangen zu können, mein Herr. Sie läßt, da Sie nicht die Ehre hat, Sie zu kennen, Sie ersuchen, ihr die Ursache Ihres Besuches schriftlich mitzuteilen.“

„Mich nicht zu kennen?“ — Meine Lippen bebten, indem sie diese Worte sprachen. In meiner Betäubung sah ich nichts mehr. Mich nicht kennen!... Jetzt schien mir plötzlich alles auf der Welt zu fehlen, die Gegenwart, die Zukunft, die Freundschaft und selbst mein Mut. Ich vergoß einen Strom von Thränen, die

schlecht genug zu meinem dreieckigen Hute stehen mochten! ... Mit 16 Jahren entlocken uns die Leiden des Lebens noch so leicht Tränen. Man besitzt noch nicht jene Stärke der Seele, die sich nur in der Schule des Unglücks erwerben läßt.

„Obgleich mich meiner Schwäche schämend, konnte ich mich doch nicht entschließen, den Ort zu verlassen. In der Tat schilderte mir mit Hilfe der so wunderbaren Einbildungskraft, welche uns in wenigen Sekunden des Schlafes im Traum eine lange Reihe verschiedener Bilder[1]) erscheinen läßt, die meinige ebenso plötzlich die krumme und steile Treppe, welche hinauf zu dem Dachstübchen im Hotel Calais führte, und meinen unerbittlichen Wirt, wie er mich mit der Rechnung in der Hand vor derselben erwartete, um mir, wie er es meinem ausgestoßenen Vorgänger getan, den ferneren Besitz desselben zu untersagen. Aber noch mehr, welche Worte hatte ich soeben in der Wirklichkeit vernommen! Juliette, die Gefährtin, die Freundin meiner Kindheit erinnerte sich selbst meines Namens nicht mehr!

„Während dieses traurigen Selbstgespräches legte mir Joseph, der gerade und unbeweglich dastand und unaufhörlich eine gewisse Öffnung der Vorhalle im Auge hatte, nur allzudeutlich seinen ungeduldigen Wunsch an den Tag, die Haustür auf immer hinter mir zu ver-

1) Als Beleg zu meiner Behauptung könnte ich die Vision anführen, von welcher der Graf Lavalette in seinen Memoiren spricht und die er mir zu Augsburg bei der Herzogin St. Leu erzählt hat. Am Vorabend des zu seiner Hinrichtung bestimmten Tages sieht er sich im Traume den unglücklichen Karren besteigen; eine Menge von Leibern ohne Köpfe lag in den Fenstern der Straße St. Honoré, die er der ganzen Länge nach durchmaß; erst am Fuße des Schafotts erwachte er. Dieser schreckliche Traum hatte nicht längere Zeit gewährt, als der Kerkermeister gebraucht hatte, um eine Tür zu öffnen und zu schließen: kaum einige Minuten. (Notiz d. Verf.)

schließen. Aber obgleich sein Blick mir zu sagen schien: „Wie, Sie sind noch da?“ — wich ich nicht vom Platze. Auf der Stelle wie festgewachsen, konnte ich meiner letzten Hoffnung nicht entsagen. Wie uns aber die verzweifeltste Lage oft die unerwartetsten Hilfsmittel an die Hand gibt, so erinnerte auch ich mich plötzlich unwillkürlich, daß man mich während meiner Kindheit fast immer nur bei einem freundschaftlichen Spottnamen genannt und daß Madame Récamier immer nur diesen gekannt habe. Sogleich drückte ich Joseph kräftig die Hand, indem ich sagte:

„Erzeugen Sie mir den Gefallen, mein Herr, noch einmal zur Madame Récamier zurückzugehen und ihr zu sagen, daß Sie „Lolo“ schickt, Lolo, der aus Schweden zurückkommt und sie beschwört, ihm zu erlauben, sie nur einen Augenblick zu sehen.“

„Da sich Josephs Miene bei dieser neuen Bitte noch mehr verfinsterte, mußte ich fürchten, daß er mich für wahnsinnig hielt. Lolo, Schweden? in welcher Beziehung konnte dieses alles zu seiner Gebieterin stehen? Daher schien er mir zu dieser neuen Botschaft wenig aufgelegt zu sein; aber ich bat ihn so dringend darum, daß er sich endlich bewegen zu lassen schien — wie man etwa einem vom Arzt bereits aufgegebenen Kranken seine letzte Grille bewilligt, von welcher er Genesung hofft.

„So war ich abermals allein, ging abermals mit großen Schritten in der Vorhalle umher und ließ meinen Tränen, da ich mich ihrer vor einem fremden Auge nicht ferner schämen durfte, völlig freien Lauf. Inbrünstig empfahl ich mich der Vorsehung, die über unserem Schiffe auf dem sturmbewegten baltischen Meere gewacht, die mich unversehrt über den gefrorenen Me-

larsee geführt, die mich während des Bombardements von Kopenhagen geschützt hatte, und welche ich jetzt um ein vielleicht nicht minder entscheidendes Wunder anflehte, als diejenigen waren, welchen ich früher die Rettung meines Lebens verdankt hatte.

„Oft, sagt der arabische Dichter, genügt eine Minute, um unser Schicksal zu entscheiden, wie dem Himmel ein einziger Blitz genügt, um ein Gewölk zu zerteilen. Mitten in meinem inbrünstigen Gebete unterschied ich unter mehreren den Klang einiger entfernten weiblichen Stimmen, eine derselben übertönte die übrigen. Großer Gott, welche Stimme! Die der himmlischen Geister, welche Milton malt, erzeugt keinen so bezaubernden Eindruck. Diese Stimme, ich hatte sie gekannt. Gleich darauf öffnet sich die Tür: Madame Récamier, von drei zarten Mädchen umringt, eilt mir mit den Worten entgegen:

— „Mein Freund, mein armer Lolo, Sie sind es?"

„Und ihre Augen, an den meinigen hangend, füllen sich mit Tränen, indessen auch mein Antlitz sich in so süßen Tränen badet, wie ich sie nie im Leben vergossen habe.

— „Ja, ich bin es", erwiderte ich. „Ach, in Ihnen finde ich den Engel meiner Hoffnungen wieder."

„Und ich bedeckte ihre Hände, ihr Kleid mit Küssen, denn meine Stimme vermochte das Entzücken, welches ich fühlte, nicht auszusprechen. Und in der Tat, wie hätte ich mein Glück ausdrücken sollen? Ich lachte, ich weinte, von einem ging ich zum andern über. Von Freundesarmen umfangen, waren meine bitteren Leiden endlich dem Taumel einer Freude gewichen, welche mein Herz kaum zu fassen vermochte.

„Im Widerspruche mit diesem schönen Auftritte nahm

Josephs bestürztes Gesicht von Sekunde zu Sekunde einen komischeren Ausdruck an, der Art, daß es auch einem mit dem ärgsten Spleen Geplagten ein herzliches Lachen hätte abnötigen müssen. Es war ein Gemisch von Rührung und höchstem Staunen, was seine Tränen noch zurückhielt. Aber dennoch bezwang er sich nicht lange, und als wir alle weinten, begann er laut zu schluchzen, wodurch seine staunenden Gesichtszüge einen entschiedenen Charakter annahmen.

„Madame Récamier führte mich in den Saal; mit wankenden Füßen folgte ich ihr, so groß war meine Aufregung. Ich schien mein Schicksal um Verzeihung zu bitten. Hier begannen die tausend und abertausend Fragen, von jener weiblichen Neugierde diktiert, welche sich so gut mit einer zärtlichen Teilnahme vereinigt. Anfangs mußte ich die ganze Reihe der traurigen oder heiteren Ereignisse meiner Kindheit, die davon so voll war und so kurze Zeit gedauert hatte, aufzählen. Aber unter wieviel tröstenden Formen zeigten sich bei dieser Gelegenheit die Bezeugungen der Freundschaft und des Mitgefühls! Wie oft erhoben sich diese schönen Hände gefaltet zum Himmel empor! Wie erglänzten diese schönen Augen in Tränen! Mit welchem Ausdrucke riefen alle, wie aus einem Munde: „Armes, unglückliches Kind!“ So hatte auch zu Kopenhagen die schöne Kronprinzessin von Dänemark bei der Erzählung meiner langen Leiden ausgerufen[1]). Ach, wo sich auch das Unglück einer Frau anvertrauen mag, immer wird es ein aufmerksames Ohr, ein mitfühlendes Herz finden, welches den Armen versteht.

„Sobald ich meine Wanderung von Paris nach Stock-

1) Damals war er schon 18 Jahre alt, nun mindestens 20. Ein merkwürdiges Kind!

holm und von Torneo nach Frankreich möglichst kurz geschildert hatte, drückten meine jungen Zuhörerinnen und ich mehr als einmal die herzliche Freude aus, uns wiedergefunden zu haben. Tausendmal wiederholte Madame Récamier das Versprechen, mich niemals zu verlassen und mir als Führerin und Stütze zur Seite zu stehen. Und alles dieses geschah ohne jene Beschützermiene, welche das Herz beleidigt und verwundet. Alles wurde in jenem herzlichen, natürlichen Tone gesprochen, den keine Frau in höherem Grade besitzt, als sie.

„Aber so groß Juliens Herzensgüte sein mochte, so stand ihre Schönheit jener in nichts nach. Man denke sich die Geschmeidigkeit ihres Wuchses, den Zauber ihrer schönen Augen und ihres Lächelns, ihr braunes Haar, welches ihrer Gesichtsfarbe einen noch höheren Reiz verleiht, kurz die Anmut ihrer ganzen Persönlichkeit und man wird nur ein schwaches Bild dieser so gefeierten Schönheit haben. Was sich aber durch Worte gar nicht beschreiben ließe, ist der himmlische Ausdruck ihrer Physiognomie, in welcher die Ruhe und Reinheit ihrer Seele zu lesen ist. Nein, niemals hat vielleicht menschliche Kunst selbst bei den göttlichsten Madonnen etwas derartiges geschaffen.

„Nach mehreren Stunden, welche hundertmal unterbrochenen und wieder begonnenen Erzählungen gewidmet waren, begab man sich gleich zur Ruhe.

„Wie verschieden war diese erste Nacht auf Clichy von derjenigen, welche ihr vorhergegangen war! Goldene Träume umspielten das Lager des durch so herrliche Aussichten Geblendeten. Ach, ich war ja nicht mehr ein Verbannter. Über meine Zukunft bereits beruhigt, hatte ich alles Unglück, das der Geächtete geduldet, schnell vergessen; ich fühlte mich beschützt,

ermutigt; ich war von einem Überflusse umgeben, der mir meine frühesten Tage zurückrief. Ich hatte in einem Palast meinen Schutzengel gefunden. Als ich am anderen Morgen mit den ersten Strahlen der heiter glänzenden Sonne erwachte, trat ich zum Fenster und öffnete es. Das Wetter war herrlich, die Luft schien mit Wohlgerüchen geschwängert, die ganze Natur schien glücklich wie ich. Ich betrachtete die lachenden Schatten im Garten, welchen der Gesang einer Menge von Vögeln eine harmonische Stimme zu verleihen schien. Ich bewunderte die Mannigfaltigkeit und den großen Reichtum der Blumen auf der Ebene, weiterhin die Krümmungen der Seine, welche die Mauern des Parkes bespülte. Nichts von allem konnte mein Auge mit Gleichgültigkeit ansehen. Es war das verheißene Land, auf welchem meine Blicke mit Entzücken hafteten. Tief ergriffen von religiösen Empfindungen fiel ich auf die Knie und dankte meinem Gott, der meinem Schutzengel diesmal das Herz einer Freundin und das Antlitz eines Engels geliehen hatte, um mir zu Hilfe zu eilen.

„Sie haben gewünscht, meine Damen, ein Kapitel aus meinem so vielbewegten Leben zu hören; die Mode allein mag mir zur Entschuldigung gereichen."

Diese Erzählung setzte den Plaudereien des Abends ein Ziel; man trennte sich. Es schien mir, als hätten mehrere Damen den weichherzigen Diener Joseph nachzuahmen versucht und einige leichte Tränen getrocknet; so wahr ist es, daß nichts schneller das Herz rührt als die Schilderung solcher Lagen, in welchen der Mensch plötzlich vom Schmerze zur Freude, vom Elende zum Glück übergeht.

Andern Tages fanden wir uns fast alle bei einem Feste wieder, dessen blendender Glanz das Glück des

vertraulichen Kreises bei der Gräfin von Fuchs nicht aufwog. Lord Stewart, Gesandter Englands, gab in dem prachtvollen Palais Starhemberg, seiner Wohnung, einen großen Ball, um die Geburt seiner Königin zu feiern[1]). Nichts war gespart, um die Feierlichkeit dieses wichtigen Tages und der Macht, welche Mylord repräsentierte, würdig erscheinen zu lassen. Mylord hatte eine Pracht oder vielmehr eine Verschwendung darin entfaltet, die bis dahin in wenigen Festen ihresgleichen gehabt hatte.

Seine Exzellenz, die überall gern etwas voraushaben wollte, die aber als Sonderling nicht immer glücklich war, hatte diesmal die Laune gehabt, den Einladungsbilletts die höfliche, aber dringende Bitte hinzuzufügen, daß man im Kostüme der Zeit der Königin Elisabeth sich zu dem Balle einfinden möge. Seine Landsleute, deren Anzahl zu Wien nicht gering war, verstanden ihn leicht. Der größte Teil der übrigen Eingeladenen ging auf seine Bitte nicht ein; aber es genügte schon an denjenigen, welche das Kostüm wählten, um eine sehr merkwürdige Wirkung hervorzubringen.

Mylord selbst trug seine Uniform als Husarenoberst, deren Scharlachfarbe durch so viele Stickereien und eine so unendliche Anzahl von Zivil- und Militärdekorationen verdeckt war, daß man ihn für ein lebendiges Wappen aller europäischen Orden halten konnte.

1) Nostiz, l. c., S. 153, schreibt: „Den 18. Januar (1815) hat der englische Gesandte Stewart einen bal paré zur Geburtstagsfeier der Königin von England gegeben. Es war eine glänzende Versammlung von reichen Männern und Frauen und hohen Häuptern. Die Fürstin Taxis, die Großfürstin, die Kaiserin war mit Juwelen wie übersäet; die Königin von Bayern war nicht arm. Allenthalben herrschte englischer Komfort, nirgends Freude, die unter Schmuck und Pracht sich nicht gern verliert.“ — De la Garde irrt sich also, wenn er dieses Fest nach der Schlittenfahrt, die am 22. Januar war, ansetzt.

Von dieser Sonderbarkeit abgesehen, war dieser Ball eben das, was alle anderen Bälle auch waren: viele Souveräne, Fürsten, hohe Damen, politische Notabilitäten, ein kostbares Souper und außerdem eine Lotterie von glänzenden englischen Kleinigkeiten, welche eine Dame durchaus wie die Königin Elisabeth bekleidet, an die ganze Gesellschaft verteilte. Darauf wurde bis zu Tagesanbruch getanzt, was sonst zu Wien bereits selten zu werden begann, da die Hofbälle selten bis nach Mitternacht währten.

XXX

Alexander wird als König von Polen anerkannt. — Der Prinz Czartoryski. — Vertrauen der Polen. — Der Graf Arthur Potocki. — Die polnischen Revolutionen. — Die Sklaverei. — Iwan oder der polnische Leibeigene.

Alle Zweifel über die polnische Frage waren beseitigt. Das Resultat der Zusammenkünfte des Kongresses, welchem Wien und Europa mit gleicher Ungeduld entgegensah, war endlich bekannt geworden. Alexander war als König von Polen proklamiert.

Seit vier Monaten war diese Einverleibung der beiden Reiche das Ziel all seiner Gedanken gewesen. Seine Bestrebungen und die Gewandtheit seiner Minister, die Tiefe ihrer Ansichten, waren mit Erfolg gekrönt. Das Herzogtum Warschau und der schönste Teil der polnischen Landstriche waren seinem Reiche entschieden einverleibt. Das Tor des Westens war ihm geöffnet. Unter den Phasen, welche dieser Beschluß erlitt, war es vorzüglich zweierlei, worüber man sich wundern mußte: das gewandte Benehmen der russischen Regierung und das blinde Vertrauen der Polen. Als der Sturz Napoleons diesem Volke die letzten Hoffnungen geraubt hatte, richtete es seine Blicke auf Alexander. Überzeugt, daß er ihm seine frühere Existenz wieder geben, daß er Polen als ein unabhängiges Königreich herstellen würde, schenkte es ihm seine Neigung und seine Stimme. Weder das Andenken an die Vergangen-

heit noch die Mahnungen der Geschichte, noch die Warnungen einiger hellsehender Köpfe, nichts hatte ihm die Augen öffnen können.

Man muß gestehen, daß Alexander und sein Ministerium diese Stimmung wohl zu benutzen verstanden; man zeigte öffentlich die größte Mäßigung; man verschwendete die schönsten Versprechungen an die polnische Nation, die Träume von Unabhängigkeit, die Wünsche für eine freie Konstitution fanden nicht im mindesten Widerspruch, wurden vielmehr überall noch mehr angeregt. Die russischen Beamten in Polen erhielten Befehl, die größte Willfährigkeit gegen bürgerliche und militärische Behörden zu zeigen. Endlich im Monat September 1814, noch bevor Alexander durch Polen zog, um sich zum Kongresse einzufinden, war der Feldmarschall Barcley de Tolly[1]), als der General Krasinski mit seiner Division Warschau betreten, demselben an der Spitze seines Generalstabs entgegengezogen, um ihn zu beglückwünschen. Es herrschte dem Anscheine nach die aufrichtigste Einigkeit unter den Generälen der beiden Nationen.

Aber schon während der ersten Zusammenkünfte der Bevollmächtigten hatte man, ungeachtet der Versicherungen des Zares zugunsten der polnischen Nation, dessen Vergrößerungssystem durchschaut. Vergebens unterstützte der König von Preußen, der im innigsten Einverständnisse mit ihm war, all seine Forderungen. Lange widerstand der Kongreß, bevor er seine Zustimmung gab. Frankreich, Österreich und England setzten ihm eine vollständige Weigerung entgegen. Oben haben wir gesehen, wie Alexander selbst

1) Russischer Kriegsminister (gest. 1816), der sich in verschiedenen Feldzügen gegen Napoleon auszeichnete.

zu sagen wagte, daß er seine Ansprüche und Polens Freiheit mit den Waffen in der Hand behaupten würde. Des Streitens müde gab der Kongreß endlich nach, und das Vaterland der Jagellonen, der Sobiesky, wurde mit Rußland vereinigt.

Kaum war diese Entscheidung erfolgt, als Alexander sich beeilte, die Regierung von Warschau davon zu unterrichten. In einem eigenhändigen Briefe an den Grafen Ostrowski[1]), den Präsidenten des Senates, schrieb er:

„Indem ich den Titel eines Königs von Polen annehme, wünsche ich den Wünschen der Nation entgegenzukommen. Das Königreich Polen wird durch das Band seiner eigenen Konstitution mit Rußland vereinigt. Wenn das wichtige Bedürfnis einer allgemeinen Ruhe nicht gestattet hat, daß alle Polen unter ein einziges Szepter vereinigt wurden, so habe ich das Übel einer solchen Trennung zu mildern und ihnen überall den friedlichen Genuß ihrer Nationalität zu erhalten gesucht."

Seinem Systeme getreu, legte Alexander einen großen Nachdruck auf das Wort „Nationalität", in demselben Augenblick, wo die Teilung beschlossen und öffentlich anerkannt war, die später den Untergang derselben nach sich ziehen sollte. Unter den polnischen Notabilitäten, welche zu Wien diese Sache mit großer Einsicht und vielem Mute verteidigt hatten, verdient besonders der Fürst Adam Czartoryski genannt zu werden. Glühend für die Unabhängigkeit seines Landes hatte er gehofft in der Person Alexanders den dereinstigen Hersteller derselben zu erblicken. Als der Kaiser

1) Graf Ladislaus Thomas Ostrowski (1790 geb.), der letzte Reichsmarschall von Polen, auch als Literat bekannt.

auf seiner Reise von Rußland nach Wien zu Pulawi, dem Wohnsitze dieser alten Familie, anhielt, hatten ihn die Fürstin Mutter[1]), die beiden Söhne Adam und Constantin[2]), ihre beiden Töchter, die Prinzessin von Württemberg[3]) und die Gräfin Zamoiska auf das Glänzendste empfangen; in ihren Augen war er es, dessen Hand ihr Vaterland aus seinen Trümmern erheben würde. Alexander seinerseits hegte eine hohe Achtung für den Charakter des Prinzen Adam. Es war sogar auf dem Kongreß eine kurze Zeit das Gerücht umgelaufen, daß er ihn an des Herrn von Nesselrode Stelle zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennen würde, und später, daß er ihm das Vizekönigtum von Polen zudächte. Niemals hat man erfahren, bis zu welchem Grade diese Gerüchte gegründet waren: war es eine Anerkennung der redlichen Gesinnung und der Talente des Fürsten Adam? Oder war es eine feine Berechnung um die Meinungen zu täuschen? Seitdem hat Europa erfahren, wie sehr dieser Prinz ein Märtyrer der Sache wurde, der er sein ganzes Leben gewidmet hatte.

Welche Folgen sollte aber für die Zukunft die Entscheidung dieses Kongresses nach sich ziehen? War es denkbar, daß Polen unter dem Szepter des russischen Alleinherrschers sich wieder unter den Reihen der Nationen erheben würde? Oder war vielmehr zu ver-

1) Isabella Cz., geb. Gräfin Flemming (1745—1835), die berühmte Geliebte Lauzuns.

2) Konstantin Cz. (1773—1860).

3) Maria Cz. (1768—1854), vermählt seit 1783 mit dem Herzog Ludwig von Württemberg, geschieden 1792. Bekannt als Lebedame ihrer Zeit, auch als Schriftstellerin tätig. Sie gehörte zu dem Kreise der Fürstin Bagration, der vier Schwestern Biron und ähnlich gearteter Damen, die wie ihre Mutter selbst in Dingen der Liebe dem jeweiligen Instinkte folgten.

muten, daß es gleich einem Flusse, der seine Wasser und seinen Namen in den Ozean hinabschwemmt, von den unermeßlichen Grenzen des moskowitischen Reiches verschlungen werden würde? Diese Fragen bildeten eines Tages bei der Prinzessin Sapieha das Thema der Unterhaltung. In ihrem Saale waren der Graf Arthur Potocki, der Graf Komar, der Prinz Radziwil, der Prinz Paul Sapieha, die Prinzessin Lubomirska, die Gräfin Lanskoronska[1]) und mehrere andere Damen um sie versammelt. Wenn goldene Träume erlaubt sind, so sind sie es vorzüglich, sobald es sich um das Vaterland handelt. In dieser Gesellschaft hoffte man allgemein auf eine politische Wiederherstellung; denn alle schenkten den Versprechungen Alexanders Glauben.

Vom gegenwärtigen Zustande Polens ging man einfach zu der Untersuchung der Ursachen über, welche die Umwälzung desselben herbeigeführt haben.

„Bevor ich noch in Ihrem Vaterland wohnte," sagte ich zu Arthur Potocki, „hatte ich aus der Schule des Prinzen von Ligne die lebhafteste Teilnahme für dasselbe geschöpft. Aber obgleich die Teilung Polens, woran Europa Hand gelegt, durchaus nicht zu billigen ist, so muß man gleichwohl gestehen, daß Polen durch die Fehler seiner Regierung an seinem Untergange selbst schuld ist."

„Und doch hatte es sich unter dieser Regierung auf den höchsten Gipfel des Ruhms und der Macht geschwungen; es hatte Preußen und Rußland Gesetze vorgeschrieben, die Ottomanen besiegt und Österreich befreit."

„Ja, Polen hat in Europa eine glänzende Rolle gespielt, hat vielleicht die Christenheit vor dem Joche der Barbarei bewahrt[2]). Wie kam es also, daß es, wäh-

1) Gräfin Ludowika Lanskoronska, geb. Rzewuska, gest. 1839.
2) Das sind leere Fabeln.

rend die Ausdehnung seines Gebiets, der Geist und Mut seiner Bewohner ihm ein so ausgezeichnetes Übergewicht zu geben schienen, so plötzlich aus dem Buche der Völker verschwunden ist? Es kommt daher, weil es inmitten allgemeiner Bewegung sich nicht rührte; daher, weil es nicht, wie seine Nachbarn, vorwärts schritt. Ist es nötig, auf die mancherlei Beispiele in der Geschichte hinzudeuten? Und ebenso überflüssig würde es sein, all' die Zerstörungskeime aufzuzählen, die es in seinem eigenen Busen hegte: eine Wahlkrone, die öfter verkauft als vergeben und nur wie aus Gnade angenommen wurde; eine Vollmacht ohne Macht, da die Untertanen unter dem leichten Vorwande, der König habe die Vorrechte der Nation verletzt, sich als ihres Huldigungseides entbunden ansehen durften; dieses unvernünftige liberum veto, welches jedem Adligen das Recht gab, einen Landtag einzig und allein durch seinen Willen aufzulösen, ein Recht, welches eine der ersten Quellen der Anarchie und des Verfalls Polens wurde; die übermäßigen Privilegien und der Trotz des Adels, der, indem er bald eine unabhängige Regierung einsetzte, bald in Bündnissen zusammentrat, überall Verwirrung und Unruhe säte und die Einheit der Regierung zerbrach; seine Unduldsamkeit, welche jedem Nichtkatholiken die Zulassung zu Ämtern und Ehrenstellen verweigerte und welche endlich den Bürgerkrieg entflammte: das sind die Ursachen, die Polens Ruin unfehlbar nach und nach herbeiführen und vollenden mußten. Was ist daraus geworden? Seine Nachbarn, stark durch den Gehorsam ihrer Untertanen und durch eine unbestrittene Macht, sind nach seinen Landstrichen lüstern geworden. Sie haben damit begonnen, ihm einen König aufzunötigen, dem sie nütz-

lich sein konnten, um ihn zu beherrschen. Die Polen haben sich getrennt, statt sich gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen; der Feind hat nur wollen dürfen, und Polen ist verschwunden."

— „Die Ehre Europas ist bei seiner Wiedererstehung interessiert," sagte einer der Anwesenden; „nötigenfalls wird die polnische Nation, müde, sich auf die Billigkeit zu berufen, die Waffen versuchen. Ihre alte Tapferkeit . . ."

„Enttäuschen Sie sich!" erwiderte ich: „was Polen durchaus abgeht, ist eine polnische Nation. Das größte Hindernis für seine Aufrichtung ist die Knechtschaft. Nur freie Hände können die Freiheit verteidigen, wie nur freie Herzen sie fassen können. Ein Land, dem eine unabhängige Nation fehlt, ist wie ein Körper ohne Muskeln oder wie ein goldenes Haupt auf einem irdenen Rumpfe. Werfen Sie die Augen auf das Bild, welches das unglückliche Polen uns seit fünfzig Jahren bietet: welche Lage hat ihm seine fehlervolle Verfassung und das Fortbestehen der Sklaverei bereitet! Auf der einen Seite ein armer Adel, beherrscht von einer kleinen Anzahl hoher Häuser, welche alle Ländereien, alle Reichtümer ihr eigen nennen; auf der anderen ein Volk von Leibeigenen, das man wie wertloses Vieh verkauft, das sich um den Namen seines Gebieters nicht kümmert, unempfindlich bei dem Verluste einer Nationalität, die es nicht kennt, unfähig, bei dem Namen seiner Freiheit sich aus dem Schlafe zu erheben und durch Unwissenheit abgestumpft."

— „Viele Edle," sagte Arthur, „haben sich Aufklärung in ihren Besitzungen zu verbreiten bemüht; die Finsternis verschwindet täglich mehr."

„Törichte Wohltaten! Seien Sie überzeugt, daß

man diejenigen, welche man aufklärt und zugleich in der Knechtschaft zurückhält, nur über ihr Unglück belehrt. Ich will Sie nur an das traurige Ende des Grafen Kaminski erinnern, ein Ende, welches in der letzten Zeit so ernstes Nachdenken über das Fortbestehen der Leibeigenschaft hervorrief. Er hatte zwei seiner Untertanen nach Leipzig geschickt, um sie dort in der Musik unterrichten zu lassen. Außer tüchtigen Fertigkeiten in dieser Kunst hatten sie auch Unabhängigkeitsideen von dort mitgebracht, die sich mit der vom Schicksal ihnen zugeteilten Existenz nicht sehr vertrugen. Eines Tages ließ der Graf ihnen, eines einfachen Vergehens halber, die „Bagotte" geben. Die Unglücklichen sinnen auf Rache. Mit Beilen bewaffnet dringen sie in das Schlafzimmer ihres Gebieters, machen ihm Vorwürfe darüber, daß er sie der von der ungerechten Natur ihnen angewiesenen Sphäre entrissen und durch eine beklagenswerte Aufklärung die Würde des Menschen kennen gelehrt habe, um sie nachträglich noch immer der erniedrigenden Behandlung der Knechtschaft zu unterwerfen. Darauf ermorden sie mit kaltem Blute den unbewaffneten Greis und liefern sich der Obrigkeit aus, um die Strafe für ihr Verbrechen zu empfangen ... Ja, die Leibeigenschaft ist eine abscheuliche Sitte, die alle Ideen von Vaterland, Gerechtigkeit und Sittlichkeit von Grund aus vertilgt und oft selbst mit den heiligsten Gefühlen ihren Spott treibt. Aber man sehe sich wohl vor, die Sklaverei führt ihre eigene Strafe mit sich. Die Kette hat zwei Enden: sie wiegt ebenso schwer in der Hand des Gebieters, der sie hält, als am Fuße des Sklaven, der sie nachschleppt."

Zur Rechten der Prinzessin saß eine junge Dame von seltener Schönheit. Ihr schönes schwarzes Haar fiel in

Ringellocken auf den Hals herab und ließ ihre ungemeine Blässe noch mehr hervortreten. Ihre langen Augenwimpern waren bescheiden gesenkt; der schmerzlich-ruhige Ausdruck ihres Gesichts flößte Interesse und Teilnahme für sie ein. Sie schien eine jener schönen Frauen zu sein, in deren Leben die Liebe eine große Rolle spielt, fast immer jedoch die folgerechte Entwickelung derselben übereilt. Auf ihrer Stirn haftete eine Wolke; man sah, daß das Unglück daran vorübergezogen, und daß ihr lieblicher Mund seit lange kein Lächeln mehr kenne. Kaum hatte sie die Worte „Sklave" und „Knechtschaft" aussprechen hören, als ihr Antlitz sich belebte: ihre Augen waren gehoben, wie wenn sie bitten wollten, daß man eine solche Unterhaltung nicht fortsetzen möchte; endlich aber, bei den letzten Worten, die aus meinem Munde kamen, erhob sie sich und zog sich, indem sie ihr Tuch an die Augen führte, wie erstickt durch eine Aufregung, die sie nicht hatte beherrschen können, in ein anstoßendes Gemach zurück.

„Sie haben da, ohne es zu wissen," sagte Arthur Potocki zu mir, „einen großen Schmerz erweckt, und eine noch blutende Wunde aufgerissen."

— „Erklären Sie mir, ich bitte Sie darum: wer ist diese Dame, auf welche meine Worte einen so traurigen Eindruck gemacht haben?"

„Ich kenne sie seit mehreren Jahren; unsere Domänen grenzen aneinander. Eine alte Freundschaft verbindet unsere Familien. Diese Dame schien für eine Zukunft voll Glück geboren; ein ebenso interessanter, als in seinen Folgen trauriger Umstand hatte es in einem Augenblick zerstört. Ihre schönen Augen, in denen Sie jetzt nur noch tiefe Traurigkeit lesen, haben früher in

strahlendster Freude geglänzt. Nicht immer ist ihre Seele eine Beute des Kummers und der Schwermut gewesen."

— „Was Sie mir da sagen, muß lebhaft meine Neugierde erregen. Dürfte ich Sie ersuchen, mir einige Einzelheiten aus ihrer Geschichte mitzuteilen?"

Dieser Zwischenvorfall hatte indeß die allgemeine Unterhaltung unterbrochen. Es bildeten sich einige einzelne Gruppen, es wurden Whisttische vorgerichtet. Jeder benutzte die heitere Ungezwungenheit, welche eine der größten Annehmlichkeiten der Wiener Gesellschaft war; und so zogen wir, der Graf Arthur und ich, uns in einen Winkel des Saals zurück. Indem er meiner Neugierde mit seiner gewohnten Gefälligkeit nachgab, erzählte er folgendermaßen weiter:

„Sie haben ohne Zweifel von dem Palatin Bro . . ky, der ebenso berühmt war durch seine Beredtsamkeit, als durch seinen unermeßlichen Reichtum, reden gehört? Seine Gemahlin hatte die Geburt einer Tochter Wanda mit ihrem Leben erkaufen müssen. Der Graf gab seiner Tochter die Frau eines seiner Leibeigenen aus der Ukraine zur Amme, die er mit ihrem Sohne nach seinem Schlosse kommen ließ. Der Mann diente in einem nach dem Kaukasus geschickten Regimente.

Die beiden Kinder mit derselben Milch gesäugt, wurden auch zusammen erzogen. Die Erziehung, welche Iwan erhielt, entwickelte in ihm den Keim der schönsten Fähigkeiten. Der Graf, welcher je mehr und mehr seine Schützlinge liebte, schickte diesen jungen Mann später nach der Universität Wilna, welche bereits durch die Vorsorge des Fürsten Adam Czartoryski für eine der berühmtesten Europas galt.

Iwan zeichnete sich hier durch ein musterhaftes Be-

tragen und außerordentliche Fortschritte aus. Bald hatte er die Liebe seiner Mitstudierenden und die Achtung seiner Professoren gewonnen. Bei seiner Rückkehr gab ihm der Graf, da er kaum zwanzig Jahre zählte, um ihm seine Zufriedenheit und sein Vertrauen zu beweisen, die Oberverwaltung seiner Güter, und von jetzt an machte sich Iwan ein Glück aus der Erfüllung seiner Pflichten. Er erfüllte sie so gewissenhaft und gewandt, daß er, indem er das Los der Vasallen verbesserte, zugleich die Einkünfte der Domäne vermehrte.

Die ausgezeichnetsten Lehrer wurden herbeigerufen, um die Erziehung Wandas zu vollenden. Elisabeth Pe . . . ka war mit ihr erzogen worden, der Graf, ihr Oheim und Vormund, lebte auf seinen Gütern, in der Provinz Cherson, wovon Elisabeths Vater Gouverneur gewesen war. Die beiden Cousinen, gut und gefühlvoll, hatten einen verschiedenen Charakter, ohne daß dies irgend wie auf ihre gegenseitige Neigung von schädlichem Einfluß gewesen: Wanda, schön, lebhaft, bisweilen selbst ungestüm, bereute so schnell ein Unrecht und klagte sich desselben mit so viel Aufrichtigkeit an, daß man ihr wohl verzeihen und sie vielleicht nur um so mehr lieben mußte; Elisabeth mehr interessant, als schön, bisweilen zerstreut oder schwermütig, schien geboren, um zu lieben und zu leiden.

Ihre Erziehung war völlig vollendet, als Iwan von Wilna zurückkam. Vor mehreren Jahren schon hatte er seine Mutter verloren. Sein Vater hatte nie etwas von sich hören lassen. Man vermutete, daß er tot sei, oder, durch die Cirkassier zum Gefangenen gemacht, nicht habe entfliehen können[1]).

1) Wenn die Cirkassier Gefangene machten, hielten sie dieselben als Sklaven zurück, und um sie an der Flucht zu verhindern, mach-

So wurde denn das Schloß des Grafen das einzige Asyl dieses Verwaisten, wie seine Wohltäter seine einzige Familie wurden. Wenn das Schicksal Iwan in einer niedrigen Menschenklasse hatte geboren werden lassen, so hatte ihn die Natur hingegen entschädigt, indem sie ihn mit einer ungemeinen Schönheit begabte, aber mehr noch, indem sie damit jene kostbaren Eigenschaften verband, welche die Zuneigung beherrschen, ohne Neid zu erwecken.

Das durch den Grafen häufig wiederholte Lob des jungen Mannes konnte auf das Gemüt der beiden Freundinnen nicht ohne Einfluß bleiben. Ohne Zwang neben ihm lebend, waren sie von Kindheit auf gewohnt, ihn als einen Bruder zu betrachten. Noch wußten sie nicht, was Liebe war, als beide schon ihre Süßigkeiten empfanden. Wanda lebte der Hoffnung, daß die blinde Zärtlichkeit für sie und ihre Neigung für Iwan die Kluft, welche sie trennte, beseitigen würde. Elisabeth ihrerseits nährte als Herrin ihrer selbst und ihres ungeheueren Reichtums mit stillem Glück die Hoffnung, Iwan für die durch die Natur an ihm begangenen Unbilden inbetreff seiner Geburt zu entschädigen. Dieser Gedanke läuterte die Liebe in ihren Augen.

Wenn aber Elisabeth sich geliebt glauben konnte, so war Wanda gewiß es zu sein; eine Frau täuscht sich selten über die Empfindung, welche sie einflößt.

Es war ein Fest vorbereitet, um Wanda's Geburtstag und die Rückkehr ihres Vaters, welcher mit Iwan sich auf einer Reise nach Volhynien befand, zu feiern.

ten sie ihnen Einschnitte in die Hacken, in welche sie fein zerschnittenes Pferdehaar steckten. Wenn die Wunden geschlossen waren, konnte der Gefangene nicht fest auf den Füßen stehen, ohne lebhafte Schmerzen zu empfinden, und die Flucht war somit unmöglich. (Notiz d. Verf.)

Noch erwartete man den Grafen und Iwan, als man sie, von einigen Bedienten gefolgt, und den Lauf ihrer Pferde beschleunigend, von fern erblickte. Ein Teich, durch welchen die schmale Straße führte, die zugleich als Damm und als Weg diente, trennte sie noch vom Schlosse. Hier kommen sie in demselben Augenblicke an, wo eine Herde Ochsen von der anderen Seite hineinwadete. Sie setzen ihre Straße fort, einer von den Ochsen, der wütend geworden ist, trifft das Pferd des Grafen, welches, da es sich verwundet fühlt, einen Seitensprung macht und mit seinem Reiter in den Teich stürzt. Iwan springt ihm nach; nach unerhörten Anstrengungen gelingt es ihm endlich, seinen Wohltäter, den sein Pferd sich nachzieht, zu erreichen. Er machte ihn von den Steigbügeln los und bringt ihn über das Wasser, worauf ein herzugekommenes Boot sie aufnimmt und ans Ufer bringt.

Bei diesem Anblick fiel Wanda in eine Ohnmacht, sie erhielt ihr Bewußtsein nur wieder, die ganze Größe des Unglücks zu erfahren. Der Arzt hegte nicht die leiseste Hoffnung, ihren Vater zu retten. Sobald dieser unglückliche Ausspruch aus seinem Munde war, entfernte man sie von dieser trostlosen Szene.

Grausame Nacht! Und wie verschieden von dem, was sie hätte werden sollen! Noch erblickte man überall Blumen, die mildesten Wohlgerüche ausduftend, tausend brennende Kerzen, Tische mit Gerichten beladen, zerstreute Instrumente, und auf einem Totenbette einen Vater, einen Onkel, einen Wohltäter, welcher in den Armen seiner der Verzweiflung preisgegebenen Kinder sein Leben aushaucht.

Gegen Mitternacht erwachte er aus seiner Ohnmacht. „Wanda! Elisabeth! Iwan!“ — Das ist alles,

was er hervorbringen kann. Indem er dann noch einen letzten Versuch macht, sich zu erheben, faßte er Iwan bei der Hand und sprach zu ihm:

„— Dir übergebe ich sie!"

Und er segnet sie alle drei. Indem er hierauf Iwans Hand in die Wandas legt, fügt er hinzu:

— „Mein Sohn! sorge für ihr Wohl, von diesem Augenblick ist es Pflicht . . ."

Und er starb.

Seit diesen letzten Worten ihres Vaters betrachtete sich Wanda als Iwans Verlobte und machte aus ihren Empfindungen kein Geheimnis mehr. Elisabeth litt schweigend. Man schrieb dem Verluste ihres Oheims die Tränen zu, welche sie doch dem Verlust eines Geliebten weinte.

Indessen machte der Ausdruck der Traurigkeit auf ihrem Antlitz einer Heiterkeit Platz, welche man seit lange nicht mehr an ihr gewohnt gewesen war. Weit entfernt Iwan zu vermeiden, wie sie ihn sonst zu fliehen geschienen hatte, suchte sie ihn auf und wurde wieder mit ihm vertraulich, wie in den ersten Tagen ihrer Kindheit. Dieser Wechsel konnte Wanda nicht entgehen. Zu stolz, um sich zu beklagen, verbarg sie ihren Verdacht, ließ alle Schritte Iwans und ihrer Cousine beobachten und brachte bald heraus, daß sie sich insgeheim im Garten gesehen hätten, als noch niemand im Schlosse wach gewesen sei.

In der Verzweiflung, da sie sich durch die beiden Wesen, welche sie am meisten auf der Welt liebte, betrogen glaubte, suchte Wanda die Gelegenheit, sie der Undankbarkeit und des Verrats zu überführen. Ach! der Himmel hörte nur allzubald ihre törichten Wünsche.

Seit zwei Tagen bereitete Elisabeths Dienerschaft eine Reise vor, die Relais auf der Route nach Gallizien waren bereit. Elisabeth hatte noch nichts davon gesagt, als sie eines Abends die Cousine bei der Hand nahm und mit tränenschweren Augen ihr Lebewohl wünschte.

— „Morgen reise ich ab," sagte sie, „ich hoffe, dich wiederzusehen, aber niemals werde ich den Aufenthalt meiner zartesten Jahre und meines einzigen Glücks vergessen. Erinnere dich immer an mich, teure Wanda, und sei überzeugt, daß ich dich innig geliebt habe . . ."

Ein so feierlicher Abschied, eine solche Gemütsbewegung um einer kurzen Abwesenheit willen schien Wanda nicht ganz natürlich. Sie glaubte darin einen Beweis von Verrat zu sehen; sie vermutete, daß Iwan und Elisabeth ihre Flucht beschlossen hätten, und daß diese Reise nur ein Vorwand sein sollte, um jene ohne Gefahr auszuführen. Aber die Kälte, mit welcher sie das herzliche Lebewohl Elisabeths aufnahm, hatte diese, deren lebhafter Schmerz alle Seelenfähigkeit zu töten schien, nicht bemerkt.

Wanda läßt Sara, ihre Vertraute, rufen.

— „Es ist nur zu wahr," spricht sie zu ihr, „die Undankbaren wollen mich fliehen, hefte dich an ihre Fersen, beobachte ihre Schritte und gib mir von allem sofort Rechenschaft. Ach, sie verschwören sich gegen mich! — Wohlan denn, man wird erfahren, was ich vermag, ich werde einen Streich führen, der sie vernichten soll."

Als Wanda wieder allein war, fiel sie, vom Schmerz erschöpft, auf ihr Sofa. Sie erinnerte sich der Schwüre, welche Iwan ihr so oft wiederholt hatte, der Versicherungen der Liebe, der Ergebenheit, welche ihre Cou-

sine ihr von Kindheit auf so oft gegeben; sie verwirft das grausame Bild von zwei ihr so teuren Wesen, die sich verbinden, um ihr Herz zu zerreißen. Man muß besser denken. Besser ist es, sagt sie zu sich selbst, daß ich rede, um dieses Geheimnis zu erfahren, worüber ich mich vielleicht ohne Grund beunruhige. Sie erhebt sich, um sie aufzusuchen, aber in diesem Augenblick kehrt Sara zurück und mit ihr alle Qualen der Eifersucht.

— „Nun, hast du sie gesehen?"

„Ja!" sagte Sara, „im Augenblicke verlasse ich sie. Iwan lag vor Elisabeth auf den Knien, in seinen Händen hielt er Papiere, welche sie ihm soeben übergeben hatte und die er ihr zurückzustellen bestrebt war."

— „Nichts kann meinen Entschluß ändern," sagte Elisabeth, „er ist unwiderruflich. Ich habe Ihr Wort. In drei Tagen werden wir nichts mehr zu verbergen haben."

— Iwan beschwor sie, ihre Abreise noch aufzuschieben. „Mein teurer Iwan," hat sie zu ihm gesagt, „morgen mit Tagesanbruch werden wir beide unsere Pflicht erfüllt haben." Ihre Tränen flossen im Überflusse.

— Sie zerschmolzen in Tränen.

— Endlich haben sie den Garten verlassen. Iwan hat, indem er die Papiere an den Busen preßte, zu ihr gesagt:

— „Hier, teure Elisabeth, werden sie bleiben, wie Ihr Geheimnis und die Bewunderung, die ich für Sie hegen muß."

Gewiß, einer Nebenbuhlerin geopfert zu sein, wirft sich Wanda völlig gekleidet aufs Bett, um bei den ersten Morgenstrahlen bereit zu sein. Ein schwerer Schlaf senkt sich auf ihre Augenlider; sie erwachte erst bei dem Geklingel der Glocken an Elisabeths Reise-

wagen[1]). Sie läuft ans Fenster, sie sieht, wie ihre Cousine sich der Umarmung Iwans mit Gewalt entreißt, um ihren Wagen zu besteigen, und wie sie ihm noch ein kleines Kästchen reicht, welches Iwan mit Entzücken an seine Lippen preßt. In ihrem Zorne eilt Wanda hinunter, um sie mit Vorwürfen zu überhäufen; aber der lange Umweg, den sie nehmen muß, um die auf die Straße gehende Tür zu erreichen, und die Aufregung, welche ihre Vernunft trübte, führen sie in den Gängen des Schlosses irre. Der Wagen, von vier Pferden gezogen, hat Zeit, aus dem Bereich ihrer Stimme und ihres Auges zu gelangen. Als Wanda auf dieser unglücklichen Stelle ankommt, findet sie dort nur noch Iwan, der mit starren und tränenfeuchten Augen und einem Blicke, der nichts mehr zu sehen scheint, die Richtung verfolgt, welche der Wagen genommen hat.

Stumm, unbeweglich, hat Iwan Wanda nicht kommen hören. Er wendet sich um, er gewahrt ihre Verwirrung und ihren aufgeregten Zustand, das Erstaunen der Gruppe von Bauern und Bedienten, welche sie umgeben. Eilig nähert er sich ihr.

— „Teure Wanda, Sie hoffte ich nicht um diese Stunde hier zu sehen," sagte er; „Elisabeth und ich hofften Ihnen den Schmerz eines zweiten Scheidens zu ersparen."

„Die Ausflucht ist glücklich gewählt," erwiderte Wanda mit einem bittern Lächeln; aber niemals ist es zu spät, treulose Absichten zu vereiteln; und wenn es für Meineidige Haß gibt, so gibt es Verachtung für niedere

1) In Rußland und Polen befestigt man an der Deichsel des Wagens eine Glocke; das Signal, welches man in den weiten Einöden sehr weit hören kann, benachrichtigt die Bauern auf dem Wege, daß sie ihre Karren oder Schlitten abseits fahren, um der Post den Weg frei zu machen. (Notiz d. Verf.)

Seelen. Denn dies ist das einzige Gefühl, welches Sie mir einflößen."

— „Bin ich es, Wanda, mit dem Sie so reden?" fragte Iwan mit einem aus Schmerz und Stolz gemischten Erstaunen.

„Ja, Sie, Iwan; zu Ihnen rede ich so. Und ich befehle Ihnen, mir augenblicklich die Papiere und das Kästchen zu geben, das Sie von meiner Cousine erhielten."

— „Wanda, Sie irren sich, kommen Sie, folgen Sie mir; hier ist weder der Ort, noch sind hier die Leute, die Zeugen eines solchen Auftrittes sein dürfen."

„Ich irre mich? Es ist wahrscheinlich! Lange wurde meine Geduld mißbraucht. Dem sei wie ihm wolle, ich wiederhole Ihnen den Befehl, mir jene Papiere herauszugeben! Wollen Sie gehorchen?"

— „Der Ton, womit Sie dieselben von mir verlangen, würde mir ein hinreichender Grund sein, sie Ihnen zu verweigern, wenn ich mich nicht überdies verpflichtet hätte, sie nicht aus der Hand zu geben."

„O, der Trotz geht zu weit! Gehorchen Sie, sage ich!"

Und außer sich stürzte sie sich auf Iwan, um sie ihm aus dem Busen zu reißen. Aber mit einer Art von Heftigkeit zurückgestoßen, taumelte sie, fällt und schlägt mit dem Kopfe an einen Meilenstein. Von ihrem Bedienten wieder aufgehoben, nähert sie sich Iwan mit Würde und mit dem höchsten Ingrimm sagt sie mit lauter Stimme:

„Iwan Iwanowitsch, Sie haben gewagt, sich an Ihrer Herrin mit verbrecherischer Hand zu vergreifen. Diese Handlung eines Ungeheuers verdient die für Sklaven bestimmte Züchtigung; Sie werden einsehen, daß Sie nur ein solcher sind."

— „Ich, Ihr Sklave, Madame, ich! ... Ihr Vater hat mich Ihnen gleichgestellt."

„Mir gleich? — Unverschämter! Zeigen Sie mir Ihre Befreiungsurkunde! Sie sind Sklave; ein Sklave, der sich dem Willen eines Freien widersetzt hat, ein Sklave, dem nur eine Waffe fehlte, um Meuchelmörder zu werden."

Plötzlich wendet sie sich gegen einige sie umgebende Bauern.

„Augenblicklich soll man ihn ergreifen" sagt sie, „man bemächtige sich der Papiere, welche er meinem Verlangen weigert; und als einen schuldigen Sklaven peitsche man ihn mit Ruten. Hundert goldene Dukaten erhält, wer meinen Befehlen gehorcht!"

Wer diese durch Jahrhunderte an eine passive Unterwerfung gewöhnten Menschen gesehen hat, wie sie den eigenen Vater auf die bloße Laune eines Intendanten hin unbarmherzig mit Ruten peitschten oder wie sie, alle Gesetze der Scham verletzend, ein junges Mädchen entkleiden und es wie ein Kind bestrafen, wird nicht darüber erstaunen, daß dieser grausame Befehl fast ebenso schnell ausgeführt, als gegeben wurde. Sei es nun, daß diese Menschen, durch die große Belohnung gereizt, nur das versprochene Geld im Auge hatten, oder sei es, weil man in allen Klassen sich darin zu gefallen scheint, diejenigen, die ihr Verdienst erhoben hat, erniedrigt zu sehen: alle werfen sich zugleich auf Iwan. Voll Scham und Wut verteidigt sich Iwan wie ein Verzweifelter, aber durch die Menge besiegt, wird das Muster aller Ehre entkleidet, geknebelt wie ein Verbrecher und durch die erniedrigendste Züchtigung beschimpft.

Wieviel Reue würde man sich ersparen, wenn man

zwischen dem Zorn und der Bestrafung nur einen Augenblick Zeit ließe. Sich selbst fliehend, eine Beute der Furien, welche ihr das Herz zerreißen, irrt Wanda durch die Gemächer des Schlosses. Endlich kommt sie in ihr Zimmer und fällt vor Schmerz erschöpft auf einen Sitz, dem Bildnis ihres Vaters gegenüber, dessen ernster Blick ihr für ihre unwürdige Aufwallung die erste Strafe zu sein scheint, nieder. Ganz außer sich, ergreift sie das Paket, welches sie so sehr verlangt hat. Sie zerreißt den Umschlag und öffnet es; aber sie findet darin nur das Kästchen, womit sie einst Elisabeth ein Geschenk gemacht hat und welche, mit ihrem Porträt geschmückt, eine Locke von ihr, Papiere, auf Familienangelegenheiten bezügliche Kontrakte und endlich einen Brief enthält, welchen ihre Cousine an sie geschrieben hat. Sie durchläuft ihn mit hastigem Blick . . . Sie liest, daß Elisabeth lange von einem tödlichen Kummer verzehrt und auf die unnützen Versuche, ihn zu besiegen, verzichtend, sich entschlossen hat, eine Welt zu verlassen, in welcher sie nichts mehr zu wünschen wagt, daß sie jedoch, bevor sie sich auf immer an einem verborgenen Orte verbirgt, ihren beiden Freunden einen Beweis von Zuneigung hat geben wollen; daß sie ihrem unabänderlichen Schlusse zufolge hier eine Urkunde beifüge, in welcher sie Iwan ihr ganzes Vermögen vermacht, unter der einzigen Bedingung, ihren Leibeigenen, die ihr seit ihrer Kindheit gedient, die Freiheit zu geben und auf ihre Zukunft bedacht zu sein.

„Leb wohl, teure Wanda", sagte sie am Schlusse des Briefes: „Sei so glücklich, wie Elisabeth es wünscht, Iwans Liebe möge dich für meinen Verlust entschädigen. Dein Porträt und dein Haar, welches ich ihm zurückstelle, werden dich überzeugen, daß ich, frei von allen

irdischen Leidenschaften, mich fortan nur mit einem anderen Leben beschäftigen will, wohin ich euch bald vorausgehen werde."

Was empfand Wanda beim Lesen dieses Briefes! Ein unbegrenzter Schmerz zerriß ihr den Busen.

— „O, er komme zurück, er komme zurück!" schrie sie: „Er möge mir verzeihen, und ich will zu seinen Füßen sterben! lauft, lauft alle! ihr Werkzeuge einer blinden Wut!" rief sie, indem sie sich an die Diener wandte, welche die versprochene Belohnung abzuholen kommen; „augenblicklich fliegt zurück, führt ihn zu mir, und wäre es auch nur auf einen Augenblick, und ich verspreche dem, der mir ihn bringt, die Freiheit!" Nach diesen Worten stürzen sich alle auf Iwans Spur, aber ihre Nachsuchungen sind vergebens.

Niedergedrückt von Scham, rachedurstig, hatte sich Iwan in die das Schloß begrenzenden Wälder vertieft, hier irrte er, indem er vor Verzweiflung und Wut laut aufschrie, mehrere Stunden lang in einem Dickicht umher, welches nur wilde Tiere durchdringen zu können schienen. Die Nacht war gekommen, Ströme von Regen flossen vom Himmel herab und durchnäßten ihn bis auf die Haut, ohne jedoch das Fieber, welches ihn verzehrte, abkühlen zu können.

„Ich muß sterben," rief er, „mein Leben würde fortan nur eine Marter sein; aber wenigstens soll mein Tod ihr zur Strafe dienen." Unempfindlich gegen das stachlichte Gebüsch, welches ihn zerfleischte, kehrte er nach dem Schlosse zurück. Es war Mitternacht, als er die Türme desselben gewahrte. Ein einziges Fenster war erhellt; es war in Wandas Zimmer.

„Du wachst, Unbarmherzige!" rief er. „Ja, deine Nächte sollen fortan ruhelos sein! Und diese wird für

mich die letzte sein!“ Er schreitet durch die Galerien des Schlosses und gelangt, ohne jemand zu begegnen, in sein Zimmer; er nimmt seine Pistolen, das erste Geschenk des Grafen, er verbirgt sie unter seiner Kleidung und begibt sich nach Wandas Gemach. Als die Unglückliche Schritte vernimmt, springt sie plötzlich vom Bette auf, wo sie, die Beute ihrer Gewissensbisse, lag. „Ist er es? bringt Ihr ihn?“

— „Er kommt selbst!“ — sagte Iwan.

Und er zeigt sich ihr in dem schrecklichen Zustande, in welchen ihn seine Leibesstrafe und alles, was er seit dem Augenblicke seiner Flucht erduldet, versetzt hat.

— „Er kommt zurück, um Ihnen ein Ihnen würdiges Schauspiel genießen zu lassen.“ —

Und sogleich bewaffnet er sich mit einer seiner Pistolen, hält sie gegen seine Stirn; Wanda aber wirft sich ihm in die Arme und wendet den Schuß ab.

— „Deine Bemühungen sind vergebens, Grausame!“ sagt er, indem er sie zurückstößt. „Ich bin in diesem Augenblick Herr deines Lebens, aber wenn ich es dir nähme, würde deine Strafe allzu gelind sein. Lebe, um zu bereuen, und denke jeden Augenblick, daß du eine Mörderin warst!“

Und er will von seinem zweiten Pistol Gebrauch machen. Wanda stürzt sich zu seinen Füßen, umarmt seine Knie und schreit mit flehender Stimme:

„Halt ein! Halt ein! teurer Iwan! Ein Wort, ein einziges Wort, und ich sterbe mit dir!“

— „Wohlan denn, rede! Was hast du mir zu sagen? Verbinde mit der Grausamkeit noch die Falschheit. Ich höre, beeile dich!“

„Teurer Iwan, bei dem Gedächtnis unseres Vaters,

bei dem Andenken an deine Mutter, die uns beide gesäugt hat, vollende nicht das schreckliche Verbrechen. Verzeihe deiner Schwester, verzeihe deiner Gemahlin; sei barmherzig, wie unser Erlöser barmherzig war."

— „Hast du an meine Mutter, die dich und mich säugte, gedacht, als du auf einen leichten Verdacht hin mein Leben der Schande preisgabst, wenn ich feig genug gewesen wäre, die Last desselben zu ertragen?"

„Iwan, verzeihe! Iwan, noch gibt es ein Mittel, alles ungeschehen zu machen. Gott sei mein Zeuge: wenn ich um den Preis meines Blutes den Fehler verwischen könnte, ich würde es in diesem Augenblicke verspritzen. Komm, folge mir zum Altar, komm und gib mir mit deiner Hand zugleich völlige Verzeihung."

— „Wer! Ich? Sollte ich der Tochter meines Wohltäters den Namen eines mit Ruten Gepeitschten geben? Nein, niemals! niemals!"

„Nun wohl! noch heute bietet sich dir ein letztes Mittel. Ergreif' es, Iwan, oder ich wiederhole es, du wirst nicht allein sterben. Dieselbe Liebe oder dasselbe Grab. Du weißt, daß sich unter Poniatowskis Befehlen eine polnische Armee im Großherzogtum um seine Fahnen versammelt hat und nach Leopold abmarschieren wird. Eile, dich ihr anzuschließen, noch in dieser Nacht. Hier übergebe ich dir mein Eheversprechen, welches dich frei und zu meines gleichen macht; nimm alles Gold, was ich im Besitz habe. Sollte es nicht genügen, so nimm hier auch mein Schmuckkästchen; verkauf' es, verwende es zur Verteidigung einer so edlen Sache, zeige dich unseres Vaters, meiner Liebe und des polnischen Namens würdig. Im Degen suche dir eine Ehre wieder und trage von dem Augenblick an den Namen, den Titel meines Vaters, welchen ich dir schenke samt

allem, was mir angehört. Ach, könnte doch diese Genugtuung die Erinnerung an meinen Fehler verwischen! Wie? Du antwortest mir nicht? Du überlegst, Iwan? — Wohlan, hier ist mein Busen: stoß zu! — denn ihm gilt es, oder dir!" sagte sie zum Himmel deutend: „stoß zu, bestrafe mich; aber bedenke auch, daß in einer andern Welt, wohin ich dir vorausgehen oder folgen werde, deine Mutter und mein Vater uns erwarten . . ."

— „Um uns zu richten, Wanda! und was wirst du antworten?"

„Ach, wohl bin ich schuldig, gewiß!" sagte sie, indem sie ihm zu Füßen fiel: „aber es gibt kein Vergehen, das eine aufrichtige Reue nicht zu versöhnen vermöchte."

Das war für Iwans zarte Seele zu viel.

— „Du hast mich besiegt, Wanda! Du hast mich besiegt, allzugeliebtes Mädchen!" sagte er sie aufhebend. „Ich werde leben, weil eine Taufe durch Ruhm einen Flecken der Beschimpfung noch abwaschen kann. Augenblicklich reise ich ab und ohne Scheu nehme ich deine Geschenke; in ihnen hast du Polen ein Opfer gebracht."

„O, nenne sie lieber ein Sühnopfer der Liebe!" erwiderte Wanda, indem sie ihn krampfhaft an ihren Busen preßte.

Sie zieht Iwan zu sich hinein. Von Dienern umgeben, welche der Pistolenschuß aufgeschreckt hatte, sagte sie zu diesen, indem sie auf Iwan deutete:

„Hier seht ihr Euren Herrn, den Grafen und meinen Gemahl, den Einzigen, dem wir alle fortan zu gehorchen haben."

Sie läßt eine Kalesche vorfahren, bespannt mit sechs Pferden, welchen andere sechs in kleinen Tagmärschen

nach Warschau folgen. Sie selbst holt das Kästchen herbei, worin sich alles befindet, was sie ihm geboten hat; und dieselben Gemächer, die noch einige Stunden zuvor Zeugen des Zorns und der Verzweiflung gewesen waren, sehen jetzt die süßesten Tränen durch die zärtlichsten Küsse von den Wangen getrocknet.

Bei seiner Ankunft im Großherzogtum wurde Iwan, gekannt von allen Freunden seines „Wohltäters", dessen Söhne seine Universitätsfreunde gewesen waren, aufgenommen, wie sein edler Charakter es verdiente. Durch sein Betragen adelte er alle Stufen der Leiter, welche er bis zu dem Grade eines Kapitäns bestieg. Während des ganzen Feldzuges versäumte er niemals eine Gelegenheit, sich die ihm nützlichen militärischen Kenntnisse zu erwerben. Wandas gedachte er nur, um sich ihrer Wohltaten zu erinnern, und des Ruhms nicht anders, als sei er der Preis seines Glücks. Das Nähere dieses Feldzuges ist bekannt. Der Fürst Poniatowski fand bessere Erfolge, als er es sich je hatte träumen lassen. Er umging die österreichische Armee, warf sich nach Gallizien und machte sich zum Herrn von Sandomir und Zamosk. Den Enthusiasmus der Einwohner benutzend, welche von allen Seiten seiner Armee bewaffnet entgegeneilten, wußte er diesen Krieg, dessen Endziel Freiheit und Unabhängigkeit war, zu heiligen.

Wenige Tage nach der Besetzung von Leopold wurde Iwan, als er einige Meilen von der Stadt auf Rekognoszierung stand, durch eine Abteilung österreichischer Ulanen überrascht. In dem Augenblicke, wo es ihm fast schon gelang, die Feinde zur Flucht zu nötigen, erhielt er einen Schuß, der ihm die Brust durchbohrte. Durch seine Reiter aufgehoben und von Peter, seinem seit seiner Kindheit ihm treu ergebenen Diener

unterstützt, erlaubte sein starker Blutverlust nicht, ihn in das Feld zurückzuführen; auf einer in der Eile zusammengelegten Tragbahre brachte man ihn in ein benachbartes Dorf, wo die Prinzessin Lubomirska ein Hospiz gegründet hatte, in welchem die barmherzigen Schwestern von der Regel des Hl. Vinzenz de Paula den Krankendienst hatten. Er wurde in eines der Zimmer des Klosters gebracht, alle Sorgfalt ihm gewidmet, sowohl vom Arzte des Hauses, als durch die tugendhaften frommen Frauen. Aber die Kugel hatte die Organe des Lebens getroffen, und nach dem zweiten Tage sagte der Chirurgus, es bliebe keine Hoffnung mehr.

Bei Verkündigung dieses unseligen Prognostikons entfuhr einer jungen in einen Schleier verhüllten Schwester, welche Iwan nicht verlassen hatte, ein Schrei des Schreckens; sie stürzt sich auf das Schmerzenslager und bleibt wie vernichtet liegen. Sie weinte nicht, die Unglückliche, sondern starb, wollte gleichfalls sterben. Bei diesem Schrei öffnete der Kranke mit Anstrengung die Augen, zieht den Schleier weg, welcher sie seinen Blicken verhüllt, und erkennt, unter der Kleidung einer der frommen Schwestern, die Freundin seiner Jugend.

„Bist du es, Elisabeth," sagte er, indem er ihr die Hand drückte; „oder hat ein Engel dies Kleid angezogen, um meinen letzten Seufzer zum Himmel zu bringen? Für dieses trostlose Leben hast du alle Behaglichkeit des Luxus aufgegeben: um deinen Freund reich zu machen, wolltest du Dienerin der Armen werden? . . ."

— „Gott wollte es also, teurer Iwan. Wenn ich deinen Bitten nicht habe widerstehen können, über mich selbst nicht den Sieg erreichen konnte, so bedurfte es eines ewigen vom Himmel eingegebenen Gelübdes, uns

zu trennen. Ich habe alles auf der Welt erfahren, was ein Frauenherz am schmerzlichsten berühren kann; da konnte also kein Opfer mehr mir peinlich sein. Das größte war vollbracht, als ich auf dich verzichtete."

„Was sagst du, Elisabeth?"

— „Das unheilvolle Geheimnis entfloh den Lippen wider meinen Willen; und wenn ich alles getan habe, um zu verhindern, daß diese Liebe weder deine noch Wandas Ruhe trübte, so sieh, wie ich dafür belohnt worden bin."

— „Zu Hilfe, er stirbt!" schrie Peter. „Ach um Gottes willen, Madame, ziehen Sie sich zurück; diese Aufregung tötet ihn."

Iwan kam indeß wieder zu sich und heftete seine sterbenden Blicke auf das Antlitz, in welchem Liebe, Furcht und das Mitleid der Zärtlichkeit sich malten.

— „So jung sterben," sagte er, „und so sehr geliebt . ."

Darauf erhob er mühevoll die Hand:

— „Elisabeth . . . Wanda . . . werde ich im Himmel die Engel wiederfinden, denen ich auf Erden begegnet bin?"

Er sank auf sein Schmerzenslager zurück. Das fromme Mädchen hatte den letzten Seufzer dessen empfangen, den sie so sehr geliebt hatte. Zwei Wochen waren kaum vergangen, als sie auch unter dem Marmorsteine von Iwans Grab lag, den man wieder aufgehoben hatte, um sie mit ihm zu vereinigen.

Die Botschaft vom Tode Iwans und Elisabeths erreichte Wanda sehr bald. Man kann sich den Zustand ihrer Seele denken. Es war ein Schmerzgefühl, das keine Tränen gestattete; alle Bestrebungen ihrer Freundinnen, die Bitterkeit ihrer Betrübnis zu verscheuchen, waren vergebens.

Wenn man nichts mehr zu lieben hat, hat man auch nichts mehr zu fürchten.

Vor zwei Jahren verliebte sich der junge Fürst L . . of sterblich in sie und hielt um ihre Hand an. Sie weigerte sich lange; aber endlich wurde sie durch den Gedanken besiegt, daß noch ein gefühlvolles Wesen um sie litte, und entschloß sich, diese Verbindung einzugehen. Seit jener Zeit haben sie beide Frankreich und Deutschland zusammen bereist und kommen jetzt aus Italien. Man kann wohl denken, daß die Veränderung ihres Ortes und die zarten Sorgen ihres Gemahls die Düsterheit ihrer Erinnerungen milderte. Aber Iwans Bild verfolgt sie unaufhörlich wie ein Gewissensbiß. Wenn die Worte „Sklaverei" und „Sklave" in ihrer Gegenwart gesprochen werden, gerät sie stets in eine schreckliche Aufregung. Sie gleicht einer Blume, welche der Sturm der Leidenschaften ausgedörrt hat, und deren Wiederaufblühen zu bewirken die Zeit keine Macht haben wird."

Ich dankte dem Grafen Arthur lebhaft und habe noch unter dem frischen Eindruck seiner Worte diese Schilderung niedergeschrieben. Aber nur zu wohl fühle ich es, daß ihr die Sprache des geistreichen Erzählers und der Anblick der interessanten Heroine mangelt.

XXXI

Der Kaiser Alexander, der König von Preußen und der Marine-Offizier. — Überraschung der Kaiserin von Rußland. — Fernere Feste. — Ein Ball bei Herrn von Stakelberg. — Paul Kisselew. — Brozin. — Der Fürst von Metternich gibt ein Fest. — Feuersbrunst im Ballsaale. — Feste und Bankett am Hofe. — Ompteda. — Chronik des Kongresses. — Der verräterische Parfum. — Erinnerung an die Kaiserin Josephine und Madame Tallien. — Ein Roman am Hofe.

Laut lachend trat eines Morgens der Graf von Witt zu mir ein.

„Was ist die Ursache einer solchen Munterkeit, mein teurer General?" fragte ich ihn.

— „Ein Abenteuer, das mir Uwarow soeben erzählte: es ist sehr ergötzlich, aber man hat, obgleich ihm die Einzelheiten desselben vom Kaiser Alexander selbst mitgeteilt wurden, Mühe es zu glauben.

„Ein junger Seeoffizier, ein Günstling des Grafen von Nesselrode, welcher durch ein seltsames Zusammentreffen nie nach Petersburg gekommen war und den Kaiser nicht kannte, wurde mit wichtigen Depeschen nach Wien gesandt. Alexander liebt es, wie Sie wissen, auch hier wie in seiner Hauptstadt zu Fuß die Straßen und Promenaden zu durchwandeln. Diesen Morgen verläßt Seine Majestät mit einem einfachen Oberrock bekleidet sein Palais, als er einen jungen Offizier seiner Marine erblickt, der, noch in Stiefeln und Sporen, sich

zu orientieren und den Eingang in das kaiserliche Residenzschloß zu suchen scheint, ungewiß, wohin er sich wenden soll. Alexander redet ihn an.

„Sie scheinen etwas zu suchen," sagte er.

— „Freilich!" erwiderte der Seemann. „Ich habe eine Depesche an den Kaiser von Rußland. Man hat mich nach dem Burgpalast gewiesen — so weit wär' ich. Da ich jedoch erst seit wenigen Augenblicken in Wien bin, so weiß ich nicht, an wen ich mich wenden soll, der mich leiten und einführen könnte."

„Die freie und offene Miene des jungen Mannes entzückt Alexander. Er findet Gefallen daran, sein Inkognito ein wenig zu verlängern.

„In diesem Augenblicke werden Sie den Kaiser nicht finden, denn er ist nicht im Palast. In zwei Stunden aber wird er Sie empfangen können."

„Die Unterhaltung nimmt nun einen sehr vertraulichen und freundschaftlichen Ton an. Der Zar befragt unseren Offizier über seine Familie, seine Karriere und seine Aussichten. Er hört, daß jener sehr jung in das Seewesen getreten, nie an den Hof gekommen ist und seinen Souverän nie gesehen hat. Nach einer halbstündigen Promenade und Unterhaltung wendet sich Alexander an den Seemann:

„Mein Herr," sagte er in liebreichem Tone, „Ihre Briefe können Sie mir übergeben; ich bin Alexander."

„Ein allerliebster Scherz!" erwiderte der andere lachend: „Sie, Sie wären der Kaiser?"

„Allerdings der Kaiser von Rußland."

— „Nun gut, dann bin ich der Kaiser von China."

„Und warum sollten Sie nicht der Kaiser von China sein?"

— „So denke ich auch, mit demselben Rechte, wie

Sie der Kaiser von Rußland sind!" meint das mutwillige Kind Neptuns.

„Alexander, mehr und mehr von einem quiproquo entzückt, welches komisch zu werden verspricht, findet Gefallen an dem Scherze. Das heitere Gespräch, die ergötzlichen Fragen und Antworten werden fortgesetzt. Man kommt auf den Wall; der Kaiser gewahrt den König von Preußen, welcher ihnen entgegenkommt.

„Verstehen Sie deutsch?" fragt er seinen Begleiter.

— „Kein Wort," erwiderte dieser.

„Sogleich eilt Alexander ihm voraus, nähert sich Friedrich Wilhelm und spricht in deutscher Sprache einige Worte mit ihm, worauf er zu dem jungen Seemann zurückkehrt und ihn bei der Hand nimmt.

„Sie haben," sagt er zu ihm, „jetzt die schönste Gelegenheit, den König von Preußen kennen zu lernen. Ein Offizier meiner Flotte, Sire, welchen ich Eurer Majestät vorzustellen die Ehre habe."

— „Immer besser, immer besser!" ruft der Offizier: „Sie, mein Herr, sind der König von Preußen, Sie der Kaiser von Rußland, und ich, ich bin der Kaiser von China. Drei Souveräne: ... Warum nicht? mein Kapitän sagt sehr wahr, daß er es nach Gott an seinem Bord sei ... Apropos! wie stehen die Sachen in Preußen? befindet sich man wohl in Berlin? In der Tat, Ihr Vorgänger, der große Friedrich, war ein unbestreitbarer Held! Ebenso auch Ihr Ahnherr, Peter der Große von Rußland, reformatorischen Angedenkens!" sagt er sich vor Alexander verbeugend. „Aber so groß auch beide waren, so zweifle ich doch, daß sie meinen Großvater nachgeahmt haben würden, der in dem Treffen bei Tchesme sich lieber mit seinem Fahrzeug in die Luft sprengen, als sich den Türken ergeben wollte."

„Obgleich die Freiheit dieser Äußerungen an Übermut streifte, so herrschte doch in allem, was der Seemann sagte, jene Offenheit und Jovialität, die man in seinem Stande so häufig findet. Die beiden Souveräne fühlten sich nicht allein nicht verletzt, sondern ihr Lachen bezeugte auch, daß sie sich von ganzem Herzen amüsierten.

„Man war vor der Tür einer Weinschenke angekommen. Sehr höflich ladet der Offizier seine Begleiter ein, hineinzutreten und dort die Unterhaltung bei einigen Flaschen fortzusetzen. Die beiden Monarchen willigen mit Freuden ein. Man müßte aber von allem, was dort geschah, persönlicher Zeuge gewesen sein, um die Möglichkeit einer solchen Szene glaublich zu finden. Es werden Erfrischungen serviert; man setzt sich an den Tisch, man trinkt, stößt an und fährt fort, sich vertraulich, ohne allen Zwang und mit der ganzen Ungezwungenheit zu unterhalten, zu welcher eine königliche Lustbarkeit an einem solchen Orte berechtigte.

„Ihr Wohlsein, mein Bruder!“ wendet sich Friedrich Wilhelm von Preußen an Alexander von Rußland.

— „Bei Gott!“ erwiderte der Kaiser: „zur gebührenden Feierlichkeit eines solchen Toasts fehlt nichts als eine Artilleriesalve aus den Batterien unserer Hauptstädte.“

— „Ihrem Wunsche kann Genüge geschehen!“ sagt der Seemann, ergreift sein Pistol und schickt sich an, es zu laden. „Wir werden uns diesmal freilich mit einer Kanone von ziemlich kleinem Kaliber behelfen müssen.“

„Er war im Begriff loszudrücken, einen Volksauflauf zu veranlassen und, was anfangs nur ein harmloser Scherz gewesen, in eine ärgerliche Szene zu verwandeln. Nicht ohne Mühe konnte man die Gefahr einer

so geräuschvollen Demonstration abwenden. Endlich will man sich entfernen; der Seemann besteht hartnäckig darauf, die Zeche zu bezahlen, und man muß ihm nachgeben.

„Man verläßt jetzt das Weinhaus und kommt auf die Bastei. Die beiden Monarchen sehen sich alsbald vom Haufen umringt, der sie mit den gewohnten Huldigungen überschüttet. Herzog von Richelieu nähert sich Alexander mit Ehrfurcht und nennt ihn Majestät. Der junge Offizier, welcher zu Odessa unter den Befehlen des Herzogs gedient hat, erkennt ihn wieder. Er erblaßt, gerät in Verwirrung; er merkt, daß er der Gegenstand einer königlichen Mystifikation gewesen ist. Bald jedoch, durch Alexanders liebreiches Wesen ermutigt, beeilte er sich, ihm seine Depeschen zu übergeben. Der Kaiser empfängt sie mit einem freundlichen aber etwas boshaften Lächeln und entläßt den jungen Seemann mit einer wohlwollenden Handbewegung. Dieser empfängt noch für denselben Tag von seinem Souverän eine Einladung zu einem Diner.

„Nun frage ich: war unser geistreicher Offizier der Mystifizierende oder der Mystifizierte? Es möchte schwer zu entscheiden sein. Bei alledem wird, sei auch seine Rolle gewesen, welche sie wolle, diese seltsame Veranlassung jenes königlichen Amüsements ihn jedenfalls weit besser befördern, als es zwanzig Dienstjahre oder die glänzendste Tat vermocht hätten. Er wird nicht nötig haben, gleich seinem Großvater mit Hilfe einer Pulvertonne seine Belohnung im Himmel zu suchen."

„Während sich aber unsere Könige amüsieren," fuhr der General fort, „wollen die Kaiserinnen und Königinnen nicht zurückbleiben. Sie wissen, daß heute der Geburtstag der Kaiserin von Rußland ist. Alle Geburtstage

nun, alle Festtage des Kalenders sind Gelegenheiten zu Lustbarkeiten, und das Vergnügen läßt sich keinen derselben entgehen. Gestern Morgen haben sich die Kaiserin von Österreich, die Großherzogin von Oldenburg und Sachsen-Weimar, in bizarre Kleidungen gehüllt, unter erborgten Namen bei der Kaiserin Elisabeth anmelden lassen. Nach einigem Anstande hat man sich erkannt und viel gelacht: prachtvolle Geschenke wurden angeboten und, wie die ganze Überraschung, mit dem größten Wohlwollen aufgenommen."

— „Wenn der Fürst von Ligne, mein teurer General, von all' diesen Monarchen sprach, welche das Vergnügen berauscht, nannte er sie Könige während der Ferien; sieht man sie aber sich wie Kinder zerstreuen, sollte man sie in der Tat Schüler während der Ferien nennen."

Der Graf bat mich, ihn abends auf einen großen Ball zu begleiten, welchen Herr von Stakelberg[1]), russischer Gesandter, geben wollte, um die Geburt der Kaiserin zu feiern. Ich versprach es ihm. Dies sollte, wie es hieß, das letzte russische Fest[2]) sein; denn man machte bekannt, daß alle Verhandlungen endlich mit dem Karneval geschlossen sein sollten. Mehrere Souveräne dachten bereits daran, Wien zu verlassen, und Lord Castlereagh war zur Eröffnung des englischen Parlaments nach London gerufen worden.

1) Graf Gustav Stakelberg (geb. 1766, gest. 1850 zu Paris) wurde zwar durch Verdienste getragen, die sich sein Vater als Minister der Zarin Katharina II. gelegentlich der Teilung Polens erworben hatte, doch besaß er Talent genug, um auch selbst zur Geltung zu gelangen. Im Gegensatz zu Nesselrode besaß er stets eine eigene Meinung und wußte dieselbe auch zu vertreten. Er war ein guter Familienvater. Von seiner graziösen Gemahlin, geborenen Gräfin Karoline Ludolf, unterstützt, machte er während des Kongresses am besten Haus (s. Strobl v. Ravelsberg, Metternich, I, S. 238).
2) Am 25. Januar 1815.

Obgleich zu Wien seit den ersten Tagen des Kongresses dergleichen Gerüchte sehr häufig im Umlauf gewesen waren, so konnte man doch für diesmal an die Wahrscheinlichkeit desselben glauben. Vier Monate waren verflossen, seitdem das Vergnügen den Repräsentanten Europas die Pforten des Heiligtums geöffnet hatte, wo sein Geschick festgestellt werden sollte: das Gleichgewicht und der Friede waren allem Vermuten nach das Resultat dieser langen Beratungen.

Was soll ich nach all den Beschreibungen, die ich von den Zaubereien jener Epoche zu geben versucht habe, noch von dem Balle des Herrn von Stakelberg sagen? Es schien in der Tat, als hätte sich zwischen den Repräsentanten der großen Mächte ein Wettstreit erhoben — ein Wettstreit der Pracht und des guten Geschmakkes.

Was aber außer den Wundern des Luxus und Überflusses jene von den russischen Notabilitäten den hohen Gästen Wiens gegebenen Bälle vor allem auszeichnete, war eine auserlesene Urbanität, verbunden mit dem, was man von der Zivilisation des Ausgezeichnetsten erwarten darf. Die Welt hatte die höchsten Vertreter der Diplomatie und Kriegskunst in die Hauptstadt Österreichs geladen: inmitten dieser Berühmtheiten gebührte die Palme antiker Feinheit, welche man so lange französische Feinheit genannt hat, ohne Widerspruch Rußland.

Einer der ersten, welche ich in dieser glänzenden Versammlung bemerkte, war der General Uwarow. Nach seiner Gewohnheit gerade und unbeweglich dastehend, trug er auch diesmal an seinem Finger jenen geheimnisvollen Ring, der ihn nie verließ und auf welchem man einen Totenkopf eingegraben erblickte. Galt dieser

Ring dem Andenken an den Tod der Prinzessin S . . ., die sich aus Liebe zu ihm vergiftet hatte? Oder sollte ihn dieses traurige Emblem an den Mord Pauls I. erinnern, woran er, wie man sagte, Anteil genommen[1])? Ich habe es nie erfahren können.

In seiner Nähe waren der Oberste Brozin[2]) und der Graf Paul Kisselew[3]). Beide General-Adjutanten des Kaisers Alexander. Ersterer, ein schöner und braver Soldat, hatte später die gefährliche Ehre, den Platz seines Souveräns in dem Herzen der schönen Nariskin einzunehmen; nur einem Ludwig XIV. war es vergönnt, von einer Lavallière geliebt zu werden, einer Frau, die sich dem Himmel widmete, nachdem sie aufgehört hatte, sich ihrem Könige zu widmen. Der Zweite, ein Offizier von der höchsten Auszeichnung, hat sich seitdem als Statthalter der Wallachei und Moldau einen verdienten Ruf erworben. Man fühlte sich von vornherein von seinem unerschrockenen und glänzenden Charakter gefesselt. Ein Enthusiast für alles Große und Edle, hing er mit einer wahren Leidenschaft an Alexander, den er nicht nur als einen Wohltäter liebte, sondern auch zufolge jenes natürlichen Hanges verehrte, welcher zwei für einander geschaffene Seelen aneinander kettet. Der General Paul Kisselew hat seitdem die ältere Tochter der berühmten Gräfin Sophia Potocka geheiratet. Gegenwärtig vertritt er eines der wichtigsten Ministerien des russischen Reichs.

Dort stand der Prinz Dolgoruki, Sohn jener schö-

1) Uwarow hatte den Schutz Alexanders über, im Falle eines Fehlschlages der Verschwörung.

2) Als Nebenbuhler Alexanders ist nur Graf Adam Oscherowski bekannt, der auch Generaladjutant war, wohl eine Verwechslung.

3) Paul Dmitriewitsch Kisselew, russischer General der Infanterie, geb. zu Moskau 1788, seit 1839 Graf (s. Öttinger, Moniteur).

nen Prinzessin Dolgoruka, für welche Potemkin eine ganze Nacht hindurch die Festung Oczakoff beschießen ließ — von einem zahlreichen Zirkel umgeben, in dessen Mitte man vor allen die Fürsten Gagarin und Trubetzkoi, den General-Adjutanten Pankratieff usw., unterschied.

Etwas ferner unterhielt sich Herr von Talleyrand ziemlich frostig mit den Herren von Wintzingerode und von Hardenberg. In dem Geräusch und Taumel des Vergnügens zeigte seine eiserne Physiognomie mir dieselbe Ruhe, wie im Saale des Kongresses, wo es sich um das Schicksal Europas und seines Vaterlandes handelte.

Schon waren mehrere Walzer und Polonaisen aufgeführt, als man die Prinzessin B . . .[1]) bat, die Tarantella zu tanzen, jenen allerliebsten neapolitanischen Tanz, welchen sie so oft in ihrer Jugend mit ihren Gespielinnen unter dem schönen Himmel aufgeführt hatte, der ihn entstehen sah. Dem allgemeinen Wunsche nachgebend, stellte sie sich in die Mitte des Salons, machte eine höchst anmutige Verneigung, ergriff dann ein Tamburin, gab das Zeichen zur Musik und begann jenen lebhaften, leichten und üppigen Pas, der so sehr mit dem Freudentaumel harmoniert, welchen das Klima Neapels einflößt. Bald schwingt sie ihr Tamburin über dem Kopfe und läßt die Schellen mit unglaublicher Fertigkeit läuten; bald durchläuft sie, indem sie es mit der Hand, mit den Ellenbogen, mit den Knien, mit dem Kopfe schüttelt, den sie umgebenden Kreis mit solcher Leichtigkeit, daß sie kaum den Fußboden zu berühren scheint. Wenn man es gewagt hätte, so würde ein lauter Beifall nicht ausgeblieben sein; ein leises nicht weniger schmeichelhaftes Gemurmel aber be-

1) Wohl Bagration.

wies der schönen Terpsichore, wie sehr sie die Zuschauer bewunderten.

So oft meine Phantasie mich in all jene Feste zurückversetzt, wo ich den russischen Adel zu Petersburg, zu Moskau, zu Wien so viel Eleganz mit Reichtum gepaart entfalten sah, erinnere ich mich einer Schilderung, die mir mein Freund, der Graf Tolstoi, von den russischen Festen unter Peter I. machte. Mit zahllosen Schwierigkeiten hatte dieser Monarch zu kämpfen gehabt, als er seine Bojaren zwingen wollte, sich auf europäische Weise zu amüsieren. Die Opposition war so heftig gewesen, daß er ihr nur durch die Veröffentlichung eines langen Reglements hatte obsiegen können: wer irgend einen Artikel desselben verletzte, mußte sich den strengsten Strafen unterziehen. Obgleich sein unerschütterlicher Wille entschieden hatte, daß alle Feste einen durchweg europäischen Charakter annehmen sollten, so streifte man doch noch gar zu nahe an die Barbarei, als man derselben so plötzlich hätte entsagen können. Die Hofbälle wurden beim Klange des Tamburins in der Stadt angekündigt. Um fünf Uhr abends begaben sich die Damen dahin: sie mußten nach derselben Mode gekleidet sein, die damals an den übrigen Höfen Europas herrschte. Nur die Kaiserin Mutter, eine Narischkin, durfte von diesem allgemeinen Gesetz eine Ausnahme machen und die Kleidung der russischen Damen beibehalten. Peter selbst, der niemals eine der Vorschriften verletzte, welche er anderen machte, stand vor der Tür des Palastes, eine Picke in der Hand, Schildwache. So übernahm Ludwig XIV. zu Saint-Cyr, während der Aufführungen der Esther, die Funktion eines Huissiers und bewachte den Eingang des Theaters. Die Großherzoginnen boten den Gästen Erfrischungen an; ihr

Name mußte wohl dabei das Beste tun, denn die Erfrischungen bestanden aus nichts anderem, als aus französischen Weinen, Meth, Brantweinen und starken Bieren. An der Eingangstür, dem Kaiser gerade gegenüber, hielt ein Kammerherr zwei mit einer großen Anzahl von Nummern angefüllte Urnen. Jeder Kavalier und jede Dame mußte beim Eintritte in den Ball eine derselben ziehen und sich so, wohl oder übel, mit einer korrespondierenden Nummer verbinden, wie einst bei den olympischen Spielen die Faustkämpfer. Die Maskenbälle waren womöglich noch seltsamer. Man suchte sich durch die bizarresten Kostüme auszuzeichnen, und mit den Kostümen harmonierten die Tänze, wie die Äußerungen der Freude.

Aber noch waren nicht viele Jahre verflossen, als die Lektionen des hohen Reformators bereits ihre Früchte getragen hatten. Unter Katharina I., unter Elisabeth, sah man die Vergnügungen mit Rußlands Macht und Einfluß gleichen Schritt halten. Die letztere Fürstin liebte vorzugsweise die Maskenbälle: an jedem Neujahrstage gab sie einen solchen mit außerordentlichem Prachtaufwande, an welchem die Damen als Männer und die Männer als Damen verkleidet erscheinen mußten. Die Kaiserin, welche sich im Männergewande sehr wohl ausnahm, fand großes Behagen an dieser Verkleidung. Nach ihr regierte Katharina II., welche bestimmt schien, alle Arten des Ruhms und der Vergnügungen zu erschöpfen. Von ihren prachtvollen Karussells will ich nicht reden; es mag genügen, an ihre Feste und Bälle im Schlosse zu Tzarskoje-Selo, so wie an die Feste Potemkins im Palais von Taurien zu erinnern; man kann sich nichts glänzenderes denken. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts endlich, und nament-

lich zur Zeit des Kongresses, gab es wohl keine Nation, welche das Vergnügen besser aufzufassen und ihm das Siegel der Feinheit und Großartigkeit so aufzudrücken wußte, wie die russische.

So sah denn jeder Tag von der Festlichkeit des Vorabends eine neue Folge, ohne daß diese ununterbrochene Kette von Vergnügungen die mindeste Übersättigung nach sich gezogen hätte. Während Herr von Stakelberg den Geburtstag seiner Kaiserin feierte, vereinigte Kaiser Franz in derselben Absicht die gekrönten Häupter, die Fürsten und die übrigen politischen und militärischen Notabilitäten zu einem großen Konzert in einem der Säle des kaiserlichen Residenzschlosses. Dem Konzert war ein glänzendes Diner vorangegangen. Zwei Tage vorher hatte auch der Fürst von Metternich einen großen Ball gegeben, auf welchem alle Gäste des österreichischen Hofes zugegen gewesen waren. Aber ich bemerke soeben, daß ich fast am Ende meines Buches bin und noch immer nicht von diesem Diplomaten, einem der hervorragendsten Männer unserer Zeit, gesprochen habe. Wer hat es nicht schon versucht, den Herrn von Metternich zu schildern! ... Wie Herrn von Talleyrand ist auch ihm von seinen Zeitgenossen aller Ruhm der Geschichte zuerkannt; obgleich jedoch schon geübtere Hände als die meinigen sein Porträt entworfen haben, kann dennoch auch ich dem Wunsche nicht widerstehen, ihn so zu zeichnen, wie ich ihn inmitten der glänzenden Macht und der diplomatischen Zurückhaltung, in welcher er sich seit seiner Jugend bewegt hat, beurteilen konnte.

Herr von Metternich[1]) konnte zu jener Zeit noch für

1) Fürst Klemens Metternich (1773—1859), der berühmte österreichische Staatskanzler, der 47 Jahre (1801—1848) in Staatsdien-

einen jungen Mann gelten. Seine Züge waren schön und vollkommen regelmäßig, sein Lächeln verführerisch; sein Gesicht drückte Klugheit und Wohlwollen aus; er war von mittlerem Wuchs, wohlgestaltet, und sein Gang hatte etwas Edles und Elegantes. Besonders aus Isabeys schöner Zeichnung der Gesandten am Kongresse konnte man sich eine ziemlich genaue Idee von all' den äußeren Vorzügen machen, für welche sein Herz nicht unempfindlich war. Beim ersten Anblick fand man sich angenehm überrascht, in ihm einen jener Männer zu erkennen, an denen die Natur ihre reizendsten Geschenke verschwendet hat, die nur für die frivolen Erfolge in der Gesellschaft berechnet zu sein scheinen. Betrachtete man aber aufmerksam seine Physiognomie, die zugleich das Gepräge der Geschmeidigkeit und Festigkeit trug; beobachtete man die Tiefe seines Blickes, so durfte man an seinem außerordentlichen politischen Genie keinen Zweifel hegen; man erblickte in ihm nur noch den Staatsmann, gewöhnt, die Menschen und die höchsten Angelegenheiten zu leiten.

Seit dreißig Jahren bei den riesigen Erschütterungen beteiligt, welche Europa bewegten, hat Herr von Metternich die ungewöhnliche Gewandtheit seines Geistes, jenen seltenen Scharfblick, jenen durchdringenden Verstand bewährt, welcher die Ereignisse voraussieht und lenkt. Sein Urteil, die Frucht langen Nachdenkens, ist unwiderruflich, und sein Wort entscheidend, wie es einem Staatsmanne, der von dem Einflusse jedes seiner Worte überzeugt ist, geziemt. Überdies ist Herr von Metternich einer der besten Erzähler unserer Zeit. In Rücksicht auf die Politik hat man ihm vorwerfen

sten tätig war und seit dem Wiener Kongreß Österreichs Wohl und Wehe (allerdings mehr das letztere) bestimmte.

wollen, daß er gar zu sehr den Gesetzen des Stillstandes anhänge. Gewiß wird ein so entwickelter Geist wie der seinige wohl erkannt haben, daß es nicht in der Bestimmung des Menschen liegt, stets auf derselben Stufe zu bleiben, und daß Stillstehen in unserem Jahrhundert nichts anderes heiße, als rückwärts gehen. Aber wohl weiß er auch, daß Erschütterungen nicht immer Fortschritte sind, und daß man in der Leitung der Menschen auf ihre Gewohnheiten und wirklichen Bedürfnisse Rücksicht nehmen muß. Wenn der Augenblick noch nicht erschienen ist, wo man über Herrn von Metternich ein entscheidendes Urteil fällen darf, muß sich die zeitgenössische Geschichte darauf beschränken, das friedliche und wolkenlose Glück außer Zweifel zu setzen, welches seine ruhige und geräuschlose Leitung den Erbstaaten Österreichs zu geben wußte. Dieses Glück, welches ihnen genügt, gibt ihm ein Anrecht auf seinen Ruhm, welches man gewiß nicht mißkennen wird.

Die Feste des Herrn von Metternich während des Kongresses hatten einen besonderen und, wenn man sich so ausdrücken darf, mit seiner Person ganz übereinstimmenden Charakter. Mit einem wohlverwandten Luxus, mit der auserlesensten Feinheit in den Details verband sich eine Großartigkeit, bei welcher man nicht die mindeste Unordnung wahrnahm. Von diesem Standpunkte aus schien ihnen ein gewisser Vorrang zu gebühren, wie er dem Fürsten in den diplomatischen Konferenzen der Staatskanzlei gewiß war.

Jenes Fest wurde gegen Ende Januars und zwar in dem Landhause gegeben, welches Herr von Metternich in geringer Entfernung von Wien besitzt[1]). Un-

1) Im 3. Bezirk, Rennweg, heute steht auf dem Platze die italienische Botschaft.

Clemens Wenzel Lothar

Fürst von Metternich=Winneburg=Ochsenhausen,

Seiner Kaiserl: Königl: Apostolischen Majestät

Staats_Conferenz_und der auswärtigen Angelegenheiten

dirigirender Minister.

Herausgegeben und zu haben bey Artaria & Comp. in Wien, Kohlmarkt № 1201

geachtet der außerordentlichen Kälte war die Zahl der Gäste sehr bedeutend, und wie gewöhnlich sah man auch diesmal alle Berühmtheiten Europas und die ausgezeichnetsten weiblichen Schönheiten dort vereinigt. Der Fürst und die Fürstin machten miteinander um die Wette die Honneurs, mit einer gewissen koketten Anmut, welche von Tag zu Tag mehr verschwindet, da man jetzt alles mögliche getan zu haben glaubt, wenn man den Gästen die Türen der Salons geöffnet hat. Und in der Tat, wer die aufmerksame Sorgfalt beobachtete, wodurch der Fürst seinen Gästen zu gefallen suchte, erinnerte sich gewiß der bezaubernden Manieren, durch welche er erst kürzlich beim Beginn seiner Laufbahn zu Paris geglänzt hatte. Wenn sich seitdem seine Stellung um ein Bedeutendes erhöhte, so hat sie doch niemals seiner Urbanität, die einem Günstling immer ein vortreffliches Mittel ist, dem guten Willen des Glücks zu Hilfe zu kommen, den mindesten Abbruch getan.

Im Garten war ein prachtvoller Tanzsaal für dieses Fest vorgerichtet und mit demselben Aufwande und Reichtum ausgeschmückt, welchen man überall traf. Die Bänke waren mit Frauen gefüllt, die sowohl durch die Kunst der Toilette als durch ihre natürliche Schönheit glänzten. Das Auge konnte sich von diesem lachenden Anblick nur losreißen, um sich an einem nicht minder glänzenden Schauspiele zu weiden: die Mannigfaltigkeit der Uniformen, der Stickereien und Dekorationen, welche die Mitte des Saales füllten, ging sozusagen ins Unendliche.

„Unbegreiflich scheint es," wandte ich mich an den Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, „daß diese Menge von Festen und Vergnügungen keine Übersätti-

gung nach sich zieht. Es ist zum Verwundern, daß die schwache Organisation der Frauen diesen immer neuen Ergötzlichkeiten nicht endlich unterliegt."

— „Die Frauen finden, wie Sie wissen, in jedem Wettstreit ein Vergnügen, das wir Männer nicht kennen. Was sind aber diese Bälle anders, als wahre Kampfplätze, wo die Schönheiten aller Länder auf geschlossener Arena gleichsam miteinander kämpfen? sie finden eine gegenseitige Rivalität der Eleganz, gleichsam ein Fächer-Karussell: jede Kämpferin hofft zu triumphieren, und die Hoffnung genügt, um ihre Kräfte zu verdoppeln." —

Andern morgens verbreitete sich in der Stadt eine traurige Neuigkeit. Jener elegante Ballsaal, jene Plätze, welche die Zeugen so vieler Festlichkeiten gewesen, waren während der Nacht zum großen Teile in Feuer aufgegangen. Auch in Wien fehlte es damals nicht an Abergläubigen. In diesem unglücklichen Ereignis sahen sie allerlei Prognostika. Man erinnerte sich der übeln Vorzeichen, welche die Heirat Ludwigs XVI. begleitet, so wie der Feuersbrunst im Palaste des Prinzen von Schwarzenberg zu Paris, als einunddasselbe Logis Napoleon und die Tochter der Cäsaren empfing — eine traurige Analogie zu den Festen, welche seinen Sturz in der Hauptstadt seines Schwiegervaters und unfern des Verbannungsortes seiner Gemahlin und seines Sohnes feierten. Des Fürsten von Metternich hohe Stellung in den europäischen Debatten, der Vorsitz, welchen seine Kollegen ihm zuerkannt, gaben diesen finsteren Vermutungen noch mehr Gewicht. Warum mußten sie später so traurig in Erfüllung gehen?

Einige Tage darauf feierte der österreichische Hof, ohne sich weiter um all' die Weissagungen der Wiener

Nostradamus' zu kümmern, den Namenstag des Königs von Dänemark, der Königin von Bayern, des Herzogs von Sachsen-Weimar und des Großherzogs von Baden, welche auf denselben Tag fielen[1]). Eine große Gala, wozu der Neuheit wegen das Publikum freien Zutritt hatte, vereinigte alle gekrönten Häupter. Begierig, ein Schauspiel zu beobachten, welches sich vermutlich sobald nicht wieder erneuern würde, folgte ich der Menge. Die Zahl und der Rang der Gäste machten dieses Bankett in der Tat zu einem der bedeutendsten. „Sire," „Ew. Majestät," hörte man zu allen Seiten des Tisches; kaiserliche und königliche Hoheiten, Großherzoge, Herzoge — das waren die Gäste, aus welchen die Tischgesellschaft bestand. Dazu nehme man den Rang der dienenden Offiziere, der Stallmeister, der Mundschenken, zum größten Teile ebenfalls souveräne Prinzen oder durchlauchtige Hoheiten; man denke sich, wie tausend Wachslichter die Kristalle schimmern und das aus massivem Golde bestehende Tafelgerät des kaiserlichen Hauses widerglänzen lassen; den Parfum der Blumen, wie er gleichsam mit der Harmonie der Musik verschmilzt; die gegenseitige Vertraulichkeit, die Herzlichkeit dieser Herren der Welt, wodurch der majestätische Ernst ihrer Versammlung gemildert wird — man denke sich dieses alles und man wird zugeben, daß es ein Schauspiel einzig in seiner Art war.

In dieser glänzenden Gala servierte man unter anderm Tokayer, dessen außerordentlich hoher Preis auf hundertundzwanzig bis hundertundfünfzig Gulden die Flasche geschätzt wurde. Der Kaiser hatte von diesem Weine eine mehr als hundertjährige Sorte in seinem Keller; nur bei den feierlichsten Gelegenheiten,

1) Am 28. Januar.

wenn man irgend einen hohen Namenstag begehen oder irgend einem Souverän einen Toast bringen wollte, erblickte dieser kostbare Nektar das Tageslicht.

Der Zufall hatte mir meinen Platz in der Nähe des Barons Ompteda angewiesen. Wir entfernten uns zusammen, um uns nach dem Kärntnertor-Theater zu begeben. Man gab ein Ballett „Flore et Zephire," welches von den Tänzerinnen der Opèra in Paris aufgeführt wurde. Der Saal war wie gewöhnlich sehr gefüllt. Wenig um die Kreuzsprünge und Pirouetten bekümmert, spazierte ich mit Ompteda auf und ab, in der festen Überzeugung, daß ich, wenn er einigermaßen bei Laune wäre, bald mit der Chronik des Kongresses vertraut sein würde. Denn niemand konnte das Talent, die Neuigkeiten vom Graben und aus den Salons zu sammeln und einzukleiden, in vorzüglicherem Grade besitzen als eben er.

„Was spricht man neues?" fragte ich ihn.

— „Alles ist beendigt oder doch nahe daran, es zu werden. Der Abreise Lord Castlereaghs verdankt Europa den glücklichen Ausgang der Verhandlungen."

„Mylord war also das einzige Hindernis für den Frieden?"

— „Weit gefehlt. Seit vier Monaten beratschlagte man sich, ohne sich vereinigen zu können. Plötzlich wird Mylord zur Eröffnung des Parlaments nach England zurückgerufen. Sie begreifen, daß er dort nicht erscheinen durfte, ohne mindestens vom Festlande etwas Neues mitzubringen. Er gab also den Verhandlungen einen neuen Schwung, beeilte den Gang der Konferenzen und beschleunigte die Resultate. Warum haben nicht die übrigen Nationen ebenfalls Parlamente zu eröffnen? Der österreichische Hof geht einen sehr gemächlichen

Gang," fuhr der Baron fort. „Der europäische Gerichtshof hat über das Schicksal Neapels und seines Stegreif-Königs Joachim entschieden. Der Thron soll an das Haus Bourbon zurückfallen. Sie wissen, daß die kaiserliche Kanzlei, da sie nicht wußte, welchen Titel sie ihr geben sollte, den Tod der Königin Karoline nicht offiziell zu veröffentlichen sich entschlossen hatte. Jetzt ist das Hindernis gehoben."

„Auch ich erinnere mich, daß man einen artigen Vorwand anführte. Der Hof, sagte man, wollte die Feste des Kongresses nicht trüben, indem man, wie es hatte geschehen müssen, den Tod der Tochter Maria Theresiens öffentlich betrauerte[1]). In der Tat aber wollte oder mochte er nicht über diese Frage der Etikette entscheiden, welche er vor den Richterstuhl der Diplomatik verwies. Nun wird man also die Trauer um die arme Königin in einem Augenblick anlegen müssen, wo es eher an der Zeit wäre, wegen der Rückkehr ihres Gemahls zum Throne seiner Väter ein Te Deum zu singen."

—„Einer Ihrer hiesigen einflußreichsten Diplomaten[2]) hat eine ganz besondere Manier, von Paris Neuigkeiten nach Wien gelangen zu lassen, um sie seinen Zwecken anzupassen: er schickt der Herzogin, seiner Gemahlin, den Entwurf zu einer Depesche; der gelehrige Sekretär führt sie aus; acht Tage später gelangt sie durch eine Estafette nach Wien und gleich darauf zeigt man im Vertrauen Noten aus den Tuilerien, die dort weder diktiert noch geschrieben

1) Das ist nicht ganz richtig, die Wiener Zeitung schreibt ausdrücklich vor, daß vom 10. September bis 2. Oktober ganze und vom 3. bis 22. Oktober halbe Trauer anzulegen wäre. Ob diese Kundgebung damals praktischen Wert hatte, ist freilich nicht festzustellen.
2) Vielleicht Dalberg.

sind. Man hätte ihnen das Schütteln einer so langen Reise ersparen können."

„Sie werden vermutlich von dem zwischen dem Fürsten ? ? ? und dem Grafen v. M. stattgehabten Duell gehört haben?"

— „Man sagte mir, daß beide Kämpfer zwar verwundet, jedoch nur so leicht verwundet seien, daß ihre Freunde sich ihretwegen nicht sehr beunruhigen."

„Das Publikum Wiens," meinte Ompteda, würde sich höchlich ergötzen, wenn es die Ursache dieses Streits erführe. Die Gemahlin eines dieser Herren hat eine unglückliche Passion für Parfums oder vielmehr für einen Parfum, dessen Erfinderin sie zu sein sich rühmt. Es ist ein Gemisch aus Rosenwasser und Bisam, stark genug, um alle an Vapeurs leidenden Frauen Italiens in die Flucht zu jagen. Da diese Dame, die man, ungeachtet sie über ihre erste Blüte längst hinaus ist, noch immer schön nennen kann, häufig in Gesellschaft kam, so war der unglückliche Parfum dort bald bekannt geworden, daß ihre Gegenwart, trat sie irgendwo ein, durch den Geruch verraten wurde. Eines Morgens besucht ihr Gemahl, der Fürst ? ? ?, seinen Freund, den Grafen M. Kaum hat er den Fuß über die Türschwelle gesetzt, als ihm ein Wohlgeruch entgegenströmt, den er nur allzuwohl kennt.

„Meine Frau ist also bei Ihnen?"

— „Keineswegs," erwiderte der Graf.

„Leugnen Sie nicht. Noch in diesem Augenblick ist sie hier, und wenn ich sie zu suchen anfange, wird sie bald gefunden sein."

„Es kommt zu einer lebhaften Erklärung, in welcher der eine auf seiner Behauptung besteht und der andere leugnet. Beide ziehen, und während sie sich

wechselseitig verwunden, benutzt die Dame diese schöne Gelegenheit, durch einen verborgenen Gang zu entwischen. Dieser Unfall hätte sie von ihrer Passion heilen sollen. Aber nein; nichtsdestoweniger fährt sie fort, sich mit jener unglücklichen Essenz, welche diesmal an ihr zum Verräter geworden war, zu überschwemmen.

„Mit Recht beklagt man den unglücklichen Zufall, der soeben erst dem jungen Herzog Philipp Josef[1]) von Aremberg das Leben kostete. Er stürzte mit seinem Pferde auf dem Pflaster des Josephplatzes, so daß man ihn tot hinweg trug. Beneide man hinfort noch die Vorteile einer hohen Geburt! Der Vater[2]) des jungen Herzogs hat sein Leben auf der Jagd eingebüßt; seine Mutter fiel in Frankreich unter der Guillotine; sein Bruder wurde infolge eines Duells, in welchem er seinen Gegner getötet hatte, verbannt, seine Schwester[3]) endlich fand ihren Tod in jener Feuersbrunst, die einem vom Fürsten Schwarzenberg in Paris gegebenen Balle ein so unheilvolles Ende machte. Welch traurige Erinnerungen knüpfen sich an den Namen der Aremberg[4])!

— „Waren Sie auf dem letzten Balle des Bankiers Geymüller?"

„Nein, ich war aber bereits bei einem Feste ähn-

1) Es war Philipp Josef und nicht Ludwig wie de la Garde schreibt, der am 7. März 1815 infolge des Sturzes vom Pferde starb.
2) Ludwig Engelbert H. v. A. (1750—1820), es wurden ihm auf einer Jagd beide Augen ausgeschossen, ob er daran gestorben, ist nicht bekannt, er war seit 1773 mit der Herzogin Louise Antonie Cand. de Candide de Brancas-Villars-Lauraguais vermählt, die aber erst 1812 gestorben ist. Scheint also ein Irrtum zu sein.
3) Pauline Charl. Aremberg, vermählte Fürstin Schwarzenberg, geb. 1774, verbrannt am 1. Juli 1810 bei dem Ball, den ihr Gemahl in Paris gab.
4) Ein anderer Aremberg wurde 1870 in St. Petersburg ermordet.

licher Art, welches der Baron von Arnstein gab, zugegen. Letzteres schien mir selbst hier, wo alles unser Erstaunen erregt, ein fast unglaubliches Schauspiel — es war die finanzielle Aristokratie, welche an Luxus mit dem österreichischen Hofe wetteiferte und ihn vielleicht übertraf.

„Was Geymüllers Fest ganz besonders merkwürdig machte, war nicht sowohl der Reichtum, die Eleganz, die Auserlesenheit des Soupers, als ein Fall; — nicht der Fall eines Reichs, denn an dergleichen ist man heutigen Tages ziemlich gewöhnt, sondern der Fall der reizenden Madame Pereyra, der Tochter des Barons von Arnstein. Sie tanzte mit dem Fürsten Dietrichstein[1]); dahingerissen von der Schnelligkeit des russischen Walzers, dessen Wirbel man mit dem einer Schneelawine vergleichen könnte, verwickelte sie sich in die Falten ihres Kleides und — fällt mit ihrem Kavalier der Länge nach zu Boden. Beide rollen bis in die Mitte der Zuschauer. Denken Sie sich ihre Verwirrung! Aber man muß gestehen: die Fürsten des Namens Moritz werden sozusagen von einem boshaften Geschick verfolgt. Auf dem kaiserlichen Karussell haben Sie Moritz Liechtenstein[2]) mit seinem Pferde auf die Arena stürzen sehen. Dieser andere Moritz durchmißt den Saal auf seinem Rücken, statt auf den Füßen. Der Geschmack ist verschieden.

— „Scherz beiseite, mein teurer Baron, aber jetzt werfen Sie Steine in meinen eigenen Garten. Ein ähnlicher Unfall begegnete einst mir im Salons des Etrangers zu Paris. Meine hübsche Tänzerin war jedoch mas-

1) Graf Moritz Dietrichstein (Proskau-Leslie), geb. 1775, war später Hoftheaterdirektor und Direktor der Münz- und Antikensammlungen. Bekannt als Erzieher des Herzogs von Reichstadt. Sein Tod erfolgte 1864.

2) Moritz Jos. Fürst Liechtenstein, gest. 1819.

Baronin Henriette Pereira-Arnstein.

kiert, was ihr die Mühe des Errötens ersparte. Ich verdankte unter anderm diesem Zufalle, daß ich eine Konversation mit anhörte, welche zu jener Zeit von nicht unbedeutendem Interesse war.

„Es war in den ersten Jahren des Konsulats. Die bessere Gesellschaft Europas suchte damals Paris auf. Frankreich, begierig, nach so viel blutigen Stürmen der Revolution auch wieder einmal zu genießen, benutzte alle möglichen Gelegenheiten, die ihm geschlagenen Wunden zu vergessen. Die Salons Frascatis bildeten das Rendezvous oder vielmehr den Tempel des Vergnügens. Dort versammelte sich eine Menge von Leuten, ohne Unterschied des Ranges oder Geschlechts an einem Tische, um unter dem Schutze eines Dominos in einer einzigen Nacht die Frucht zwanzigjähriger Mühen oder der tiefgedachtesten Spekulationen zu wagen. Hier spielte man unter einer leichten Maske von Pappe und einer seidenen Enveloppe versteckt höchst pikante, sowohl politische als verliebte Intrigen; weiterhin wetteiferte man miteinander an Anmut und Leichtigkeit in Quadrillen, in welchen Vestris, Bigottini, Milliére[1]) glänzten. Ich walzte mit Madame R . . .[2]); eine außerordentlich zahlreiche Menge umgab uns. Meine Tänzerin verwickelt sich in ihren Domino, macht einen falschen Pas, fällt zu Boden und zieht mich nach. Wir erhoben uns zwar augenblicklich wieder; Madame R . . . aber, welche dieser Unfall außer alle Fassung gebracht, bat mich, sie aus dem Saale zu führen. Sehr zur rechten Zeit begegnete uns der Marquis von Livry, der uns in seine in der höchsten Etage befindlichen Gemächer führen ließ.

1) Berühmte Tänzer und Tänzerinnen ihrer Zeit.
2) Wohl Récamier.

„Die reinere Luft und einige starke Wasser hatten das Unwohlsein der Madame R . . . bald gehoben. Wir waren eben im Begriffe, in die Salons wieder hinabzusteigen, als wir in einem benachbarten Gemach ein ziemlich lebhaftes Gespräch hörten.

„Beaumarchais sagt, daß man horchen müsse, um zu hören. In der sicheren Meinung, daß es sich hier nur um eine Ball-Intrige handle, näherten wir uns der Scheidewand, die nur von geringer Dicke war. Wir vernahmen zwei weibliche Stimmen und wollten uns eben wieder zurückziehen, als der Name Bonaparte unser Ohr traf. Dieser Name, der Talisman jener Zeit, fesselte unsere Aufmerksamkeit aufs neue, deutlich hörten wir die eine Dame zur anderen sprechen:

„Ich versichere dir, teure Theresina, daß ich alles getan habe, was du als Freundin von mir erwarten durftest. Diesen Morgen noch habe ich einen neuen Versuch gemacht. Aber es ist alles vergeblich. Er will nichts mehr hören. Ich selbst frage mich oft nach dem, was ihn so sehr gegen dich eingenommen haben kann. Du bist die Einzige, die er auf der Liste der Frauen, mit denen ich eines vertrauteren Umgangs pflegen darf, gestrichen hat. In der Furcht, du möchtest gar eine persönliche Beleidigung von ihm erfahren — worüber ich mich niemals würde trösten können — habe ich es gewagt, mit meinem Sohne hierher zu kommen. Man wähnt mich im Schlosse; aber ich glaubte nicht schlafen gehen zu dürfen, ohne dich vorher beruhigt und mich in deinen Augen gerechtfertigt zu haben."

— „Nie habe ich weder an deinem Herzen, noch an deiner Freundschaft gezweifelt, Josephine!" erwiderte die andere Dame: „der Verlust derselben würde mir

tausendmal schmerzlicher sein, als Bonapartes Vorurteile. Mein Betragen ist jederzeit derart gewesen, daß man sich meiner Besuche nicht schämen darf, und nie werde ich dir einen solchen ohne seine Einwilligung abstatten. Aber erinnert er sich denn nicht mehr, daß es nach dem zehnten Thermidor Talliens erster Schritt war, uns die Tore des Gefängnisses zu öffnen, wo uns beide der Tod erwartete? Kann er vergessen haben, daß derjenige, dessen Namen ich trage, während der ganzen Dauer deiner Gefangenschaft deine Kinder ernährt hat? Diese Kinder, die jetzt die seinigen sind, hat er ohne Zweifel nicht zu Rate gezogen, als er dir meine Gegenwart untersagte. Als wir Leidensgefährtinnen waren, war er noch kein Konsul ... Aber Verzeihung, Josephine, Verzeihung! ....."

„Sie konnte vor Schluchzen nicht weiterreden.

„Beruhige dich, meine teure Theresina! Lassen wir den ersten Sturm vorübergehn und alles wird sich machen. Aber hüten wir uns, ihn jetzt länger zu reizen. Er zürnt sehr auf O ... rd[1]), und man sagt in der Tat, daß du nur ihn empfängst."

— „Ei, will er denn," erwiderte Theresina unwillig, „weil er Frankreich regiert, auch unsere Herzen tyrannisieren? sollen wir denn alles, selbst unsere tiefsten und teuersten Neigungen opfern?"

„Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, als man an die Tür pochte. Es war Eugen Beauharnais, welcher eine der Damen aufsuchte.

— „Lassen Sie uns gehen," wandte er sich an diese; „schon sind Sie eine Stunde abwesend. Das Konseil ist vielleicht schon geschlossen, und was würde der erste Konsul sagen, wenn er Sie nicht zu Hause fände?"

1) Ouvrard (s. früh.).

„Wir, Madame R . . . und ich, entfernten uns möglichst leise.

„Lassen Sie uns den Ball verlassen," sagte sie, indem wir hinabstiegen; „was wir soeben hörten, wiegt zehnfach alles, was wir dort noch sehen könnten, auf."

„Die eine dieser Damen war Josephine, die bald darauf mit dem Namen einer Kaiserin begrüßt werden sollte, die andere war Madame Tallien, ebenso berühmt durch ihre außerordentliche Schönheit wie durch ihren energischen Charakter, welchem Frankreich den Sturz Robespierres verdankt."

Ompteda begann darauf, mir einige jener Anekdoten zu erzählen, die, wenn man sich so ausdrücken darf, hinter den Kulissen des Kongresses aufgeführt wurden. Eine derselben hatte einen Mann zum Helden, mit welchem mich, zwanzig Jahre später, sein bizarres Geschick zur Ergänzung eines etwas ernsteren Romans verbinden sollte.

„Da haben Sie," sagte der Baron, „einen kleinen verliebten Schwank, welcher der sekundären Diplomatik ziemlich zu schaffen macht. Sie erinnern sich ohne Zweifel jener lebenden Bilder, die so sehr am Hofe bewundert wurden, und jener Darstellung des Olymps, welche die Göttinnen droben auf die Schönheit ihrer Repräsentantinnen hier unten nicht wenig eifersüchtig machen sollte. Gleichfalls werden Sie sich erinnern, daß man während dieses Meisterstücks der Unbeweglichkeit ein Solo auf der Harfe hörte, welches ein junger Attaché bei der portugiesischen Gesandtschaft mit seltener Vollkommenheit aufführte."

— „Allerdings, der Baron T . . . y[1])."

„Nun, dieser moderne Orpheus war klüger als sein

1) Thierry, der portugiesischen Gesandtschaft zugeteilt.

Vorgänger, welcher nur Tiger und Panther entzückte: er hatte das Herz einer Sterblichen, unter einem göttlichen Schleier verborgen, zu fesseln gewußt. Unser junger und eleganter Abenteurer hatte es gewagt, seine Augen zu einem Wesen aufzuschlagen, welches ihm zu bewundern, aber nicht anzubeten erlaubt war; und sie, durch sein musikalisches Talent und seine persönlichen Vorzüge verführt, hatte ein Herz für ihn reden lassen, welches nur nach den Regeln der Politik schlagen durfte. Der Roman gedieh so weit, daß die beiden Liebenden, wie man sagt, eben ernstlich auf eine notwendige Entwickelung, auf eine Entführung sannen, als man den modernen Romeo ersuchte, sich gefälligst ohne seine Julie schleunig entfernen zu wollen. Man spricht von aufgefangenen Korrespondenzen, von einer vornehmen Herrin, die einen nachdrücklichen Verweis erhalten habe. Diese andere „Grande-Mademoiselle“ [1]) ist über ein solches Urteil untröstlich; sie begehrt mit großem Geschrei entweder ihren Geliebten oder ein Kloster. Vermutlich wird man ihr weder das eine noch das andere bewilligen, und der Zeit muß es wohl überlassen bleiben, sie von ihrer Leidenschaft zu heilen.“

— „Und der Liebhaber . . . was sagt man von ihm? hat er gehorcht?“

„Er hat sich früh genug in das diplomatische Korps einregistrieren lassen, ohne welchen Umstand die Töne seiner Harfe für lange Zeit die Echos irgend eines festen Schlosses in Ungarn oder Böhmen erweckt haben möchten. Österreich, welches nicht wie England einer alien bill bedarf, um einen Fremden, der ihm ein Stein des

1) Titel französischer Prinzessinnen, es kann also nur eine allerhöchste Dame, eine Erzherzogin, gemeint sein, was auch aus dem folgenden hervorgeht.

Anstoßes ist, zu entfernen, hat von dem Herrn von Sald . . . a[1]) die unmittelbare Zurücksendung des jungen Frevlers verlangt. Diese Nacht hat er also in Begleitung einiger sehr pünktlichen Leute von Mut, die für seinen Gehorsam verantwortlich waren, Österreich mit dem sehr geschärften Befehle verlassen müssen, niemals dahin zurückzukehren[2]). So ist denn dieses Abenteuer durch Postpferde beendigt, und die letzten Akkorde der Harfe des Barden werden diesem Hofroman wohl den Schluß gegeben haben."

Man sprach acht Tage lang von dieser Episode, welche Tränen genug kostete, und dann vergaß man sie. Am Hofe vergißt man leicht. Aber alles sollte in der abenteuerlichen Laufbahn des Barons T . . . y außerordentlich sein. Wollte er sich dadurch einer Liebe würdig beweisen, daß er eine Krone suchte, wie wenn er diejenige damit hätte schmücken wollen, welche schon durch ihre Geburt ein Diadem zu tragen bestimmt war?

Zwanzig Jahre später findet man ihn wieder, wie er von den verschiedenen Inseln des Stillen Meers oberherrlichen Besitz nimmt, seine unabhängige Fahne an den Ufern von Neuseeland aufpflanzt und es durch seine beharrlichen Bestrebungen dahin bringt, daß das englische Parlament die Rechtsgültigkeit seiner Titel ernstlich untersucht. Nur noch einen Schritt, und die Träume dieses großen und genialen Abenteurers hätten sich verwirklicht. Ein neuer Triptolem für diese abge-

1) Antonio de Saldanha de Garra, portugiesischer Gesandter, aus einem adeligen Hause, Bruder des Grafen de Ponte, vormals Gouverneur von Angola (s. Wien. Ztg., 1814, S. 1060).
2) Entgegen dieser Darstellung ist Thierry laut Fremdenliste der Wiener Zeitung erst am 3. April 1815 gleich anderen Diplomaten nach Brüssel abgereist.

legenen Erdwinkel, wollte er ihnen die Souveränität durch die Wohltaten der Zivilisation vergelten. Während zwei Jahren verband ich meine Stimme mit der seinigen; aber weder er noch seine Freunde wurden verstanden, kaum gehört, wenn sie als Ersatz für einigen Beistand eine reiche Kolonie versprachen. Alle seine Versuche dienten zu nichts anderem, als England auf die Spur einer neuen Erwerbung zu leiten, sobald es die Vorteile einer solchen erkannte. Eine unglückliche Parodie zum König Theodor, wurde auch er, ohne daß man viel Aufhebens von der Sache gemacht hätte, entthront. Hätte er aber reüssiert — welche Entwicklung, um das Andenken an seinen ungewöhnlichen Liebesroman während des Wiener Kongresses zu erneuern.

XXXII

Ein Werk des Grafen von Rechberg über die Provinzen des russischen Reichs. — Der König von Bayern. — Ein polnisches Gedicht von Sophiowka. — Madame P . . . ka oder die schöne Fanariotin. — Ihre Jugend. — Einzelheiten aus ihrem Leben. — Ansichten von Sophiowkas Park. — Subskription der Souveräne.

Der Graf Karl von Rechberg hatte ein interessantes Werk[1]) über die zweiundfünfzig Provinzen des russischen Reichs geschrieben. Dieses Buch, zugleich historisch und pittoresk, handelt von den Sitten und Gebräuchen aller Völker zwischen der großen Mauer und dem baltischen Meere, zwischen der Krim und dem Nordpol: es enthält eine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Provinzen, von politischem und kommerziellem Standpunkte aus betrachtet, sowie gründliche Forschungen über die Altertümer, welche man noch dort vorfindet, was ein bedeutendes Licht auf einige Auswanderungen der Urvölker werfen wird. Das Buch, mit kostbaren kolorierten Kupfern ausgeschmückt, war mit dem bedeutendsten Aufwande publiziert. Der Preis, welcher zweitausendfünfhundert Franken betrug, hätte dem Erfolge dieses Werkes ein Hindernis sein können. Rechberg fand jedoch die mächtigste Stütze in seinem Monarchen, dem Könige von Bayern. Aus einem Beschützer des Autors wollte dieser vortreffliche Fürst der Beschützer des Buches werden. Er empfahl es über-

1) Les peuples de la Russie etc. A Paris, D. Colas. 1812—1813, 2 Bde., Fol.

all mit jener väterlichen Güte, welche ihm die allgemeine Verehrung erwarb. Er ermahnte zu Unterschriften, und der Graf, Dank dieser glücklichen Vermittlung, sah bald eine bedeutende Anzahl von Exemplaren untergebracht.

Ein solcher Erfolg, in einer Versammlung so vieler Personen aus ganz verschiedenen Ländern erlangt, gab auch mir die Idee, ein Werkchen, welches mir die Poesie und die Dankbarkeit diktiert hatten, unter die Presse zu liefern.

Ich hatte 1811 zu Tulczim bei der Gräfin Sophie P . . . ka[1]) ein Jahr verlebt, welches, wenn das Glück eine kurze Spanne Zeit zu verhundertfachen vermag, ein ganzes Menschenleben in sich schließt. Oft hatte ich diese Dame nach Sophiowka begleitet. Sophiowka ist ein unweit Humang gelegener Garten, eine der reizendsten Schöpfungen, welche der menschliche Geist zu ersinnen vermag. Dort hatte der Graf Felix P . . . ki[2]), um die Frau, welche er anbetete, zu verewigen, eine Pracht und einen Geschmack entfaltet, der alles, was das ganze Europa in dieser Art bieten könnte, übertrifft. Trembecki, Polens berühmtester Dichter, hatte in einem Alter von zweiundsechzig Jahren das ganze Feuer der Jugend wiedergefunden und auf diesen Garten ein Gedicht verfertigt, welches ich in französische Verse übertragen habe, und welches für ein Meisterstück gilt. In der Tat gibt es wohl wenige unter den gebildeteren Polen, denen nicht einige Fragmente daraus bekannt wären.

Dieser doppelte Verewigungsversuch war vollkommen einer Frau würdig, deren Schönheit sprüchwörtlich war, und welche das Schicksal aus einer dunklen

1) Potocka.
2) Potocki.

Lage bis auf die höchsten Gipfel europäischen Ranges und Reichtumes zu erheben sich gefiel. Ihre Geschichte würde eine bemerkenswerte Episode der Zeit bilden, in welcher sie gelebt hat: hätte sich auch ihr Leben durch nichts anderes ausgezeichnet, als daß sie zweimal, und zwar zuerst von ihrer Mutter, dann aber von ihrem Gemahl verkauft worden war — diese Umstände würden genügen, um ein lebendiges Interesse an den Ereignissen zu erwecken, zu welchen ihre abenteuerliche Existenz in näherem oder entfernterem Bezuge stand. Wenn man aber, wie ich, den Aufwand bei ihren Festen, den außerordentlichen Glanz ihrer Schmucksachen, die Großartigkeit ihres Palastes und ihre ausgebreitete Macht kennen gelernt hat, welche letztere auf dem Besitze von zehn Städten, hundert Dörfern und hunderttausend Seelen auf einem Gebiete von vierzig Stunden in der reichen und fruchtbaren Ukraine basiert war; wenn man alles dieses gesehen hat und dann einen Rückblick auf das von der Geburt ihr angewiesene Los wirft, so muß man über das außerordentliche Glück erstaunen, welches sie der Liebe, dieser Zauberin ohnegleichen, verdankte. Unwillkürlich erinnert man sich Katharinas I., die aus einer lievländischen Sklavin eine Kaiserin wurde, so mancher anderen Beispiele gar nicht zu erwähnen.

Madam P... ka war zu Konstantinopel geboren. Man weiß, daß jene vornehmen griechischen Familien, welche ihren Wohnsitz in dieser Stadt besitzen, alle Wechsel des Geschicks — Folgen der Revolutionen — erfahren haben. Zu Fanar kann es nicht überraschen, die Glieder dieser alten fürstlichen Familien plötzlich aus dem höchsten Überfluß in die tiefste Armut hinabsinken, oft irgendeinen Stand und bisweilen sogar ein Handwerk ergreifen zu sehen.

In einer kleinen Straße unweit des schwedischen Palastes lebte ein armer Handwerker, in dessen Adern jedoch das unverfälschte kaiserliche Blut der Comnenen rollte. Er hatte mehrere Kinder, worunter eine Tochter, deren werdende Schönheit ihr die Bewunderung der ganzen Nachbarschaft und den Neid ihrer Gespielinnen zuzog.

Herr von B . . ., einige Jahre vor der Revolution Gesandter an der Pforte, ritt eines Tages in den abgelegenen Straßen Peras spazieren, begleitet von Janitscharen aus dem Palais de France. In der Nähe des Grabmals des Grafen Bonneval[1]) bemerkte er unter einer Gruppe von Kindern ein junges Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren. Erstaunt über eine Schönheit, wie nur Griechenland sie hervorzubringen vermochte, von der Regelmäßigkeit ihrer Züge, von dem Feuer ihres Blickes, ihrem schlanken und gefälligen Wuchs, hält er an und winkt sie zu sich. Ein Gesandter ist in Pera eine Macht. Das junge Mädchen gehorcht, der Marquis steigt ab und fragt sie nach ihrem Namen und ihrer Familie.

„Mein Name ist Sophie", erwiderte die reizende Kleine. „Unseres Herkommens sind wir Griechen und, wie meine Mutter sagt, von sehr hoher Geburt. Aber hart aufeinanderfolgende Unfälle haben uns gezwungen, unsere Zuflucht zu einem Handwerk zu nehmen, um zu leben. Mein Vater ist Bäcker."

Der Gesandte ist von dem Glanze ihrer Schönheit geblendet, von dem Zauber ihrer Stimme gefesselt; vor allem aber bewunderte er ihre Naivität und ihren frühzeitigen Verstand. Nach einigen anderen Fragen verläßt

1) Claude Alexander Graf Bonneval (1675—1747), ursprünglich in französischen und österreichischen Diensten, ging zu den Türken über, wo er sich unter dem Namen Achmed Pascha bekannt machte.

er Sophien, beauftragt sie jedoch, ihrer Mutter zu sagen, daß er letztere am anderen Morgen im Palais de France erwarte.

Folgenden Tags erscheint die arme Mutter. Nachdem er sie ein langes und breites über ihre Verhältnisse befragt hat, gesteht sie ihm unter Tränen, daß ihr Elend einen außerordentlich hohen Grad erstiegen, daß der Erwerb ihrer Arbeiten nicht hinreicht, um die hartherzigen Gläubiger zu befriedigen. Der Marquis macht ihr darauf den Vorschlag, daß er die Sorge für ihre Tochter übernehmen und sie nach Frankreich führen wolle, und bietet ihr schließlich eine Summe von fünfzehnhundert Piastern an, um damit den drückendsten Bedürfnissen abzuhelfen. Das erste Wort der Mutter ist eine Weigerung; teils aber durch jenes Geld, welches ihrer äußersten Not auf einmal ein Ende machen wird, teils durch das ihrer vielgeliebten Tochter aufbehaltene glänzende Los läßt sie sich endlich, nach allerlei Bedenken und vielen Tränen, bestimmen, dieses große Opfer zu bringen. Nachdem die Abtretung ihrer Tochter kontraktlich festgestellt und unterzeichnet ist, empfängt sie dagegen die fünfzehnhundert Piaster — ein schwacher Ersatz für den Schatz, welchen sie abtritt. So seltsam uns dieser Handel scheinen mag, so kann er doch in einem Lande, wo man die Frauen als Ware behandelt, nur wenig auffallen.

Mit den Rechten eines Vaters bekleidet, ließ Herr von B. auch keine der väterlichen Pflichten aus den Augen. Er verbesserte und ergänzte Sophiens Ausbildung, die, wie man sich leicht denken kann, bisher nur allzusehr vernachlässigt war. Er ließ sie in allem unterrichten und durch seine unablässige Sorgfalt sah er Sophien, bei welcher die Natur der Kunst zu Hilfe kam, in ihrem

sechzehnten Jahre, um welche Zeit er von seinem Hofe zurückgerufen wurde, zu einem Muster von Schönheit und Vollkommenheit in jeder Beziehung herangeblüht.

Bereit zur Abreise, wollte er, um seinen Schützling nicht den Gefahren einer Seereise auszusetzen, durch Polen und Deutschland zurückkehren. So gelangte er, nachdem er die europäische Türkei durchstrichen, dem Orient einen seiner kostbarsten Schätze raubend, endlich nach Kaminieck-Podolski, der ersten Festung an der russischen Grenze.

Der Graf von W * * *[1]), ein Abkömmling des Groß-Pensionärs von Holland, war Gouverneur derselben. Er empfing den hohen Reisenden auf das Zuvorkommenste und bat ihn dringend, seinen Aufenthalt zu Kaminieck eine Zeitlang auszudehnen. Aber die Rücksichten, die er auf den Rang des Marquis nehmen mußte, waren nicht die einzige Ursache dieses Anliegens. Der General hatte Sophien nicht sehen können, ohne von ihren Reizen bis ins Innerste getroffen zu werden und in heftiger Leidenschaft für sie zu erglühen. Durch sie selbst von ihrer prekären Stellung unterrichtet und wohl wissend, daß sie weder die Dienende noch die Geliebte ihres Wohltäters, nur gewissermaßen ein für fünfzehnhundert Piaster erkauftes bewegliches Eigentum desselben sei, zögerte er keinen Augenblick, seiner Liebeserklärung einen Heiratsantrag folgen zu lassen. Der Graf, ein sehr schöner Mann und kaum dreißig Jahre alt, war bereits Generalleutnant und stand bei Katharina II. in großer Gunst. Die kluge Griechin hütete sich wohl, ein solches Glück zurückzuweisen und nahm, ohne sich lange zu besinnen, die ihr gebotene Hand an.

Inzwischen war leicht zu erraten, daß der Gesandte

1) Johann Witt.

sich niemals gutwillig von einem Kleinod trennen würde, das er um einen so hohen Preis an sich gebracht. Der Generalgouverneur benutzte daher ein Stündchen, wo Seine Exzellenz ganz allein außerhalb der Festung einen Spazierritt zu machen pflegte. Jetzt ließ jener die Zugbrücken aufziehen, begab sich mit Sophien in die Kirche und ein Pope vollzog die Trauung. Während die Zeremonie unter dem Geläute aller Kirchenglocken von Kaminieck zu Ende ging, erschien Seine Exzellenz vor den Gräben der Festung und begehrte Einlaß. Durch einen Boten gab man ihm aber Kunde von allem, was geschehen, und zeigte ihm zur Bestätigung den Heiratskontrakt, welcher, wie es bei allen Komödienentwicklungen der Brauch ist, in aller Form Rechtens abgefaßt war.

Um der schönen Frevlerin die gewiß nicht sanften Vorwürfe, die sie durch ihre Übereilung und Undankbarkeit nur allzusehr verdient hatte, zu ersparen, ließ der General das Gefolge Seiner Exzellenz höflichst ersuchen, einzupacken und stehenden Fußes die Festung zu verlassen, um sich extra muros mit dem Gesandten zu verbinden; er stellte ihnen alle Geschenke zurück, welche Sophia von dem Marquis empfangen hatte, ohne selbst die in jenem ersten Kontrakt bedingten fünfzehnhundert Piaster auszunehmen; die junge Vermählte legte einen Brief bei, in welchem sie sich nach Kräften entschuldigte, ohne die Einwilligung ihres zweiten Vaters über ihre Hand und ihr Herz verfügt zu haben. Ganz natürlich, daß Herr von B. ein wenig in Vorwürfe und Verwünschungen ausbrach! Sein Zorn war gewiß nicht ohne Grund. In der Überzeugung jedoch, daß er nicht sein ganzes Leben hindurch würde stehen bleiben und daß die beiden Mächte sich überdies schwerlich in

seinen Handel mischen würden, um einen Schimpf, für welchen es kein Gegenmittel gäbe, zu rächen und diese zweite Helena ihrem Menelaus zurückzugeben, erinnerte sich der Marquis sehr zur rechten Zeit der beiden Verse der „bestraften Kokette“:

Der Geck hängt's an die Glock', laut klagen wird ein Dummer:
Der Kluge nur, getäuscht, entfernt sich ohne Kummer.

Er entfernte sich wirklich ohne viel Geräusch, versprach sich jedoch hoch und teuer, hinfort nie mehr mit einer Ware zu handeln, die, so kostbar sie sein mag, nur dann Wert besitzt, solange sie sich verschenkt und die man nicht kaufen kann.

Während der Flitterwochen, welche einige Jahre dauerten und ihm einen Sohn schenkten, erlangte der Graf von W. einen Urlaub und reiste mit seiner schönen Griechin an alle Höfe Europas. Überall feierten sie wahrhafte Triumphe. Sophiens seltene Schönheit, womit sich all jene pikante und weiche Anmut des Orients verband, machte aus ihrer Reise eine ununterbrochene Freudenkette. Um jene Zeit lernte sie der Fürst von Ligne, von welchem ich diese, hin und wieder durch sie selbst bestätigten Einzelheiten habe, am französischen Hofe kennen. Späterhin fand er sie bei der Belagerung Ismaels als einen Gegenstand der Huldigungen des Fürsten Potemkin wieder. Man weiß, mit welcher Begeisterung er in seinen Memoiren von ihr spricht.

Könige, Staatsmänner, Helden und Weise zu den Füßen dieser reizenden Frau gaben uns, sagte er, eine Idee vom Sokrates, Perikles, Alzibiades, wie sie die Aspasia besuchten, um dort ihren Geschmack zu läutern und die Feinheit im Ausdrucke zu vervollkommnen.

Man darf ihm also wohl glauben, wenn er ausruft:

Natur hat unsre Zeit gezwungen,
Ihr Huldigung zu bringen;
Solch Meisterstück war ihr noch nie gelungen,
Wird ihr zum zweiten Male nie gelingen!

Ich gehe nun rasch zur zweiten Hälfte ihres Lebens über, welche der ersten auf eine bewundernswürdige Weise zur Ergänzung dient.

Der Graf Felix P . . . ki hatte sich beim Beginne der polnischen Unruhen durch den Einfluß seines Ranges und seines unermeßlichen Vermögens einen bedeutenden Anhang erworben. Für kurze Zeit vom Hofe entfernt gewesen, kehrte er eben von einer Reise nach Italien zurück, als er in Hamburg die Gräfin von W * * * kennen lernte.

Er verliebte sich sterblich in Sophien. Ohne mich jedoch auf die Einzelheiten eines Romans einzulassen, dem es, so kurz er ist, allerdings nicht an interessanten Zwischenhandlungen fehlt, will ich sofort zur Lösung des Knotens schreiten, bei welcher er sich jedoch, ein zweiter Alexander, nicht lange den Kopf zerbrach. Nichts ist in Polen leichter, als eine Ehescheidung zu erlangen. Diese Umgehung des Gesetzes kommt dort so häufig vor, daß ein gewisser Herr Worzel, den ich kannte, nicht weniger als vier lebende Frauen besaß, welche sämtlich seinen Namen trugen. Auch der Graf P . . . ki benutzte diesen Umstand. Nachdem er zuvor alle nötigen Maßregeln ergriffen, trat er eines Morgens zum Grafen von W * * * ein.

„Ich kann nicht länger ohne Ihre Gemahlin leben", sprach er zu ihm. „Ich habe die Gewißheit, ihr nicht gleichgültig zu sein. Aber ich möchte Ihnen gern mein Glück verdanken; in Ihrer Hand steht es, mich zu Ihrem ewigen Schuldner zu machen. Hier sehen Sie zwei

Sophie Potocka.

Urkunden; die eine ist ein Ehescheidungskontrakt, in welchem nur noch Ihre Unterschrift fehlt, denn die Gräfin hat bereits unterzeichnet; die andere ist ein Bon auf zwei Millionen Gulden, die Sie noch heute Morgen bei meinem Bankier erheben können. Lassen Sie uns diese Angelegenheit beendigen — ob in Gutem oder Üblem, gleichviel. Aber beendigen wir sie."

Der Herr Gemahl erinnerte sich zweifelsohne an die Zugbrücken von Kaminieck, resignierte wie der Gesandte und — unterzeichnete. Die schöne Sophie wurde aus einer Gräfin von W * * * noch an demselben Tage eine Gräfin von P . . . ki und vereinigte dadurch mit dem Zauber ihrer Reize die Vorteile eines Reichtums, der in Europa seinesgleichen nicht hatte.

Kurze Zeit hindurch durfte sie sogar auf ein noch glänzenderes Glück hoffen. Als im Jahre 1791 die meisten polnischen Großen übereinkamen, der Ruhe des Vaterlandes einen Teil ihrer Vorrechte zu opfern, wünschte Katharina, um diesem Bunde mehr Gewicht zu geben, den Grafen P . . . ki als Haupt desselben zu sehen. Um ihn zu entscheiden, ließ sie sogar eine Krone vor seinen Augen glänzen. Als sie eines Tages nach einer beendigten Feierlichkeit soeben das Diadem abgelegt hatte, setzte sie es dem Grafen P . . . ki auf:

„Graf," sagte sie lächelnd, „das würde ihnen wohlstehen!"

Jedermann weiß, welche Resultate jener Zusammentritt gehabt hat und wie die geleisteten Eide gehalten wurden.

Nachdem dieser Traum verraucht war, ging P . . . kis eifrigstes Streben nur noch dahin, durch Beweise seiner Liebe das Dasein einer Frau zu verschönen, welche er vergötterte. Die Künste, die Talente und was alle Län-

der der Erde des Kostbarsten aufzuweisen haben, mußten zu dem Glücke, womit er sie umgab, beisteuern. Um ihren leisesten Wünschen zu genügen, verwirklichte er alles, was die Phantasie immer zu ersinnen vermag. Eines Tages wünschte sie einen Perlenschmuck; der Graf bat sie um ein Jahr Frist, um ihr einen solchen, der ihrer möglichst würdig sei, bieten zu können. Er schickte in alle Hauptstädte Europas und Asiens das Modell einer Perle und benachrichtigte die Juweliere, daß er für jede Perle, welche dem Modell an Dicke wie an Glanz vollkommen gliche, tausend Louisdor zahlen würde. Hundert Perlen wurden auf diese Weise zusammengebracht und so hängte er ihr denn einen Schmuck im Werte von hunderttausend Louisdor um den Hals. Nach dem Tod des Grafen P . . . ki erbte Sophie dieses ganze unermeßliche Vermögen, teils durch die bedeutenden Schenkungen, welche er ihr zum Voraus gemacht, teils aber als Vormünderin der Kinder aus zweiter Ehe. Kurze Zeit darauf lernte ich sie zu Petersburg kennen und begleitete sie auf ihr Landgut Tulczim. Damals war die berühmte Sophie eine bezaubernde Schönheit; ihre regelmäßigen Züge, ihr feiner Teint, ihre schwarzen strahlenden Augen, die Geschmeidigkeit und Anmut ihres Wuchses bildeten eines jener Ensembles, welche ehedem den Bildhauern Griechenlands dienten, um darnach ihre Gottheiten zu schaffen.

Wollte ich eine genaue Idee von der Weise geben, wie man zu Tulczim lebte, so würde ich ganze Bände füllen müssen. Sophie blickte auf das Leben von einem so hohen Standpunkte hinab, daß sie der Menge, die sie umgab und welche ihre Schönheit beständig zu ihren Füßen nieder zog, gar nicht mehr anzugehören schien. Nicht als ob sie stolz oder gebieterisch gewesen wäre — keines-

wegs. Aber sie war schön und das wußte sie. Jene unaufhörlichen Huldigungen hatten sie gewissermaßen zu einem Abgott gemacht, und von dem Altare herab, auf welchen man sie erhoben, lohnte sie den Weihrauch mit einem Blicke, das Lob mit einem Lächeln. Eine Königin durch ihre Schönheit, schien sie zu sagen: „DieWelt bin ich."

Sophie umgab sich ringsum mit allen Arten von Vergnügungen und Festen. Ihr Palast war ein Tempel der Gastfreundschaft. Fand sich ein Fremder ein, der dort ein Asyl suchte, so wurde er vierzehn Tage lang königlich bewirtet. Pferde, Equipagen und Diener standen jederzeit zu seinem Befehle, ohne daß er deshalb nötig gehabt hätte, sich der Gräfin zu zeigen. Am fünfzehnten Tage endlich mußte er, und wäre es auch nur gewesen, um Abschied zu nehmen, sich ihr vorstellen. Und alles dieses geschah nicht unter dem Zelte eines Arabers in der Wüste, nicht in der Strohhütte des Lappen, sondern in einem Zauberpalaste, dessen Fee Sophie war. Mit Recht sagte sie daher: „Man macht mir zu Tulczim dreijährige Visiten."

Ebenso mitleidig als freigebig bezeichnete sie jeden ihrer Tage durch eine Wohltat. Sie selbst verwaltete ihre Besitzungen, die buchstäblich ein Königreich bildeten. Sie milderte das harte Los ihrer Leibeigenen, vervollkommnete den Ackerbau, ermutigte die Industrie und den Handel. Der Morgen war nur den Geschäften gewidmet, sie war dann die Regentin ihrer ungeheueren Domänen; abends aber gehörte sie ausschließlich den Vergnügungen an, sie vertausendfachte dieselben durch jene Menge von Formen, welche dem Geschmacke, wenn er über unbegrenzten Reichtum gebieten darf, zu Gebote stehen. Ich erinnere mich unter

anderem eines Festes, welches sie der Madame Nariskin, der Geliebten Kaiser Alexanders, gab: Es dauerte drei Tage. Schauspiele in verschiedenen Sprachen, Balletts, Konzerte, Jagden, Illuminationen, Feuerwerke —nichts war vergessen. Die Gräfin machte der schönen Maria Antonia die Honneurs mit einer unbeschreiblichen Grazie.

Fast um dieselbe Zeit begleitete ich sie auf einer Reise in die Krim, wo sie von Ländereien, welche die Gunst des Kaisers ihr bewilligt, Besitz nehmen und eine Stadt namens Sophiopolis gründen wollte.

Im südlichsten Teile der Krim erhebt sich ein doppeltes Vorgebirge. Zwischen diesen findet man ein liebliches Tal, wo ein ewiger Frühling herrscht. Oliven und Orangen wachsen dort wild. Die Griechen haben diese Landschaft, um der Schönheit derselben zu huldigen, Kaloslimen genannt. Dort sollte die Sophiopolis, welche die Künste mit einander um die Wette verschönert hätten, angelegt werden. Wir erstiegen den Gipfel des Kap Laspis, wo die Gräfin einen Pavillon errichten ließ, von welchem herab sie die Arbeiten überschauen konnte. An derselben Stelle war es, wo Katharina II. ihre Augen von dem prächtigen Bild, welches sich ihnen darbot, nicht losreißen konnte, und wo sie ihr Bedauern aussprach, daß der Euxinus ihr den Anblick Konstantinopels mißgönnte. Auch Sophie heftete ihre Blicke gedankenvoll und lange auf diesen See, hinter welchem sie ihre Wiege wußte. Indem sie in ihrer Erinnerung rasch die ganze Aufeinanderfolge jener Ereignisse, aus welchen ihr glückliches Leben zusammengesetzt war, durchlief, gedachte sie ohne Zweifel auch mit dankbarer Rührung der Quelle derselben, denn lange waren ihre schönen Augen gen Himmel gerichtet und in ihrem Blau sah ich Tränen glänzen.

Um das Andenken an eine Frau, welche er so sehr geliebt, der Nachwelt zu überliefern, wollte der Graf P . . . ki, daß ein Garten nicht allein Sophiens Namen trüge, sondern auch an Pracht sowohl, wie an Geschmack alles übertreffen sollte, was die alten und neuen Zeiten in dieser Art des Merkwürdigsten darbieten.

Um seinen Plan auszuführen, wählte er einen umfangreichen Raum, wo die rohe Natur sich den Verschönerungen der Kunst willig zeigte. Dort ließ er zehn Jahre lang zweitausend Bauern im Frohndienste arbeiten und verwandte zwanzig Millionen. Ungeheuere Felsenblöcke mußten fortgeschafft, Flüssen mußte ein anderes Bette angewiesen werden. Kurz, unfern eines Orts, der nur durch das Exil Ovids bekannt ist, wußte er inmitten öder Steppen alles zu verwirklichen, womit Tassos Phantasie die Gärten Armidas ausgeschmückt hat.

Häufig besuchte ich während meines Aufenthalts zu Tulczim diesen schönen Garten, dessen Anblick mir immer neue Bewunderung einflößte.

Ein sechzig Fuß hoher Obelisk aus einem einzigen Granitblock, auf welchem die griechischen Worte: *Ερος το Σοφια* (Sophien die Liebe), eingegraben stehen, zeigt an, durch wen und für wen dieses großartige Meisterwerk geschaffen wurde. Aus einem weiten Bassin stürzt sich ein Wasserfall, der höchste Europas. Hier braust der Fluß Kamionka von einer außerordentlichen Höhe auf Felsen herab, bricht sich an ihnen und dampft in dicken Nebeln empor; dort lassen finstere Grotten, von steilen Felsen gebildet, welche aus dem Himmel herabzuhängen scheinen, die Kaskade unter tausend verschiedenen Gesichtspunkten erscheinen. Einen in Stein gehauenen Weg erkletternd, gelangt man auf eine Erhöhung, von welcher herab das Auge in weitester Ent-

fernung einen See beherrscht, dessen Wellen, von dem Azur des Horizonts gefärbt, mit diesem zusammenzufließen scheinen. Ein sanfter Abhang führt zum Eingang in eine tiefe Höhle, die sich auf einen einzigen Granitblock stützt, von welchem herab sich eine überfließende Quelle ergießt. Hinter ihr findet man ein Amphitheater, ringsum mit einem doppelten Vorhange von italienischen Pappeln — ein Baum, welchen der Graf P . . . ki zuerst auf polnischen Boden verpflanzte. Weiterhin erblickt man wieder den See: ein leichter Kahn trägt die Reisenden unter ein finsteres Gewölbe, wo er zwanzig Minuten lang verschwindet und unter überhangenden Felsenmassen dahingleitet. In der Mitte des Sees erhebt sich eine Insel, wo unter den Schatten von Bäumen, welche der Trauer geheiligt sind, inmitten der durch sein Genie verewigten Schöpfungen die Asche Trembeckis ruht. Auf dem Abhange eines Hügels sprudelt die Quelle des Sophiowkabaches, eingefaßt von sieben, in pyramidalischer Form aufgerichteten Granitblöcken, welche sich durch ihr eigenes Gewicht aufrecht erhalten — ein der alten Römer würdiges Werk. Aus dieser bewundernswürdigen Grotte nimmt das abfließende Wasser seinen Weg durch einen unterirdischen Kanal, um bald darauf in ein Marmorbecken zu sprudeln. Endlich auf dem Gipfel des Gebirgs angelangt, erblickt man das Ganze, welches sich vor den erstaunten Augen, einem magischen Panorama gleich, entfaltet.

Zu dieser unvollkommenen Skizze eines Gartens, der seinesgleichen nicht hat, denke man sich nun allen Zauber, womit die Kunst ihn auszuschmücken vermag, Tempel, Säulen von jedem Stil, Marmor- und Bronzestatuen, tausend Einzelheiten, deren jede für sich wieder ein blendendes Tableau bildet, das Wasser, wie es

sich bei jedem Schritte in neuer Form und Einfassung dem Auge zeigt — und man wird gestehen, daß es unmöglich wäre, nach solchem Anblick noch irgend etwas zu bewundern, es wäre denn diejenige, für welche man jene Wunder ins Leben rief.

Dies war der Garten, welcher die Muse des siebzigjährigen Trembecki verjüngt hatte. In der Hoffnung, an die edle Familie P . . . ki eine Schuld der Dankbarkeit abtragen zu können, hatte ich während meines Aufenthalts zu Tulczim die schöne Dichtung des polnischen Barden in französischen Versen wiederzugeben versucht. Nach vollendeter Arbeit wünschte ich die Unternehmung vollständig zu machen und dem Werke eine äußere Ausstattung zu geben, die seinem literarischen Werte entspräche. Eine besondere Unterstützung fand ich in der tiefen Bildung des Grafen Potocki; und Herr William Allan[1]), der englische Landschaftsmaler, gegenwärtig Direktor der königlichen Malerakademie zu Edinburg, kam mir mit dem Zauber seines Pinsels zu Hilfe. Ich wollte das Werk eben in Frankreich veröffentlichen, als der Wunsch, zu Wien den merkwürdigen Auftritten, die man dort für einige Zeit voraussehen durfte, beizuwohnen, mich in die Hauptstadt Österreichs führte. Ich war Zeuge des glänzenden Erfolges, dessen sich der Graf von Rechberg durch Maximilians Vermittlung erfreute; umgeben von all den Wunderwerken der Kunst, die sich um jene Versammlung gruppierten, hoffte ich meine Verse unter den Schutz der europäischen Zelebritäten zu stellen, die der Kongreß dort zusammengerufen hatte. Ehrgeiziger als der Fürst von Ligne, welcher von den hohen Schiedsrichtern nichts

1) Sir William Allan, Historienmaler, Präsident der schottischen Akademie und Hofmaler (1782—1850).

anderes als einen Hut begehrte, dessen er, wie er sagte, sie zu grüßen bedurfte, bewarb ich mich um ihre Protektion. In der Hoffnung, an der Spitze meiner Subskriptionsliste Namen zu sehen, die mir einen glänzenden Erfolg sicherten, legte ich den Hoheiten meine Übersetzung vor und bat um ihre Unterschriften.

Die formlose Weise, in welcher man sich zu Wien bewegte, machte dort alles, was zu anderen Zeiten und Orten nur schwer zu erlangen gewesen wäre, um ein Bedeutendes leichter. Ohne selbst um eine Audienz nachzusuchen, genügte es, sich bei den Monarchen vorzustellen, um eines wohlwollenden Empfanges gewiß zu sein. In wenigen Tagen war mein Unterschriftenverzeichnis gefüllt; obenan unterzeichneten sich der Kaiser und die Kaiserin von Rußland für mehrere Exemplare; die Könige von Preußen, von Dänemark, von Bayern, kurz alle Monarchen und Hoheiten, welche Wien damals in seinen Mauern zählte, folgten jenem Beispiele.

Ich ließ polnische Schriftzeichen gießen; der Druck wurde den Pressen des berühmten Strauß[1]) anvertraut, ich setzte Krüdners Grabstichel in Tätigkeit — kurz, nichts wurde versäumt, um dieses Werkchen mit allem möglichen Schmuck in die Welt treten zu lassen.

Die ersten Exemplare waren bereits abgezogen, als man von Napoleons Landung bei Cannes hörte. Von diesem Augenblicke an beschäftigte man sich sehr wenig mit Literatur und Poesie, um so mehr aber mit diplomatischen Konferenzen, Erklärungen und Vorbereitungen zum Kriege. Fast alle Subskribenten reisten ohne

1) Anton Strauß, berühmter Buchdrucker Wiens. — Dieses Buch de la Garde's ist gänzlich verschollen, keine öffentliche Bibliothek Wiens hat es. Er ist freilich fraglich, ob es je zustande gekommen.

ihre Exemplare ab. Ich selbst verließ Wien kurz darauf, um mich nach Paris zu begeben; und von meinem Versuche blieb mir nur die freundliche Erinnerung an die Aufnahme, welche demselben von den Monarchen geworden, sowie eine der seltensten Autographensammlungen, die irgendein Autor sich zu besitzen rühmen darf. Überdies hatte ich wenigstens das meinige getan, an Polen den Tribut meiner Dankbarkeit abzutragen.

Als aber Russen und Polen in Wien sich für die Veröffentlichung der Trembeckischen Dichtung unterzeichneten, dachte man nicht im Traume daran, daß jener schöne Garten fünfzehn Jahre später der Familie seines Gründers entrissen werden würde. Sophiowka wurde infolge der letzten polnischen Revolution konfisziert und mit den Domänen des Kaisers von Rußland vereinigt. Selbst seinen Namen, welchen er der Liebe verdankte, hat man ihm genommen; heutigentages heißt er Czarizineçad (Garten des Zaren). Aber es gibt etwas Mächtigeres als Waffen, Eroberung und königliche Dekrete — es ist das Reich der Erinnerung und der Poesie. Trembeckis schöne Verse werden bleiben und noch den fernsten Zeiten den Namen, den einzigen Namen Sophiowka [1]) nennen.

1) Die Gräfin Potocka, jenes hellglänzende Gestirn, Sophie, die schöne Fanariote, starb zu Berlin am zweiten Juni 1823. (Notiz d. Verf.)

XXXIII

Ein Dejeuner bei Herrn von Talleyrand zur Feier seines Geburtstages. — Herr von Talleyrand und das Manuskript. — Die Fürstin Lubomirska. — Der Karneval. — Ankunft neuer Fremden. — Fürst Koslowski. — Ein Chaos von Reklamationen. — Entschädigungen des Königs von Dänemark. — Gerüchte auf dem Kongresse. — Wellingtons Ankunft zu Wien.

Unter die teuersten Erinnerungen vom Kongresse zähle ich diejenige an ein Festchen bei Herrn von Talleyrand, welches ich fast ein kleines Familienfest nennen möchte. Es war ein Dejeuner, wozu durchaus nur Personen von seiner Gesandtschaft, andere aus der Zahl seiner Vertrauten und einige der wenigen Franzosen eingeladen waren, die sich damals zu Wien aufhielten. Der Fürst gab dieses Gabelfrühstück zu seiner Geburtsfeier; er trat an jenem Tage in sein einundsechzigstes Jahr[1]).

Auch ich war so glücklich, mich unter der Zahl seiner Gäste zu befinden. Männer, die sich darin gefallen, die geringsten Besonderheiten aus dem Leben und Charakter eines berühmten Mannes zu sammeln, haben nicht vergessen, die fast ängstliche Sorgfalt, welche der Fürst von Talleyrand auf sein Äußeres verwandte, sowie die Koketterie, die er bei seinem Petit-Lever zeigte, aufzuzeichnen. In der Tat erinnerte dieses Lever zugleich an Mazarin und die Pompadour. Begierig, die Einzelheiten kennen zu lernen, folgte ich den Herren Boigne de Faye und Rouen, die ihrem hohen Gönner

1) Am 13. Februar.

ihre Glückwünsche darbringen wollten, in dessen Schlafgemach.

Der Meister der Diplomaten erschien in diesem Augenblicke außerhalb der dichten Vorhänge seines Bettes. Eine kleine Anzahl von Vertrauten beiderlei Geschlechts hatte sich dort bereits versammelt. In einen Pudermantel von gefaltetem und gemodeltem Musselin gehüllt, schritt der Fürst zur Toilette. Zuerst überantwortete er sein reiches Haar, nicht wie der Mann von gewissem Alter bei Lafontaine, etwa zwei Frauen, sondern zwei Friseurs, welche sich nach Herzenslust damit zu schaffen machten und endlich jenes Ensemble freiflatternden Haares herausstellten, das jedermann kennt. Dann kam die Reihe an den Barbier, und hierauf ließ er sich in eine Wolke von Puder hüllen. Nachdem die Toilette an Kopf und Händen beendigt war, ging man zu den Füßen über — ein weniger ergötzliches Detail wegen des ekelhaften Geruchs des Eau de Barèges, womit er sich sein hinkendes Bein stärken ließ. Jetzt war alles untadelhaft beendigt und wir konnten, ohne Kammerdiener zu sein, diesen Heros der Diplomatie im Negligee betrachten. Er erschien mir so vielleicht mehr, denn im Ministergewande, als ein feiner Weltmann, als ein Muster jener adeligen und höfischen Manieren, die jetzt leider nur noch in der Erinnerung leben. Jetzt hatte der erste Kammerdiener sein Amt zu verrichten. Es bestand darin, das Ensemble zu ergänzen, zu vervollkommnen und, wo nötig, zu glätten. Nachdem er seinem Gebieter die Krawatte umgelegt und diese mit einem sehr eleganten Knoten geschlossen hatte, schritt er zu demjenigen über, was seine Funktionen noch ferner in Anspruch nahm. Dieses alles wurde mit einer gewissen vornehmen Leichtigkeit und jener Nachlässigkeit ins Werk

gerichtet, die nur den Mann sehen lassen, ohne sich um seine Metamorphosen groß zu kümmern.

Bei Tische bewährte Herr von Talleyrand nicht nur seine gewöhnliche Urbanität und Anmut, sondern er zeigte sich auch liebenswürdiger als in seinen Salons, wo man, ungeachtet seiner sorglosen Miene, wohl bemerken konnte, daß er auf sich achtete. Hier zeigte er nicht das gewöhnliche Schweigen, welches er, wie man sagte, bis zur Beredtsamkeit erhoben hatte, wie er die Erfahrung bis zur Voraussicht zu erheben wußte. War sein Gespräch hier weniger tief, so war es ebendeshalb vielleicht nur um so unwiderstehlicher: er sprach aus dem Herzen und ohne Zwang.

Obgleich Madame Edmond von Périgord gegenwärtig war, machte doch der Fürst ausschließlich die Honneurs; er servierte von allen Schüsseln, bot von allen Weinen und richtete an jeden seiner Gäste einige wohlwollende und geistreiche Worte. Versuchte es hin und wieder jemand, die Unterhaltung auf das Gebiet der Politik zu verpflanzen, wie denn in Wien gewisse Leute die letztere überall einbürgern wollten, so sprach er augenblicklich von Dingen, die den Fragen des Augenblicks so fern lagen, daß man hätte vermuten dürfen, die Diplomatik sei ihm in der Seele zuwider. Er gestand uns, daß er sich gern zu seinem Geburtstage gratulieren ließe, so zwar, daß er deren gewöhnlich zwei, den St. Karls- und den St. Moritztag, feiere, ohne deshalb seinen eigentlichen Geburtstag zu vergessen.

„Diese beiden Festtage", fügte er hinzu, „würden, wenn es mir jemals einfiele, mein Leben zu schreiben, für meine Erinnerungen die besten Anhaltspunkte bilden. Mit ihrer Hilfe könnte ich alle meine Jahre, traurige wie glückliche, zusammenordnen und überall an-

geben, wo ich mich zur Zeit ihres Erscheinens im Kalender befand."

Frau von Périgord erschien jetzt und sagte, daß sie an demselben Morgen ein lateinisches Manuskript über die Geschichte Kurlands erhalten, welches der Verfasser dem Fürsten Ludwig von Rohan, dem Gemahl ihrer Schwester[1]), dediziert habe.

„Ein Manuskript!" unterbrach sie lebhaft der Fürst: „dieses Wort erinnert mich an eine der pikantesten Szenen aus meinem Leben. Als ich mich auf meiner Rückkehr von Amerika in Hamburg befand, hatte ich dort die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, der gleich mir im römischen Kaiser logierte. Ich traf ihn an der Table-d'hôte; er bat mich, das Manuskript eines von ihm geschriebenen Werkes, dessen Thema ich jedoch nicht mehr kenne, durchzulesen. Ich übernahm diesen Frohndienst und stieg in mein Zimmer hinauf. Am nämlichen Tage nun begab ich mich zu meinem Bankier, dem Herrn Déchapeaurouge, um auf den Rest eines sehr schwachen Wechsels fünfzehn Louisdors zu erheben. Als ich abends heimkehre, öffne ich das Manuskript, um es rasch zu durchlaufen, und lege meinen in einem Papierumschlage befindlichen kleinen Schatz zwischen die Blätter. Andern Morgens um sechs Uhr pocht es ungestüm an meine Tür; man tritt ein, es ist der Herr Autor. Er sagte mir, daß er sich noch zur selben Stunde nach London einschiffen wolle, und ersucht mich daher um schleunige Zurücklieferung seiner kostbaren Ausarbeitungen. In der Verwirrung, welche mir diese frühe

1) Im Original steht: Mutter, was aber nicht richtig sein kann, sondern ihre Schwester Wilhelmine ist gemeint, die von 1800 bis 1805 mit Jules Armand Louis Herzog von Rohan (1768—1830) vermählt war, sich aber 1805 scheiden ließ.

und plötzliche Störung verursacht, winke ich ihm, sein Manuskript von meinem Tische zu nehmen, wünsche ihm noch eine ‚glückliche Reise', wende mich in meinem Bette um und schlafe wieder ein. Ach, der Unglückliche entführte mir meine ganze Barschaft, und ein Zufall hatte somit für ihn getan, was ein Buchhändler zweifelsohne für sein Buch niemals getan hätte. Ich sah weder ihn noch meine fünfzehn Louisdors wieder; traurig kehrte ich zu dem Herrn Déchapeaurouge zurück, um dort das wenige, was mir noch blieb, aufzunehmen, und schwur mir hoch und teuer, mich niemals wieder zur Durchsicht eines Manuskriptes bereden zu lassen."

Man begab sich in einen kleinen Salon, wo wir auf einem Tische alle Geschenke erblickten, welche man ihm von Paris aus gesandt hatte. Darunter zählte man mehrere von der Herzogin von Luynes[1]), von der Prinzessin von Vaudémont, von der Madame Tiskewitzsch und von einer Menge andrer Damen, welche den großen Wert kannten, den er auf dergleichen Aufmerksamkeiten legte, und nie verfehlten, solche an den drei Tagen, welche er soeben angeführt, zu erneuern. Auf einem Diwan lagen all seine Orden ausgebreitet. Merkwürdigerweise waren ihm die funkelndsten und kostbarsten derselben von den kleinsten Fürsten geworden.

Er fuhr eine Zeitlang fort, sich mit uns in einer Weise zu unterhalten, welche mit derjenigen, die man nach seinem Rufe als Diplomat von ihm erwarten durfte, sehr kontrastierte. Seine Ausdrucksweise war immer sehr einfach; ein gewisses gütiges Wesen, hervorgehoben durch jene Aufmerksamkeit und Feinheit, welche den großen Herrn bezeichnen, ließ sich in seiner ganzen Erschei-

1) Wahrscheinlich Amicie de Daunat, Herzogin von Luynes, gest. 1824, Frau des Herzogs Albert v. L.

nung nicht verkennen. Genug, als er uns endlich verließ, um sich zu Herrn von Metternich zu begeben, konnte ich allem dem, was man über seinen Charakter sagte, durchaus nicht beipflichten. Man hat behauptet, daß Herr von Talleyrand in Beziehung auf Geist im Negligee bei weitem nicht das sei, wofür man ihn im gestickten Kleide anerkennen müsse, kurz, daß ihm die Toilette sozusagen nicht fehlen dürfe. Was mich betrifft, so habe ich ihn in den Pariser, Wiener, Londoner Salons gesehen. Ein einziges Mal nur konnte ich ihn in seinem Familienkreise beobachten; von allen Erinnerungen aber, die ich von diesem berühmten Manne bewahrt habe, sind die zuletzt genannten Stunden noch immer diejenigen, die am lebhaftesten vor meinem Auge stehen.

Unter den Salons, welche dem des Herrn von Talleyrand die Palme des guten Tones und der Eleganz streitig machen konnten, verdient zuerst derjenige der Prinzessin Lubomirska [1]) genannt zu werden. Seit mehreren Jahren in Wien lebend, schien diese Dame es sich zur Pflicht gemacht zu haben, allen Fremden, die ihr vorgestellt zu werden wünschten, ihr Haus zu öffnen, und auch während jenes denkwürdigen Zeitabschnitts verletzte sie nie ihr sich selbst auferlegtes Gesetz der Gastfreundschaft. Niemand vermochte besser als sie eine genaue Idee von der fast ans Fabelhafte grenzenden Lebensweise der polnischen Großen zur Zeit ihres höchsten Glanzes zu geben. In ihr fand man alles vereinigt, was man von der Größe der Potocki, der Prachtliebe der

1) Elisabet Czartoryska, Fürstin Lubomirska (1736—1816) war die Cousine des Königs Stanislaus August, die in den ältesten Anschauungen und Traditionen Polens befangen war. Sie hielt es mit den Bourbonen und bekämpfte Napoleon, seit 1753 war sie mit Fürst Stanislaus Lubomirski vermählt.

Radziwil, der Eleganz der Lubomirski und so vieler anderen wußte, deren Andenken unvergänglich ist. Ihr in der Nähe der Wälle gelegener Palast, ihre Dienerschaft, ihre Umgebung, alles an und bei ihr bildete ein Ganzes, welches zum Teil Europa und zum Teil Asien angehörte. Als ein vertrauter Freund ihres Großsohnes, des Prinzen Friedrich[1]), wurde ich von ihr wie ein alter Bekannter empfangen. Ich glaubte in ihren Salons zu Wien die Wunderwerke von Pulawi und die Zaubereien von Tulczim wiederzufinden und gedachte dabei der Prinzessin Czartoryska und der schönen Gräfin Sophie Potocka, die von einem gleichen Ensemble höchsten Glanzes und feinsten Tones umgeben waren.

Mit den ersten Sonnenstrahlen, welche der Monat Februar uns wieder schenkte, kehrte auch der Schwarm von müßigen Köpfen und Neuigkeitskrämern auf den Graben zurück, von wo ihn die Kälte und der Schnee so lange verbannt hatten. Dazu nehme man, daß der Karneval eine unendliche Menge neuangekommener Fremden, zahlreicher vielleicht, als in den ersten Tagen des Kongresses, nach Wien zog, und noch immer wird man sich schwerlich eine Idee von dem Gedränge der Neugierigen machen, welche die öffentlichen Plätze, Wälle und Promenaden bedeckten. Schauspiele, Maskenbälle und Feste aller Art folgten rascher sich als je. Als wäre das ganze Europa bestimmt gewesen, zu Wien in einem beständigen Freudentaumel zu leben, wurde nach dem so oft angekündigten und immer wieder hinausgeschobenen Ende des Kongresses nicht mehr gefragt.

Unfern einer plaudernden Gruppe bemerkte ich den Fürsten Koslowski. Da er sich begnügte, den Zuhörer abzugeben, so redete ich ihn an.

1) Fürst Friedrich L. (1779—1848).

„Was gibt's Neues, mein teuerer Fürst? Eine Frage freilich, die man in Wien täglich tausendmal hört."

— „Sie sehen es, der Karneval scheint den Vergnügungen neues Leben eingehaucht zu haben. Statt vorzuschreiten, tanzt der Kongreß, sagte der Fürst von Ligne. Und in der Tat könnte man in Beziehung auf die Menge der Bälle und Redouten, die sich seit einigen Tagen rascher als je folgen, mit großen Buchstaben in eine Säule auf der Mitte dieses Platzes dieselben Worte graben, welche man ehedem auf dem Bastillenplatze las: ‚Hier wird getanzt.'"

„Und der Kongreß?"

— „Der erhabene Areopag, wie man ihn hier nennt, ist beschäftigter als je. Die Reklamationen regnen von allen Seiten: sie vervielfältigen sich mit den Neuankommenden, wie der Karneval die Vergnügungen vervielfältigt hat. Der Kongreß weiß buchstäblich nicht, wem er antworten soll. Jeder wählt sich einen Advokaten, um durch ihn seine Sache aufs beste verteidigen zu lassen. Genua gibt sich, ungeachtet der schon bekannten Entscheidung, die ihm auf so verbindliche Weise von Herrn von Metternich eröffnet wurde, noch immer nicht überwunden und wendet sich mit seinen Forderungen an den Kaiser von Österreich selbst. England soll einmal von der Wiederherstellung der Republik Venedig gesprochen haben; alsbald nimmt auch Venedig Alexanders Vermittlung in Anspruch. Bis auf Ragusa herab gibt es keinen Staat, der sich nicht, beständig derselben Zwecke halber, auf den ‚Großtürken' verließe. Dann kommen die mediatisierten Fürsten Deutschlands, die aufs neue ihre Vertreter, diesmal jedoch mit besseren Finanzen versehen, herschicken wollen; ferner der entthronte König von Schweden, für welchen Sir

Sidney Smith mit einer Beharrlichkeit und Lebhaftigkeit kämpfte, die ihm einen besseren Erfolg verdient hätten. Die Juden reklamieren Bürgerrechte; der Papst fordert die Wiederherstellung des Jesuitenordens; man begehrt die ionischen Inseln für den Prinzen Eugen; man begehrt . . . was fordert und begehrt man nicht alles? — Bis dahin ist alles natürlich. Aber etwas unangenehmer ist es, daß die meisten der Reklamanten, wie alle Verteidiger voll von dem, was sie zu verteidigen haben, uns an jeder Straßenecke aufhalten und uns unbekümmert um den Wind, der uns in Wien unangenehmer berührt, als in irgendeiner Hauptstadt Europas, eine Reihe von Gründen entwickeln, die ihrer Meinung nach unleugbar und ohne Einwurf sind. Die Wahrheit ist, daß sie sich die Kosten ihrer Verteidigung, dem unglücklichen Zuhörer aber einen argen Schnupfen hätten ersparen können, welchen er seiner Höflichkeit und — der Lästigkeit verdankt."

„Ich habe von einer Reklamation reden hören, der es an einer hohen Protektion nicht fehlen wird — ich meine die der Schweiz, unterstützt von Herrn Laharpe, dem Lehrer des Kaisers Alexander."

— „Es ist wahr, Herr Laharpe[1]) zeigt sich hier nicht allein in der Sicherheit jemandes, der auf eine mächtige Gönnerschaft bauen darf, sondern auch mit dem Rufe eines Charakters, der seiner Besonderheit wegen aller Augen auf ihn zieht. Alexander hat, wie Sie wissen werden, für ihn eine aufrichtige Zuneigung bewahrt. Der Zar selbst, will man behaupten, habe ihn nach Wien gerufen. In jedem Falle ist er gekommen, um die Angele-

1) Friedrich Laharpe, Geheimer Rat und russischer General (1754 bis 1838), auch diplomatisch verwendet, war der Erzieher Konstantins.

genheiten des Waadtlandes zu verteidigen. Hört man ihn inmitten so großer Interessen, die hier verhandelt werden, von den kleinen Interessen seines Kantons reden, sieht man, mit welchem Feuer er sie gegen den Adel von Bern verteidigt, so erinnert man sich unwillkürlich der Worte Pauls I., welcher die Genfer Revolution einen Sturm im Wasserglase nannte. In einer jener Revolutionen, ebenso blutig, als die der großen Staaten, nur daß sie auf einer kleineren Scholle spielten, wurde Herr Laharpe, nachdem seine Partei unterlag, eingezogen und verurteilt. Gensdarmen führten ihn nach dem Orte, wo er erschossen werden sollte; der Weg führt sie an einem Wirtshause vorüber, er bittet, ihm dort einige Erholung zu gönnen; man begleitet ihn auf ein Zimmer, mit dessen Lokalität er sehr vertraut ist. Während man ihn weniger scharf beobachtet, öffnet er das Fenster, springt hinunter und fällt aus dem Kanton Waadt in den von Freiburg. Die ihn begleitenden Soldaten wagen nicht, ihn dorthin zu verfolgen, und auf diese Weise gelingt ihm die Flucht. Wahrscheinlich hat er gegen die Menschen, die ihn damals so feindlich behandelten, einige Abneigung bekommen, und das Alter hat seinen Haß nicht verwischt."

„Laharpes Ansprüche werden vermutlich, Dank der erhabenen Protektion Alexanders, ein offenes Ohr finden."

—„Es fragt sich, ob der Kongreß Muße hat, sich nur mit ihnen zu beschäftigen. Wenn man die bedeutende Anzahl der Reklamanten und die Art ihrer Reklamationen bedenkt, so würde er, wollte er jedem Recht tun, mit dieser Arbeit in hundert Jahren nicht fertig sein."

„Wenigstens werden doch die hohen Schiedsrichter einig sein?"

— „Daran ist nicht zu denken. Die polnische Frage hat ihre Erledigung gefunden, aber noch keine der übrigen. Das Schicksal Sachsens und seines Königs ist noch nicht entschieden; Preußen besteht auf seinen Forderungen der alten belgischen Provinzen, der Länder von Trier und Köln. Frankreich, welches einen solchen Nachbar fürchtet, will das linke Rheinufer nicht preußisch wissen. Von der anderen Seite besteht es auf der Zurückgabe der Krone von Neapel an das Haus Bourbon. Kurz, wir haben einen unauflösbaren Knoten. Glauben Sie wohl, daß auch der König von Dänemark sich unter die Zahl der Reklamanten mischt und das für sich in Anspruch nimmt, was jeder Souverän seine Schadloshaltungen nennt?"

„Ohne Zweifel eine törichte Forderung! Friedrich hätte sich in diesem Chaos von Forderungen glücklich schätzen sollen, unbemerkt davon zu kommen. "

In der Tat traf den König von Dänemark ganz allein unter all den Souveränen, welche Wien auf Kosten ihrer Nachbarn bereichert verlassen sollten, das Los, seine alten Grenzen um keinen Fuß breit erweitert zu sehen. Und so gefiel er sich darin, aller Welt die Antwort zu wiederholen, welche er dem Kaiser Alexander, als beide voneinander schieden, gegeben:

„Sire, Sie nehmen alle Herzen mit sich!" hatte der Zar gesagt.

— „Die Herzen vielleicht, Sire, aber keine einzige Seele!" war die von einem boshaften Lächeln begleitete Antwort des Königs gewesen.

Um diese letztere geistreiche Anspielung zu verstehen, ist zu erwähnen, daß man in den Konferenzen des Kongresses die Größe der abgetretenen Länder nur nach der Anzahl der Seelen oder Einwohner festsetzte

Und der König von Dänemark war einer von den Souveränen, welche in dieser Rücksicht am wenigsten bedacht waren.

Man hat oft gesagt, daß der Kongreß, dieses hoffnungsreiche Gebirge, welches während einer Zeit von fünf Monaten kaum eine Maus geboren hatte, alle Auftritte des menschlichen Lebens, einander eben so rasch wie in einen Zauberspiegel drängend, repräsentiert habe. Indessen waren die unbefangenen Beobachter dieses Pandämoniums erstaunt, die wichtigsten Fragen Europas sich so friedlich in Feste, Soireen und Turniere auflösen zu sehen. Seit einigen Tagen sprach man, leise zwar, von einem Duell, welches unvermutet statt gehabt und Wiens dem Vergnügen gewidmete Arena fast mit Blut gefärbt hätte. Die Duellanten waren nicht junge Unbesonnene gewesen, sondern zwei ernste Männer von reiferem Alter und sehr hoher Stellung, beide Minister einer einflußreichen Macht: der gelehrte und geistreiche Wilhelm [1]) von Humboldt und der Kriegsminister seiner preußischen Majestät.

„Was war denn," fragte ich den Fürsten von Koslowski, „die Veranlassung einer so auffallenden Kollision zwischen Männern, die mit dem Beispiele der Ruhe und Mäßigung vorangehen sollten?"

— „Es war," erwiderte er, „weder Liebe noch Ehrgeiz noch Hochmut, was sie auf den Kampfplatz führte, sondern vielmehr eine zu weit getriebene Empfindlichkeit. Zu einer Konferenz des Kongresses eingeladen, hatte der Minister B * * * [2]) Erklärungen über Punkte

1) I. e. Alexander.

2) Hermann von Boyen (1784—1848), Kriegsminister seit 1814, bis 1819. Merkwürdigerweise erhielten sowohl Humboldt als Boyen wegen ihrer liberalen Anschauungen fast gleichzeitig den Abschied.

gegeben, die sich an sein Departement knüpften. Anstatt ihm nun einfach zu sagen, daß, da er sich über die seine Gegenwart erfordernde Angelegenheit ausgesprochen, die Konferenz ihre Beratung fortsetzen werde, wies Herr von Humboldt ihn unter einem Vorwande zurück, worüber die Empfindlichkeit B * * *'s sich empörte. Dieser forderte vollständige Genugtuung. Der mutige Humboldt, welchen seine Kaltblütigkeit nie verläßt, ging mit der besten Manier von der Welt auf die Partie ein. Zeugen des Duells waren nur der Fürst von Hardenberg und der Doktor Koreff, welchen Herr von Humboldt sehr schätzt. Man hat sich ernstlich und gewissenhaft geschlagen; die Beisitzer des Kongresses scheinen jedoch unverwundbar: noch ist keinem Minister oder Diplomaten die Haut geritzt. Man spricht auch nur wenig von diesem Renkontre, welches in Rücksicht auf seine Veranlassung höchstens junger Unterleutnants würdig gewesen wäre.

„Wenn man sich hin und wieder über die kitzliche Eigenliebe des Ministers B * * * lustig macht, so bewundert man dagegen allgemein den Gleichmut, das echt ritterliche Benehmen und den immer gleichen Humor seines Gegners, den weder der Lauf eines Pistols noch der grüne Tisch der Konferenzen zu erschüttern vermag.

„Um aber von dem Doktor Koreff zu reden, so spricht man viel von einem ihm gewordenen Verbote, welches das System der österreichischen Regierung außerordentlich charakterisiert. Sie werden von dem Empfange des Kaisers Franz bei seinem Eintritt in die Hauptstadt, kurz vor Eröffnung des Kongresses, gehört haben. Koreff, welcher zugleich dem Äskulap und den Musen opfert, war Zeuge dieses rührenden Schauspiels

gewesen. Er schrieb also ein Gedicht, in welchem er seine Begeisterung ausströmte. Zuerst teilte er es dem Herrn von Metternich, der Familie Schwarzenberg, Gentz, später der Herzogin von Sagan, kurz allen Personen mit, welche jene höheren Zirkel bilden. Die Ode gefiel allgemein; überall fanden die Empfindungen, welche sie ausdrückte, in ihren Herzen ein Echo. Durch diesen Erfolg ermutigt, will der Autor sein Werk dem Druck übergeben. Er wendet sich an Strauß; aber wie groß ist sein Erstaunen, als der Drucker ihm einige Tage später mitteilt, daß die hohe Polizei die Erlaubnis verweigert! Der Dichter, wie alle Personen der Gesellschaft, lebt der Überzeugung, daß diese Weigerung, von einem Subalternen ausgegangen, nur auf einem Mißverständnisse beruhen könne, und wendet sich an den Minister selbst. Bei Herrn von Haager[1]) wird ihm die freundlichste Aufnahme, das Kind Apollos bringt seine Beschwerden vor; aber sein Erstaunen erreicht den höchsten Grad, als er von dem höchsten Chef der Polizei hört, daß diese Weigerung keineswegs auf dem Mißverständnis eines Beamten beruhe; daß vielmehr die österreichische Regierung den Grundsatz habe, jeden zu lauten Enthusiasmus zu dämpfen, sei er nun für oder wider. So war es ehedem zu Wien bei Todesstrafe verboten, von der Regierung irgend etwas, selbst Gutes, zu sagen.

„Gestern", fuhr Koslowski fort, „ist der Herzog von Wellington[2]) zu Wien angekommen. Die Diplomaten

1) Franz Freiherr Haager von Altensteig (1750—1816). seit 1813 wirklicher Präsident der obersten Polizei- und Zensurhofstelle (s. Wurzbach, Biogr. Lexikon).

2) Arthur Wellesley, Herzog von Wellington (1769—1852), der bekannte englische Feldmarschall, berühmt durch seinen Feldzug in Spanien, Sieger bei Waterloo. Er traf am 1. Februar in Wien ein.

zählen bedeutend auf seine Mitwirkung. Man hofft, die ihm von den Souveränen gezollte Achtung werde alle Hindernisse hinwegräumen, welche bisher den Gang der Beratungen hemmten, und daß er Opfer erlangen werde, zu welchen man sich trotz Lord Castlereaghs beharrlichen Bestrebungen nicht entschließen konnte."

— „Mylord reist ab, und zwar, wie man sagt, nicht mit diplomatischen Trophäen, sondern mit Geschenken beladen. Zu den Dekorationen, welche ihm bis jetzt fehlten und welche die Souveräne, große sowohl wie kleine, ihm zu senden sich beeilten, hat der Kaiser von Österreich prachtvolle, aus seiner Manufaktur hervorgegangene Vasen gefügt. Milady wird nicht wenig stolz auf dieses kaiserliche Geschenk sein."

— „Man spricht unbestimmt von der Entdeckung einer bedeutenden Verschwörung in Italien, deren Zweige fast in alle Staaten eingreifen. Es handelt sich darum, eine wahrhaft italienische Nationalität zu bilden und um dahin zu gelangen, alle Fremden dem Tode zu weihen. Ist diese Neuigkeit nicht falsch, so muß sie mehr noch, als Wellingtons Ankunft, die Entscheidungen des Kongresses beschleunigen."

— „Italien verfolgt, wie zu fürchten steht, nur eine Schimäre, wenn es davon träumt, einen einzigen, durchaus unabhängigen Staat zu bilden. Es teilen sich allzuviel rivalisierende Elemente, allzuviel verschiedene Interessen in dieses Land, als daß ein solcher Plan sich je verwirklichen könnte; und neue sizilianische Vespern würden eine edle, aber hoffnungslose Sache nur verdunkeln und mit Blut färben."

— „Nehmen Sie sich in Acht: Wien wird jetzt von Dieben beunruhigt. Man spricht von organisierten Banden, die der Polizei spotten. Dem Grafen von Wrbna

wurden Diamanten von außerordentlich hohem Wert gestohlen; weder der Entwender noch das Entwendete hat ausfindig gemacht werden können. Man muß zugeben, daß diese Leute die Lektionen der Billigkeit, welche der Kongreß hier Europa und der Welt zum Frommen proklamiert, übel benutzen."

„Werden Sie diesen Abend den Maskenball besuchen?" fragte mich der Fürst, als ich ihn verließ, „Sie werden Wellington dort finden, und ganz Wien wird hinströmen."

In der Tat war es seltsam, daß die Ankunft Wellingtons in einer Stadt, die alle Berühmtheiten der damaligen Zeit vereinigt hatte, den Hof und die Diplomatik in eine solche Aufregung versetzte — den Hof, weil sie etwas Neues war, woran es immer nur allzusehr fehlte, die Diplomatie, weil man versicherte, daß er Castlereaghs Stelle einnehmen würde, dessen Politik allgemein getadelt war. Überdies war es nichts Geringes, mit einem neuen Kollegen zu tun zu haben. Zu gleicher Zeit mit dem Herzog war Herr Wellesley-Poole[1]), sein Verwandter und ein Mitglied des Hauses der Gemeinen, angekommen. Er war einer der Engländer, die in Wien am meisten glänzten; von einer tiefen und mannigfaltigen Bildung und überdies Besitzer eines unermeßlichen Vermögens, machte er der Nation, welche er repräsentierte, Ehre.

Die Neugier war auf den höchsten Grad gestiegen. Jeder wünschte einen Mann kennen zu lernen, für welchen das Waffenglück sich so ununterbrochen günstig gezeigt, und der durch Ausdauer und Beharrlichkeit gegen das Genie Napoleons zu kämpfen gewußt hatte. Die

1) William Wellesley Poole, Lord Maryborough (1763—1845), englischer Generalpostmeister.

Souveräne beeilten sich, ihm ihre Visiten zu machen; es gab keine Art von Rücksichten und Ehrenbezeugungen, womit man ihn nicht überschüttet hätte. Als es bekannt geworden war, daß er sich auf dem Maskenballe am Hofe einfinden würde, drängten sich abends mehr als sieben- bis achttausend Zuschauer in den Salons[1]). Als er, von Lord Castlereagh begleitet und seinen Arm einer maskierten Dame reichend, in welcher man Milady Castlereagh vermutete, eintrat, stürzte sich die ganze Menge ihm nach. Obgleich an dergleichen Auftritte wohl gewöhnt, mußte er sich doch von einer so allgemeinen Huldigung geschmeichelt fühlen. Ein besonderer Umstand, welchen seine Ankunft nach sich zog, war noch, daß sie ein bedeutendes Spiel in Staatspapieren veranlaßte, welches in wenigen Tagen den Gewinnst und Verlust von mehreren Millionen zur Folge hatte. Denn wie überall, so ergriff auch in Wien das Spiel die geringste Gelegenheit, um seine Priester zu Millionären oder Bettlern zu machen.

1) Alle Damen baten sich von ihm einen Kuß aus, erzählt die Bernstorff, l. c., I, S. 182.

XXXIV

Der Karneval. — Geburtstag des Kaisers von Österreich. — Ein Maskenball. — Das Diadem oder die bestrafte Eitelkeit. — Eine Million: das Spiel und die Sklaverei, eine moskowitische Anekdote.

Der Karneval hatte seine Schellen abgeschüttelt; und obgleich es seit fünf Monaten keinen Tag gegeben hatte, der nicht durch Feste bezeichnet gewesen wäre, so schien doch dieses Vergnügungsfieber noch immer im wachsen begriffen. Fast all die großen europäischen Fragen waren unentschieden geblieben. Jeder hatte in diesem Taumel den Kongreß sowohl wie seine eigene Sendung aus den Augen verloren. Indessen schien sich der Horizont zu verfinstern und einige prophezeiten einen argen Sturm, ohne jedoch den Punkt des Horizontes, von welchem aus der Donner losbrechen würde, angeben zu können.

Der Geburtstag des Kaisers von Österreich[1]), der in die Mitte dieser tollen Vergnügungen fiel, wurde ganz wie ein Familienfest gefeiert. Seine Gesundheitsumstände erlaubten nicht, diese Feierlichkeit mit all dem Pompe, wie er gewöhnlich entfaltet wurde, zu begehen. Obgleich aber die Gesellschaft nicht sehr zahlreich war, so bot sie darum doch ein nicht weniger seltenes Schauspiel. Fast alle Anwesenden nannten sich Brüder oder Vettern; und diese Brüder waren die mächtigsten Herren Europas. Frühmorgens war Kaiser Alexander, als

1) Am 12. Februar.

österreichischer General gekleidet und seine liebenswürdige Gemahlin führend, gekommen, um seine Glückwünsche mit jener herzlichen Einfachheit darzubringen, welche den Ausdrücken der Freundschaft so großen Reiz verleiht. Seit einiger Zeit hatten diese Monarchen jeder seinen besonderen Zirkel adoptiert, in welchem sie sich mit einer gewissen Familiarität bewegten; nichtsdestoweniger hätte man in dieser Gesellschaft unmöglich eine größere Vertraulichkeit finden können.

Die Maskenbälle wurden zahlreicher besucht als je. Griffiths und ich begaben uns eines Abends in eine dieser Gesellschaften, welche man die Zauberlaterne des Kongresses nennen konnte, so groß war die Zahl und Mannigfaltigkeit der dort versammelten Menge. Nachdem alle Säle geöffnet worden waren, sah man sich genötigt, die Türen zu schließen und den ununterbrochen Einströmenden den Eintritt zu verweigern. Nichts kann von der sorglosen Heiterkeit, welche diese aus so vielen verschiedenen Elementen bestehende Gesellschaft belebte, eine Idee geben. In dem Gedränge fand ich den Fürsten Koslowski wieder.

„Wenn man auf allen Seiten", sagte ich zu ihm, „diesen Austausch von süßen Blicken und noch süßeren Händedrücken gewahrt, so könnte man den Wiener Maskenball eine Börse nennen, wo man mit galanten Wechseln handelt."

— „Beaumarchais hat dies schon vor Ihnen von der Opéra de Paris gesagt. Aber als einen Appendix könnten Sie hinzufügen, daß ähnliche Wechsel auf allen Tanzbörsen Europas Kurs haben."

„Bemerken Sie", fuhr der Prinz fort, „jene junge Dame, die sich so einfach als kalabresische Bäuerin mas-

kiert hat? Sie scheint sich zu erinnern, wie teuer eine augenblickliche Eitelkeit einst ihrer Mutter zu stehen kam. Die letztere, welche entfernt mit meiner Familie verwandt war, erfuhr, daß ein kaiserliches Diadem die Stirn bisweilen tief schmerzt, obgleich der Versuch, den sie damit anstellte, zur Politik durchaus in keiner Beziehung stand."

Die Dame war hübsch; es ließ sich vermuten, daß die Anekdote pikant sein würde. Ich bat daher meinen geistreichen Erzähler um die Mitteilung derselben. Er erfüllte meinen Wunsch etwa in folgenden Worten:

„Die Kaiserin Katharina wollte eines Tages die ungeheuere Masse von Geschmeiden aller Art, welche seit der Regierung Peters des Großen in den Koffern aufgehäuft einen Wert verbargen, von welchem man im Palaste kaum Kenntnisse besaß, säubern lassen. Da sie jedoch bei dieser allgemeinen Besichtigung Veruntreuungen befürchtete, beauftragte die Kaiserin zwei Gardekapitäns mit der genauen und wachsamen Aufsicht über diese Arbeiten. Einer derselben war der Vater unserer hübschen Maske. Der Anblick all dieser Reichtümer blendete die Augen der Inspektoren dergestalt, daß sie den traurigen Entschluß eines Diebstahls faßten; beide kamen überein, einen Teil dieser Schätze zu entwenden, indem sie hofften, daß die Veruntreuung unbemerkt bleiben würde. Sie teilten sich in die Beute. Der eine, welchem ein Perlenschmuck zufiel, schickte diesen sofort durch einen Vertrauten nach Amsterdam, der ihn dort heimlich verkaufte. Das Geld, welches jener dafür empfing, verwandte er auf den Wiederankauf von Ländereien, die seiner Familie angehörten und seit längerer Zeit versetzt gewesen waren; jedoch beobachtete er dabei die Vorsicht, den Besitz derselben auf seinen Sohn

übertragen zu lassen. Der andere, dessen Anteil in Diamanten bestand, erwartete den Frühling, um sich nach England hinüberzuschiffen, in der Hoffnung, dort persönlich einen größeren Nutzen daraus zu ziehen, als durch Vermittlung eines Agenten.

„Unter der Zahl der entwandten Kleinodien befand sich ein Diadem, dessen Wert sich auf mehr als 100 000 Rubel belief. Alle diese Gegenstände waren sorgfältig in einem der verborgensten Winkel seiner Wohnung versteckt. Aber über jedem Verbrechen scheint ein unglückliches Verhängnis zu walten; seine Gemahlin entdeckt den Schlupfwinkel. Vergebens schwört ihr jener, daß dieses Diadem nicht sein Eigentum, daß es ein ihm auf Ehre anvertrautes Gut sei. Sie bittet ihn, nicht daß er es ihr schenken, sondern nur erlauben möge, es auf einem Balle am Hofe zu tragen, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Er widersteht; sie aber fleht, beschwört und weint solange, bis der Kapitän, der seine Frau leidenschaftlich liebt, ihren Bitten in der Hoffnung nachgibt, daß das Geschmeide, welches vielleicht seit 100 Jahren nicht ans Tageslicht gekommen ist, von keinem Lebenden werde erkannt werden.

„Die junge Frau, welche eben nicht bemerkte, daß dieses Diadem ihr auf der Stirne brannte, erschien auf dem Balle. Urteilen Sie selbst, mit welcher Bewunderung und welchem Neide man diesen kostbaren Schmuck anstaunte. Bis dahin ging alles vortrefflich. Als aber der Triumph bereits den höchsten Gipfel erreicht hat, hört die alte Demoiselle Pratassoff, welche hinter dem Fauteuil der Kaiserin steht, auch Katharinen laut ihre Verwunderung über den Glanz dieser Diamanten aussprechen.

„Madame", flüstert die Vertraute ihr ins Ohr, „Ew.

Majestät dürfen sich nicht wundern. Dieses Diadem ist das der Kaiserin, Ihrer Tante; zwanzigmal habe ich sie dasselbe tragen sehen."

Diese Worte sind für Katharina ein Lichtstrahl; sie erhebt sich und nähert sich der jungen Dame, welche von ihrem Triumphe bezaubert, nicht mehr daran dachte, daß sie den Schmuck nur einen Augenblick hatte tragen wollen.

„Darf ich fragen, Madame", wendet sich die Kaiserin an sie, „von welchem Juwelier Sie diese schönen Steine haben?"

„Von dieser Frage verwirrt, nennt die junge Frau den ersten Juwelier, der ihr einfällt. Nach einigen unbedeutenden Worten verläßt die Kaiserin sie. Inzwischen fährt die arme Frau, auf dem Kopfe das unglückliche Diadem, unheilbringender als das Schwert des Damokles, zu tanzen fort. Die Kaiserin schickt sogleich einen Adjutanten ab, um sich bei dem ihr bezeichneten Juwelenhändler zu erkundigen, seit wann und für wen er jenes Diadem verfertigt habe. Der Juwelenhändler will von einem solchen nichts wissen. Diese Antwort gelangt unmittelbar in den Palast; die Kaiserin wendet sich abermals an die junge Törin.

„Sie haben sich einen Scherz mit mir erlaubt, Madame", spricht sie zu ihr; „jener Juwelier leugnet, Ihnen dies Diadem verkauft zu haben. Ich wünsche jetzt, ich verlange zu wissen, woher Sie es haben!" setzt sie strengen Tones hinzu.

„Die junge Dame stottert in sichtbarer Angst einige Worte hervor. Katharinas Verdacht steigert sich zur Gewißheit. Augenblicklich gibt sie Befehl, die beiden ungetreuen Inspektoren festzunehmen. Beide werden vor Gericht gestellt, für schuldig befunden und nach

Sibirien geschickt. Seltsamerweise aber wurde derjenige, welcher die Perlen in Holland verkauft und seinen Sohn in den Besitz des dafür gelösten Vermögens eingesetzt hatte, desselben nicht wieder beraubt, während die in dem Hause des anderen gefundenen Diamanten sorgfältig wieder mit dem kaiserlichen Schatze vereinigt wurden. Als die Kaiserin nach einigen Jahren die Verbannten begnadigte, konnte der erstere die Gerechtigkeit für eine Fabel halten; der zweite aber hatte allen Grund, für immer seine törichte Nachgiebigkeit zu verwünschen, die ihm seine Ehre und seine Zukunft geraubt hatte. Was aber seine junge Gemahlin betrifft, so hatte sie eine augenblickliche Befriedigung ihrer Eitelkeit und das Vergnügen, für wenige Minuten ihre Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln, teuer genug gebüßt."

Nachdem wir, Griffiths und ich, einige Touren durch den Saal gemacht hatten, verließen wir frühzeitig den Burgpalast. Es war ein schöner Abend. Wir kamen zu Fuß in der Jägerzeile an. Als wir vor dem Palais des Grafen von Rosenberg vorübergingen, strömte uns durch die Fenster ein Glanzmeer entgegen. Prächtig gekleidete Diener liefen geschäftig über den Hof und trugen Teller mit Eis und Früchten. Eine harmonische Musik und laute Stimmen zeugten von der Freude, die drinnen herrschte.

„Es will mir scheinen", sagte ich zu meinem Freunde, „daß Dein Landsmann Raily seine königlichen Gäste heute verschwenderischer als gewöhnlich bewirtet. Geht das so fort, so wird sein auf eine Million lautender Kredit bei dem Bankier Arnstein bald erschöpft sein."

— „Kommt Zeit, kommt Rat", erwiderte Griffiths: „die Karriere der Spieler von Metier ist dergestalt von

unvorhergesehenen Zufällen, von abenteuerlichen Episoden übersät, das Glück reicht ihnen so gern und so oft die Hand, daß die Wörter Ruin, Glückswechsel, Verwegenheit, Überfluß sich in jeder Zeile ihrer Biographie finden. Bisweilen glänzen auch in diesem Wirbel einige Strahlen von Edelmut, Aufopferung, Größe. Wäre die Menge in die Rätsel ihrer Existenz eingeweiht, so würde das phantastische Blendwerk, welches sie in dem Schicksale dieser Hof-, Palast- und Spielhauszigeuner erblickt, bald genug verschwinden.

„Die Ursache jenes Kredits von einer Million Gulden knüpft sich an eine Tatsache, welche mir Herr Raily seit unserer letzten Visite selbst erzählt hat und welche die unendlich vielen Quellen des Spieles auf eine bewundernswürdige Weise charakterisiert."

Wir waren zu Hause angekommen; mein Freund gab mir jene Erzählung etwa in folgenden Worten wieder:

„Eines Morgens hielt vor dem Eingange des Hotels, welches Herr Raily in Moskau unfern der Marschallsbrücke bewohnte, eine elegante Equipage, gezogen von vier prachtvoll geschirrten Pferden mit langen flatternden Mähnen. Auf dem Bocke saß ein Kutscher mit einem stolzen und dichten Barte, gekleidet in einen goldgestickten mit einem reichen Gürtel von Kazan an der Taille befestigten Kaftan; auf einem der vorderen Pferde ein Postillon von etwa 13 bis 14 Jahren, sauber, von etwas kokettem Wesen und nicht viel höher, als etwa der Stiefel eines Kavaliers aus den Horsegarden, welcher jenes scharfe und ausgedehnte Geschrei hören läßt, womit diese zwerghaften Zentauren ihre Pferde anreizen und die Fußgänger ermahnen, aus dem Wege zu gehen; Lakaien in reicher Livree mit dreieckigen sil-

berbesetzten Hüten — kurz alles untadelhaft und höchst vollständig. Soviel von der Equipage.

„Man sieht einen Mann von etwa 30 Jahren aussteigen, nach altrussischer Mode gekleidet — ein Kostüm, welches noch einige Edelleute aus entfernten Provinzen tragen. Seine Physiognomie ist offen und einnehmend; sein blondes, wellenförmiges Haar fließt mit dem gleichfalls blonden Bart zusammen; sein ganzes Äußere ist dasjenige eines Mannes aus den höheren Klassen der Gesellschaft. Er läßt sich anmelden und tritt dann mit jenen leichten Manieren auf, welche für Menschen, denen es, um es in der Welt zu etwas zu bringen, an anderen Empfehlungen mangelt, einen vortrefflichen Paß abgeben.

„Sie wollen meine Visite entschuldigen", sagte er in sehr reinem Französisch zu Herrn Raily. „Ich hätte Sie vorher um die Erlaubnis dazu ersuchen sollen; aber ich habe das Vergnügen gehabt, Ihnen schon in einigen öffentlichen Gesellschaften zu begegnen und hoffe, daß mir dieser Umstand als Entschuldigung dienen werde."

„Herr Raily, der ihn jetzt auch wieder erkennt, bietet ihm einen Sitz und fragt ihn, worin er ihm nützlich sein könne.

„Was ich Ihnen mitzuteilen habe, mein Herr, ist für mich von außerordentlicher Wichtigkeit. Vor jeder Erörterung jedoch werden Sie mir erlauben, Ihnen ein Versprechen abzunötigen: Sie mögen mir nun das, warum ich Sie in Anspruch nehmen werde, gewähren oder verweigern, so geben Sie mir gütigst die Versicherung, in jedem Falle das tiefste Stillschweigen beobachten zu wollen. Eine Indiskretion könnte später unmöglich machen, was ich heute durch Ihren Beistand zu versuchen wünsche. Übrigens dürfen Sie der Überzeugung leben,

daß nichts von dem, was ich Ihnen zu eröffnen habe, Sie kompromittieren kann."

„Herr Raily, der sich schon durch die geheime Gewalt der Sympathie zu dem jungen Manne hingezogen fühlt, verspricht es ihm ohne Anstand, gibt die nötigen Befehle, damit nichts sie stören könne, und leiht ihm seine ganze Aufmerksamkeit.

„Ich nenne mich," beginnt der junge Mann, „Swerkof-Feodorowitsch; ich bin ein Kaufmann aus der vornehmsten Klasse. Sie wissen ohne Zweifel, welchen Rang wir unter der Bürgerschaft einnehmen. Ich wohne hier in Ihrer Nachbarschaft; mein Handlungshaus aber und meine eigentliche Wohnung sind zu Tula."

„Sie sind, wie man mir gesagt hat, ein englischer Kavalier, seit einigen Monaten zu Moskau und spielen gleich allen Vornehmen Ihres Landes sehr hoch und mit dem besten Anstande von der Welt. So machen wir es auch in Rußland. Und so geschieht es in höherem oder geringerem Grade überall. Aber man sagt auch, mein Herr, daß Sie glücklich spielen, und ich gratuliere Ihnen deshalb, denn das Glück ist ein unfehlbares Mittel gegen den Betrug. Entschuldigen Sie, wenn ich hinzufüge, daß ich auf diesen Ihren Ruf hin mir die Freiheit genommen habe, mich bei Ihnen vorzustellen."

„In welchem Bezuge," erwiderte Raily ziemlich überrascht, „können meine Gewohnheiten und deren günstige oder ungünstige Resultate zu dieser Ihrer Visite stehen? Wünschen Sie vielleicht unsere Stufen des Glückes oder der Geschicklichkeit im Karten- oder Würfelspiel miteinander zu vergleichen? Erklären Sie sich deutlich, wenn ich bitten darf."

— „Dies nicht, mein Herr, denn ich spiele niemals; ich kenne sogar kein einziges Spiel."

„Aber was in aller Welt ...."

— „Ich komme," unterbrach ihn der junge Russe im feierlichen Tone und indem sein Gesicht plötzlich den Ausdruck eines schmerzlichen Ernstes annahm, „um Ihnen eine Mitteilung von weit höherer Wichtigkeit zu machen. Sie betrifft einen Versuch, dessen Erfolg Sie von sich abhängig machen können, welcher aber zum Spiele zugleich in sehr naher Beziehung stehen wird."

„Ich höre, mein Herr."

— „Man hat mir Ihren Charakter als einen sehr edlen geschildert; in diesem Vertrauen bin ich gekommen, um in Ihre Hände ein Gut zu legen, dessen hohen Wert ein Engländer zu schätzen weiß — es ist die Freiheit!"

„Bei diesem Worte, welches er in einer unbeschreiblichen Aufregung aussprach, heftet Herr Raily sein Auge erstaunt auf den jungen Mann, wie wenn alles, was er soeben gehört, nur als ein Scherz zu betrachten sei. Der Russe folgte vermutlich seinem Gedankenlaufe, denn er beeilte sich hinzuzufügen:

„Dieses Wort scheint Ihnen in meinem Munde seltsam, mein Herr. Ist nicht die höchste Wohltat Gottes nach dem Leben, die Basis alles großen und edlen die Freiheit? Nun wohl! dieser Freiheit, mein Herr, ohne welche das Leben ein Nichts ist, bin ich auf immer beraubt. Ich rede davon wie ein Blinder vom Lichte. Ich bin Sklave, mein Herr, und Ihnen ist es vielleicht vorbehalten, diesen Schandfleck, dieses Zeichen der Erniedrigung, welches das Gesetz uns vor unsere Türen[1]) zu schreiben zwingt, dieses Wappen der Infamie, wel-

1) In Rußland zwingt das Gesetz einen Sklaven, so reich er auch sein mag, vor seine Haustür zu schreiben: Iwan, Sohn Iwans, Sklave des Fürsten ... (Not. d. Verf.)

ches wir von Geschlecht zu Geschlecht vererben wie ein Kainszeichen, von meiner Stirn zu verwischen."

— „Aber was kann ich bei dem allen tun? Mein Herr, erklären Sie sich!"

„Hören Sie meine Bitte. In diesem tollen Wirbel, welchen man die Welt zu nennen beliebt, treffen Sie auf den Grafen K * * *, Fähnrich im Regiment der Adelgarde. Er gehört unter die Zahl der jungen Leute, die sich im Klub der Engländer des größten Rufes erfreuen: durch seine Kühnheit, seinen Aufwand und seine Arroganz setzt er die verwegensten Spieler und Wetter in Erstaunen."

— „Es ist wahr, unsere Bekanntschaft gleicht fast einer vertrauteren Freundschaft."

„Freilich, einer Freundschaft gleich vielen anderen, wie ich zu behaupten wage; denn es mangelt ihr an einer Basis — der Achtung. Sie können den Grafen nicht schätzen, mein Herr, und in diesem Punkte folgen Sie nur der öffentlichen Meinung. Prahlerei nennt er Stolz, Unverschämtheit Mut, Geschwätz Bildung, und was schlimmer ist, hier fehlt es ihm an allem!" rief er, indem er auf das Herz deutete: „durchaus an allem — an Herz und Gewissen! das ist der Graf, mein Herr. Man kennt dergleichen Naturen; nie wird man sie schätzen, nie sich aufrichtig mit ihnen befreunden können."

— „Sie malen, ohne zu schmeicheln. Weiter, mein Herr!"

„Weiter! nun wohl, die Schande auf der Stirn, die Hölle im Herzen sage ich es: ich bin der Sklave dieses Menschen; dieser Mensch ist mein Gebieter!"

„Indem er diese Worte aussprach, schien seine Augen, die soeben noch Flammenblicke strahlten, ein Tränenschleier zu verdunkeln.

„Herr Raily fühlte sich vom tiefsten Mitleid durchdrungen, denn er begriff nur allzuwohl, wie herzzerreißend ein solches Schicksal für einen solchen Menschen sein müsse.

„Fassen Sie sich und vollenden Sie", sagte er, indem er ihm herzlich die Hand drückte. „Bis hierher kann ich Sie nur beklagen; zeigen Sie mir einen Weg, auf welchem ich Ihnen dienen kann."

„Der junge Mann verstand diese Sprache des Herzens; seine Tränen hörten auf zu fließen, er konnte fortfahren:

„Der Vater des Grafen bewohnte eines seiner Güter unfern Orel. Mein Vater, der ihm schon sehr jung übergeben wurde, gewann sein Vertrauen, diente ihm treu und brachte es durch seine Anhänglichkeit dahin, daß der Graf, als er starb, ihm eine ziemlich bedeutende Summe vermachte, ohne jedoch an seine Freigebung zu denken. Mein Vater verwandte dieses Geld im Handel mit Fellen und Pelzwerken ins südliche Rußland. Glücklich in seinen Unternehmungen sah er sein Vermögen schnell anwachsen und von nun an setzte er sein Hauswesen mit seinem zunehmenden Reichtum auf gleicheren Fuß. Während meiner Kindheit hatte mein Vater eines jener Opfer der französischen Revolution bei sich aufgenommen, welches das Exil bis in unser entferntes Land verschlagen hatte. Herr von B***, ein Mann von gründlichem Wissen, sorgte für meine Erziehung; er wurde mir ein zweiter Vater; das Wenige, was ich bin, verdanke ich ihm. Unsere Stellung als Sklaven kennend, schlug er mir zu mehreren Malen vor, mich derselben zu entziehen, indem ich ihm ins Ausland folgte. Aber dann hätte ich für immer mein Vaterland verlassen müssen; mein Vater wäre über meine

Flucht untröstlich gewesen; man würde ihn überdies wenigstens gezwungen haben, seine glänzende Wohnung sofort zu verlassen und zu den niederen Arbeiten eines gemeinen Sklaven zurückzukehren. Auch gab es noch einen anderen Beweggrund, der, stärker noch als die Vernunft, mich mit unzerreißbaren Ketten an diese schimpfliche Abhängigkeit fesselte: es war die Liebe, mein Herr! Ich liebte und wurde geliebt, und drängte ich gleich den Gedanken zurück, eine junge Dame von guter Geburt an mein Geschick zu fesseln, die, indem sie mit mir sich verband, selbst frei zu sein aufgehört haben würde, so schmeichelte ich mir doch, daß die Zeit jene unbilligen Gesetze abschaffen, daß der Kaiser Alexander, der moralische Hersteller seines Landes, wie sein hoher Ahnherr, Peter der Große, es für sein Volk gewesen — daß Alexander unser eisernes Joch bald brechen, daß er uns gleich den Bauern behandeln würde, welche die Ufer des baltischen Meeres bewohnen, gleich den Sklaven einiger seiner kaiserlichen Domänen[1]); daß man ihm die moralische Emanzipation von 40 Millionen denkender Wesen verdanken sollte, deren fortschreitende Bildung nur durch das Joch einer willkürlichen Gewalt unterdrückt wird. Aber eher würden unsere Herren ihm die größten Exzesse der Despotie verzeihen, als die Ausübung eben dieser Despotie zugunsten der niederen Klasse seiner Untertanen. Ich hoffte, daß ich, endlich frei, Eudoxien würde an den Altar führen dürfen, nicht durch die wollene Sklavenbinde verunstaltet, sondern unter der weißen und reinen

1) Eine der Wohltaten, die man der Regierung des Kaisers Alexander verdankt, ist der Ukas, welcher den persönlichen Verkauf von Leibeigenen verbietet und abschafft; sie dürfen gegenwärtig nur in Masse mit dem Grundeigentum, zu welchem sie gehören, abgetreten werden. (Notiz d. Verf.)

Krone strahlend, welche das Haupt der freien Gattin ziert. Aber bis auf diesen Tag habe ich vergebens gehofft. Mein Vater starb; ich setzte seinen Handel fort und erweiterte ihn bis in den Orient. In wenigen Jahren verdoppelte ich durch glückliche Spekulationen das schon sehr beträchtliche Vermögen, welches er mir hinterlassen hatte."

— „Aber, warum schlagen Sie dem Grafen nicht Ihre Loskaufung vor?"

„Er würde sie verweigern, mein Herr. Er gehört nicht zu der Klasse der Grundbesitzer, welche ein vernünftiges System der Emanzipation wünschen. Die großen moskowitischen Herren haben den Grundsatz, niemals in den Loskauf eines Sklaven zu willigen. Neulich hat noch ein Leibeigener des Grafen Scheremetjeff ihm für seine Freigebung zwei Millionen Rubel geboten, aber umsonst. Und gleichwohl zahlt dieser Mensch dem Grafen jährlich nur einen geringen Tribut, einen Obrock von einigen Rubeln. Aber diese Seelen von Erz sind stolz darauf, unter ihren Leibeigenen Millionäre zu zählen, denen sie durch ein einziges Wort das Herz brechen und das Leben verkümmern können, da die Unglücklichen durchaus nur von der Willkür ihres Herrn oder dessen Intendanten abhängen; sie bilden sich nicht wenig darauf ein, ihre Sklaven aus einer prachtvollen Equipage, der Frucht ihrer Industrie oder ihrer Talente, heraussteigen zu sehen, um vor ihren Augen ihre Stirn bis in den Staub zu erniedrigen. Und alles dieses, gerechter Himmel! weil der Herr, der sie so erniedrigt, sich bloß — um mit einem französischen Schriftsteller zu reden — die Mühe gegeben hat, geboren zu werden. Ist es nicht unbillig, mein Herr? ist es nicht entsetzlich?"

„Nach einer kleinen Pause fuhr er mit einem so lebhaften Unwillen fort, daß man daraus auf die Tiefe seiner Wunde wohl schließen konnte:

„Ich zeigte Ihnen nur das Gemälde im Ganzen; würden Sie aber die Einzelheiten desselben kennen, wie würden Sie davor zurückbeben! wie würden Sie unser Joch verabscheuen! Was zwang jene Schriftsteller, jene Philosophen, welchen man so viele voluminöse Werke über Menschenrecht und Menschenwürde verdankt, die Belege zu dem Mißbrauche der Gewalt aus dem Handel mit schwarzen Menschen zu schöpfen, die man von den afrikanischen Küsten entführt, um sie ans andere Ende der Welt zu verkaufen? warum kamen sie nicht zu uns, um unser Elend zu betrachten? sie würden uns, denen die Natur eine unnatürliche Mutter war, gesehen haben mit Ketten beladen, wie verächtliche Dinge von einer durch unsere Hände fruchtbar gemachten Scholle auf wüste Steppen geschleppt, um auch diese fruchtbar zu machen. Sie würden gesehen haben, wie eine einzige Laune selbst unser Heiligstes oft nicht schont; wie man den Sohn zwingt, der Henker seiner Mutter zu werden, mit Ruten den Busen zu peitschen, der ihn gesäugt hat; wie die Jungfrauen unserer Familie, unsere Schwester, unsere Braut, vielleicht die heilige Hostie noch auf den reinen Lippen, bei ihrem Ausgange aus dem Tempel den frevelhaften Lüsten eines herzlosen Gebieters überantwortet werden. Warum, warum haben sie dies alles nicht gesehen, mein Herr? Ach, gewiß würden sie, ich wiederhole es, wenn sie unsere Schmerzen gekannt hätten, es ihrer heiligen Sache zum Frommen nicht für notwendig erachtet haben, ihre Augen auf ein entferntes Gestade zu werfen, um dort Verbrechen zu enthüllen, vor welchen man zurückschaudert und gegen

welche man gleichwohl niemals ein Gegenmittel ausfindig machen wird."

„Wie durch die Erinnerung an diese düsteren Bilder erschöpft, hielt er einige Augenblicke inne. Dann fügte er, durch so schreckliche Gedanken von neuem aufgeregt, mit ergreifenderem Tone hinzu:

„Nun wohl, mein Herr, das Ende all dieses Elendes, den Besitz einer Frau, welche ich vergöttere und welche gleich mir sterben wird, wenn ein günstiges Geschick uns nicht bald vereinigt, die Freiheit, diesen Gegenstand meiner glühendsten Wünsche, seit ich atme — all diese Güter kann ich Ihnen verdanken; und dann, dann werden Sie für mich mehr als ein Mensch sein, mehr als ein Freund, ich werde in Ihnen einen Gott verehren!"

— „Was ist zu tun? Ich werde alles versuchen. Reden Sie, erklären Sie sich."

„Sie spielen, mein Herr. Was für Sie vielleicht nur eine Erholung, ist bei dem Grafen K*** eine ungezügelte Leidenschaft, der er alles opfert und die ihn unfehlbar in den Abgrund hinabziehen wird. Von dieser Seite werden Ihnen nicht die geringsten Hindernisse in den Weg treten. Bringen Sie ihn dahin, daß er im Spiele einen kleinen Raum Landes einsetzt, welches er an den Ufern der Wolga besitzt; es ist ein Dorf, das nicht über 50 Feuerstellen zählt und dessen Industrie in der Fabrikation von Nägeln besteht. Dieses Dorf würde er, ich bin davon überzeugt, um keinen Preis verkaufen; denn wäre es dies, so würde ich längst der Besitzer desselben sein. In dem fieberhaften Paroxismus des Spielers aber wird er es vielleicht einsetzen — und verlieren. Und darauf beruhen meine Hoffnungen. Jenes Dorf ist mein und meines Vaters Geburtsort; dort lebt meine Familie;

sobald es mein Eigentum ist, sind wir sämtlich frei. Jetzt, mein Herr, gebieten Sie über mein Geheimnis und mein Schicksal. Versprechen Sie mir zu Hilfe zu kommen, so wird Ihr Wort mir genügen, und in diesem Falle lassen Sie sich Ihre Einsätze nicht leid sein, verdoppeln, verhundertfachen Sie dieselben, siegen Sie um jeden Preis. Sie haben einen unbegrenzten Kredit auf meine Kasse; benutzen Sie ihn ohne Rückhalt. Wie auch Ihre Versuche ausfallen mögen, wäre das Glück Ihnen fortwährend ungünstig, wäre sogar mein Ruin eine Folge Ihrer Verluste — in jedem Falle werde ich Ihr ewiger Schuldner schon um dessentwillen sein, daß Sie mich verstanden, daß Sie meine Bitte gewährt und versucht haben, mich zu einem glücklichen und freien Menschen zu machen."

„Raily versprach alles; sie trennten sich.

„Zwei Paladine, ungeduldig, den Kampfplatz zu betreten, um sich dort unter den Augen ihrer Schönen den Preis des Turniers streitig zu machen, können nicht energischer aufeinandertreffen, als zwei Spieler, die danach brennen, sich vor dem grünen Tische zu bekämpfen. Eine Art magnetischen Einflusses vereinigt sie von so fern, als sie einander immer erraten können, und würde sie von den beiden äußersten Enden der Welt her an einem festgestellten Tage und Orte zusammenbringen. Dann beginnt ein Kampf, mit welchem sich an Lebhaftigkeit und Erbitterung der Faustkampf der Boxer in England nicht messen darf. In beiden Fällen ist das Resultat fast dasselbe: im letzteren der Tod eines der beiden Kämpfer, im ersteren der Ruin eines der beiden Spieler.

„Somit kann es dir nicht auffallen, daß der Graf und Raily bald genug im vollen Zuge waren. Der Engländer,

in dergleichen Manöver geübt, ließ sich anfangs besiegen. Sein Gegner, trunken von dem Erfolge, wurde buchstäblich Railys Schatten: er folgte ihm, wohin er sich wenden mochte, auf die Jagd, auf den Ball, auf die Promenade, ins Theater; er verließ ihn nicht mehr. Nie fand sich ein Höfling zu Versailles oder Saint-James pünktlicher zum Lever seines Königs ein.

„Die beiden Gegner wählten das Pharao, ein in Moskau sehr gewöhnliches Spiel. Der Graf hielt die Bank; die von Raily verlorenen Summen beliefen sich bereits auf mehr als 50 000 Rubel. Der Himmel allein mag wissen, wie wohl dem Russen dabei war! Endlich kam auch an den anderen die Reihe und von nun an wandte sich das Blatt.

„Eines Nachmittages wurde Herr Raily so fortwährend vom Glücke begünstigt, daß er alles gewann, was der Graf K. an Rubeln, Papierscheinen, Kunstsachen, selbst an heiligen Gemälden besaß, die in Gold und Edelsteine gefaßt waren und worauf der Russe einen unschätzbaren Wert legt. Raily gewann alles, und bei Tagesanbruch lagen diese sämtlichen Reichtümer rings um den Tisch aufgehäuft, der ihnen zur Arena gedient hatte.

„Der Graf machte ihm indessen den Vorschlag, weiter zu spielen, jedoch den Einsatz nur aus Ziffern bestehen zu lassen, die man mit Kreide auf die grüne Decke schreiben wollte und die nichts anderes zu bedeuten hätten, als — auf Kredit. Herr Raily macht Miene, sich zurückzuziehen und seine Leute herbeizurufen, um alles, was sich von seiner ebenso reichen als umfangreichen Beute fortschaffen läßt, in den Wagen bringen zu lassen.

„Bei dieser Bemerkung verdoppelt der Graf seine Versuche, um ihn zum Bleiben zu nötigen. Er bittet ihn

mit so flehender Miene, so inständig, in einem Tone — mit welchem man um die größte Gnade flehen würde, daß Raily die Gelegenheit günstig und den Augenblick entscheidend glaubt, um das seinem jungen Protegé gegebene Versprechen zu erfüllen.

„Er legt das Gold, die Kleinodien, die Papierscheine auf den Tisch zurück.

„Graf", spricht er, „ich bin ein nobler Spieler und Sie können darüber urteilen. Ich hege den Wunsch, moskowitischer Grundbesitzer zu werden und wäre es auch nur der Seltenheit halber. Sie besitzen eine kleine Domäne an den Ufern der Wolga; sind Sie es zufrieden, so setze ich dagegen alles, was Sie hier sehen."

„Man muß die Gewalt dieser Leidenschaft über denjenigen, dessen Busen sie zerwühlt, kennen, um zu begreifen, daß der Graf kein Bedenken trug auf diesen Vorschlag einzugehen: ja hätte Luzifer in diesem Augenblicke, wo jede Hoffnung, sich an seinem Gegner zu erholen, durchaus verschwunden war, ihm vorgeschlagen seine Seele gegen einen Dukaten zu setzen — er würde nicht gezögert haben. Ohne nur ein Wort zu sagen, lief er also zu seinem Sekretär, verlangte von ihm die Urkunde jenes Grundbesitzes und kam allsogleich triumphierend zurück, um sie gegen das den Tisch bedeckende Gold als Einsatz aufzulegen.

„Auch jetzt erklärte sich das Glück entschieden zugunsten Railys. Sie hatten noch kaum zehn Minuten gespielt, als er der alleinige Oberlehnsherr jenes verheißenen Landes und ein solange herbeigesehntes Ziel erreicht war.

„Graf," sagte er sich erhebend, indem er sowohl den Kontrakt, der ihn zu dem Besitzer jenes Grundeigentums machte, als auch die 50 000 Rubel, die er früher

selbst im Spiele verloren hatte, einsteckte: „Graf, Quitt oder Double für den Rest!“

„Der Graf nennt eine Farbe und zwar — die richtige.

„Nehmen Sie dies alles zurück“, sagt der Engländer; „meine Nacht ist mir reichlich bezahlt.“

„Gleich darauf schieden sie als die besten Freunde von der Welt. Der Russe war entzückt über diese ihm so unerwartet gewordene und so uneigennützig dargebotene Revanche, Raily aber dachte an nichts als an das Glück, womit er seinen neuen Freund überschütten würde.

„Noch am nämlichen Tage schrieb der glückliche Spieler an Feodor, indem er ihm seine 50 000 Rubel zurückschickte und ihm meldete, daß die Urkunde auf das Besitzrecht jener Domäne an der Wolga zu seiner Disposition stehe. Wenige Stunden darauf sieht er jenen bei sich eintreten, an der Hand eine junge Dame führend. In dieser schönen, jugendlich frischen, blonden Tochter des Nordens stellt er ihm Eudoxien vor, die er so sehr liebt und von welcher er geliebt wird; beide sinken Herrn Raily zu Füßen.

„Sie sind nun,“ stammeln sie, „unser Gebieter, unser Vater: segnen Sie uns, vollenden Sie Ihr edles Werk!“

„Raily hebt sie auf und preßt sie, während auch er häufige Tränen vergießt, lebhaft in seine Arme.

„Ihnen verdanke er sein ganzes Glück,“ sagte er, sich an Eudoxien wendend, indem er ihr die Besitzurkunde überreicht. „Die unbilligen Gesetze untersagen dem freigegebenen Sklaven den Besitz einer Domäne; aber Sie, Madame, sind frei, und die nämlichen Gesetze erlauben, daß jene ungerechte Ausschließung, sobald Sie Ihren Leibeigenen zum Range Ihres Gemahls erhoben haben, aufhört. Sie sind kraft dieser Vollmacht Grund-

eigentümerin, führen Sie nun Feodor zum Altar — und hinfort darf er nur Ihre Fesseln tragen."

„In unsäglich freudiger Aufregung verbirgt Eudoxia ihr Erröten und ihre Tränen des Entzückens am Busen ihres Geliebten.

„Mein Herr," spricht zu ihm der junge Kaufmann; „es würde über unsere Kräfte gehen, unser ganzes Leben hindurch eine so schwere Last von Erkenntlichkeit zu tragen. Glücklich der, der in einem solchen Mißgeschick ein solch edles Herz antrifft. Seien Sie nicht zur Hälfte edelmütig, nehmen Sie, nehmen Sie dies," fügte er bei, indem er ihm eine Brieftasche überreichte. „Nur unter dieser Bedingung wird unsere Freude ungetrübt sein."

„Der Spieler, zu seinem Lobe muß man es sagen, zögerte, den Preis einer Handlung anzunehmen, deren ganzes Verdienst in ihrem Erfolge bestand.

„Während wir Sie bitten", drang Feodor in ihn, „dieses Zeichen unserer Dankbarkeit als ein Andenken aufzubewahren, glauben wir uns keineswegs unserer Verpflichtungen gegen Sie ledig. Weisen Sie, wir flehen darum, dieses Souvenir nicht von sich oder nehmen Sie Ihre Wohltat zurück!" fügte er hinzu, indem er ihm zum zweiten Male zu Füßen fiel.

„Herr Raily widerstand nicht länger.

„Die Brieftasche enthielt eine Million Rubel — und die Worte: „Dem freien Manne, der mich befreite."

XXXV

Isabeys Werkstatt. — Sein Gemälde der Bevollmächtigten am Wiener Kongresse. — Die kaiserliche Begräbnisstätte bei den Kapuzinern. — Erinnerung an die Grabmäler von Krakau. — Der Prediger Werner. — Die Kathedrale zu Sankt-Stephan. — Ein Kinderball bei der Fürstin Esterházy. — Die Kaiserin Elisabeth von Rußland.

Eines von den Denkmälern des Wiener Kongresses, welches sich einer allgemeinen Zufriedenheit erfreute — was man selbst von den Entscheidungen dieses hohen Gerichtshofes nicht behaupten darf — ist ein schönes historisches Gemälde Isabeys, welches eine Sitzung der Gesandten darstellt. Der Künstler war damals beschäftigt, die letzte Hand daran zu legen. Griffiths und ich begaben uns eines Morgens zu ihm. Seine Galerie von Porträts, welche die Berühmtheiten aller Länder Europas umfaßte, war schon sehr zahlreich. Man fand in derselben die Könige, Kaiser, Minister, Generäle, die gefeierten Schönheiten jener Zeit und besonders diejenigen, welche damals so zahlreich zu Wien lebten und seinem eleganten und geistreichen Pinsel die Aufgabe anvertrauten, ihre Züge wiederzugeben: Napoleon, Alexander, Metternich, Josephine, Hortensia, die Prinzessin Bagration, die Kaiserin Elisabeth usw. Bei all diesen hohen Personen hatte Isabey mit außerordentlichem Glück die Eigentümlichkeit der Physiognomie, die verschiedenen Arten geistiger Vorzüge und den besonderen Typus der Schönheit aufgefaßt.

Später wurde unsere Aufmerksamkeit von jener Zeich-

J. B. Isabey.

nung gefesselt, welche unter dem Namen des Wiener Kongresses dem Künstler einen Platz unter der Reihe der berühmten Männer anweisen wird, welche er gezeichnet hat.

Jeder kennt diese Komposition. Sie repräsentiert den Saal des Kongresses in dem Augenblicke, wo der Fürst von Metternich den Herzog von Wellington hineinführt. In der Mitte befindet sich Lord Castlereagh, den Arm auf ein Fauteuil gestützt; nahe bei ihm erblickt man Herrn von Talleyrand von vorn, den man unter allen leicht an seiner unerschütterlichen Ruhe heraus erkennt. Die übrigen Gesandten, Nesselrode, Humboldt, Hardenberg, Stakelberg usw., bilden eine Gruppe rings um den Tisch, auf welchem die Schicksale Europas besiegelt wurden. Jede dieser Figuren besitzt den ihr eigentümlichen Ausdruck, und ihre in die Augen fallende Ähnlichkeit hat in dieser Rücksicht den verdienten Ruf des Künstlers bestätigt. Eine bedeutende bei dergleichen größeren Gemälden schwer zu beseitigende Schwierigkeit, welche in der Fernhaltung aller Steifheit und des Mangels an Zusammenhang besteht, hat Isabey glücklich überwunden; äußerst geschickt wußte er all seinen Figuren verschiedene Stellungen zu geben. Was anfangs nur eine Sammlung von Porträts sein sollte, ist ein wirkliches Tableau, ein Denkmal sowohl für die Kunst als für die Geschichte geworden[1]).

Dem Grundgedanken nach sollte Lord Wellington in dieser Zusammenstellung nicht auftreten, da er erst im Monat Februar 1815, und zwar um Lord Castlereaghs Platz[2]) einzunehmen, nach Wien kam. Diese

1) Das Original befindet sich jetzt im Besitz des Königs von England. Vgl. das Titelbild des ersten Bandes.
2) Castlereagh reiste am 15. Februar ab.

Ankunft erforderte im Entwurfe der Zeichnung eine bedeutende Veränderung, nämlich die Hinzufügung einer neuen Person. Dieser Umstand ließ ihn den Augenblick wählen, wo der Herzog eingeführt wird, wodurch es ihm erlaubt war, an den übrigen Figuren keine Veränderung vorzunehmen. Isabey erzählte uns mit vielem Humor, wie der neu Angekommene einiges Mißvergnügen darüber bezeigt hatte, sich so in einen Winkel des Gemäldes verbannt zu sehen, wo man nicht viel mehr von ihm als sein Profil sieht. Der geistreiche Künstler hatte ihn jedoch zu beruhigen gewußt, indem er ihm zeigte, wie eine unter dieses Profil gezeichnete Fraise nach der Mode des 16. Jahrhunderts ihm eine vollkommene Ähnlichkeit mit Heinrich IV. gebe. Diese Erklärung hatte dem englischen General genügend erschienen und ließ ihn den unglücklichen Platz, welchen die Forderungen der Kunst ihm angewiesen hatten, vergessen.

Ein anderer Umstand hatte die ersten Schritte des Malers bezeichnet. Unter der Zahl der europäischen Bevollmächtigten mußte notwendig auch der Baron Humboldt figurieren, dessen Name alle Lobeserhebungen überflüssig macht. Man hatte Isabey versichert, daß er bei diesem Staatsmanne großen Widerstand finden würde, da man seine entschiedene Abneigung gegen eine Anfertigung seines Porträts kannte. Er hatte sogar dasselbe der Prinzessin Louise Radziwil[1]), der Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, verweigert. Von dieser Besonderheit unterrichtet und selbst ein wenig eingeschüchtert, erscheint Isabey bei dem Diplomaten.

1) Prinzessin Fried. Dor. Louise Philippine, geb. 1770 als Tochter des Prinzen Ferd. von Preußen, seit 1796 mit Fürst Anton Heinrich Radziwil vermählt.

Seine fingierte oder wirkliche Verlegenheit vermehrt die zum Sprichwort gewordene gute Laune des Barons, der ihn mit seinen großen blauen Augen fest aufs Korn nimmt und ihm erwidert:

„Betrachten Sie mich aufmerksam und Sie werden dann zugeben, daß die Natur mir ein allzu häßliches Gesicht gab, als daß Sie das Gesetz, welches ich mir auferlegt habe und das mir verbietet, auch nur einen einzigen Sous auf mein Porträt zu verwenden, nicht billigen sollten. Nicht wahr? die Natur würde sehr auf meine Kosten lachen, wenn sie eine so törichte Eitelkeit in mir entdeckte. Nein, sie soll sehen, daß ich den bösen Streich, den sie mir gespielt hat, vollkommen anzuerkennen weiß."

Überrascht von dieser Antwort, betrachtet der Maler mit Erstaunen das höchst unregelmäßig gebildete Gesicht des Ministers.

„Aber," entgegnete er, nachdem er sich wieder gesammelt hatte, „ich denke auch gar nicht daran, mich von Ew. Exzellenz für die sehr angenehme Mühe, die ich mir nehmen werde, irgendwie bezahlen zu lassen; geben wollen Sie mir gewogentlichst nichts als einige Sitzungen."

„Nichts weiter, als das? ich werde Ihnen sitzen so oft und so lange Sie wünschen. Genieren Sie sich nicht. Aber von meinem Grundsatze, für mein schlechtes Gesicht nichts zu bezahlen, kann ich nicht abgehen."

In der Tat saß der geistreiche Diplomat dem Künstler so oft dieser es wünschte. Als der Kupferstich erschien wurde sein Porträt unter allen für das ähnlichste erkannt und oft sagte er:

„Ich, ich habe für mein Porträt nichts bezahlt. Isabey hat sich dafür zu rächen gewußt. Er hat mich ähnlich gemacht."

Die Werkstatt des Malers verlassend, wandten wir uns der Stadt zu. Auf der Donaubrücke gewahrten wir die Prinzessin Helene Suwaroff, den General Tettenborn und Alexander Ypsilanti; ihre Richtung war dieselbe wie die unsrige; sie gingen, wie sie sagten, zur Mehlgrube in die Kapuzinerkirche, um dort die Grabmäler der kaiserlichen Familie zu sehen. Auf ihren Vorschlag begleiteten wir sie.

Als wir in der Begräbniskapelle angelangt waren, schritt uns ein Mönch, nachdem er eine große Fackel angezündet, in die Gewölbe voran. Dort ruht die Asche von neun Kaisern, 13 Kaiserinnen und, alles in allem, von beinahe 80 Mitgliedern der kaiserlichen Familie.

In dieser unterirdischen Kapelle, sagte uns der Mönch, hörte Maria Theresia 30 Jahre lang täglich die Messe. Dort hatte sie beständig ihr Begräbnis vor Augen, welches sie sich neben demjenigen ihres Gemahls hatte errichten lassen. Diese ausgezeichnete Monarchin hatte in den frühesten Tagen ihrer Kindheit so viel erduldet [1]), daß der fromme Gedanke an die Nichtigkeit des Lebens sie selbst zur Zeit ihres höchsten Glanzes nicht verließ. Überhaupt findet man die Beispiele von einer frommen und demütigen Ergebung nicht selten bei den Gebietern der Welt. Da sie nur dem Tode zu gehorchen haben, so übt seine unwiderstehliche Macht auf sie um so größeren Einfluß. Zwischen uns und dem Grabe pflanzen sich die Schwierigkeiten des Lebens auf; für die Könige ist die ganze Bahn bis ans Ziel geebnet, und eben dies läßt sie das letztere um so deutlicher vor Augen haben.

„Jener Zug von Maria Theresia," sagte Tettenborn, „erinnert mich an einige Worte Josephs des Zweiten.

1) Doch erst als junge Frau.

Als er dem Publikum den Augarten geöffnet hatte, beklagte sich bei ihm eine Dame vom Hofe darüber, daß sie dort nun nicht mehr mit ihresgleichen promenieren könne."

„Wenn jeder," erwiderte ihr der Kaiser, „auf die Gesellschaft von seinesgleichen beschränkt werden sollte, so dürfte ich, um frische Luft zu schöpfen, nur noch die Kapuzinergruft besuchen, denn dort allein finde ich die Meinigen."

Nachdem wir einige Augenblicke diese Denkmäler von Marmor und Erz, die Zeugen unserer Nichtigkeit, welche den Staub so vieler ausgezeichneten Menschen bedeckte, betrachtet hatten, stiegen wir in ernster Stimmung wieder die Kellerstufen hinauf, als der Schein mehrerer Fackeln uns die Annäherung einer zahlreichen Gesellschaft ankündigte. Wir erkannten die Prinzessin Bagration, die Fürsten Koslowski, Galizin, Scheremetjeff und einige Personen von Stande. Seit einiger Zeit herrschte unter den Fremden der Brauch, die Seltenheiten der Stadt Wien zu besuchen. Im Augenblicke ihrer Ankunft hatte der Strudel der Vergnügungen, später aber die strenge Kälte ihren wissenschaftlichen Exkursionen Hemmnisse in den Weg gelegt. Die warme Sonne des Februars aber hatte das Hindernis beseitigt, und so fand man Kirchen, Paläste und Galerien mehr als je von Besuchern gefüllt. Unser Führer sagte uns, daß fast alle Gäste Wiens, die Souveräne nicht ausgenommen, zu mehreren Malen diese Gewölbe besucht hatten. So stiegen diese Glücklichen des Jahrhunderts, durch einen begreiflichen Hang geleitet, aus den freudelauten Szenen des Festes in die düsteren Grabgewölbe hinab, um dort — nachzudenken! Zu allen Zeiten hat sich die Poesie darin gefallen, den Glanz des Lebens

neben den Ernst des Todes zu stellen; aber auch das Schicksal ist ein furchtbarer Dichter, der beides nur allzuoft miteinander vereinigt hat.

Als wir endlich die Kirche verließen, erschienen auch die Herren von Nesselrode, Pozzo di Borgo, der Herzog von Richelieu und Herr Anstedt[1]), um diese Stätte des Todes zu besuchen.

„Zweifelsohne," sagte Ypsilanti sie erblickend, „wollen diese von den wichtigsten Fragen stets so aufgeregten Köpfe hier die Ruhe studieren."

Wir wandten uns den Wällen zu. Die Unterhaltung hatte infolge des Ortes und der Gegenstände, die wir soeben verlassen, einen sehr ernsten Ton angenommen. Die Prinzessin Helena verglich die Gewölbe der Kapuziner mit denen des Klosters Petschersky zu Kiew, wo man die meisten der Heiligen des Klosters in offenen Särgen erblickt. Diese kostbaren Reliquien ziehen in die alte moskowitische Hauptstadt zahlreiche Pilger herbei, welche zu Fuß von Kasan und anderen an der Grenze Asiens gelegenen Städten dahin wallfahrten.

„Nichts," sagte die Prinzessin Helena, „ist ein auffallenderer Beweis von der Kraft der Religiosität. Sie allein läßt jene meilenweiten Wallfahrten unternehmen und vollenden, die ohne sie unmöglich scheinen würden. ..... Aber," fügte sie hinzu, „die Hoffnung zu künftigen Belohnungen versüßt alle gegenwärtigen Übel."

— „Während meiner Anwesenheit in Krakau," er-

1) Johann von Anstedt, aus Straßburg gebürtig und seit 1789 als russischer Diplomat tätig, war ob seiner witzigen Einfälle in Gesellschaft gerne gesehen. Er führte eine flinke Feder, eine noch flinkere Zunge. Mit beißenden Antworten war er nicht sparsam, besonders wenn er, was ziemlich häufig geschah, zuviel getrunken hatte. Von 1813—1835 bekleidete er den russischen Botschafterposten in Frankfurt a. M.

Fürstin Marie Esterházy.

widerte ich, „habe ich die unterirdischen Gewölbe besucht, in welchen sich die Grabmäler der polnischen Könige befinden. Auch dort sind sämtliche Särge offen, und die einbalsamierten Körper, deren Formen die Zeit aus Achtung geschont zu haben scheint, noch mit den Attributen des Königtums bedeckt. Der Hermelinmantel, das Szepter, das von Edelgestein strahlende Diadem, all dieses Spielwerk einer verschwundenen Macht bieten einen auffallenden Kontrast mit dem starren Anblicke des Todes dar. Diese einst so edlen Gesichtszüge, die jetzt gebräunt und zusammengeschrumpft sind, diese Überreste des Haares, welches so üppig unter der königlichen Stirnbinde hervorquoll, dieses ganze Gemisch von Größe und Hinfälligkeit machen einen tiefen Eindruck auf unseren Geist. Dieses Bild einer allmählichen Zerstörung scheint dem Betrachter zuzurufen:

„Du, den das Leben noch nicht verlassen hat, lebe! Der Tod wird dich bald genug zu sterben lehren."

„Indessen sind diese Mahnungen an eine vergangene Zeit weniger schrecklich, wenn Erz oder Marmor, wie hier, die Beute der Vernichtung dem Auge entzieht; oder vielmehr" — ich wandte mich bei diesen Worten an die Prinzessin — „wenn die Monumente mit Inschriften geschmückt sind, die uns, wie in der Kirche der Verkündigung zu St. Petersburg[1]), eine glorreiche Vergangenheit ins Gedächtnis zurückrufen."

Es war ein Festtag; die Wälle waren von einer zahlreichen Menge bedeckt.

1) Die Prinzessin Suwaroff ist eine geborene Nariskin. Auf dem schönen marmornen Grabmal, welches für die Mitglieder dieser Familie bestimmt ist, liest man die Inschrift: „Peter I. entsproß aus ihrem Blute." (Notiz d. Verf.)

„Wie gibt diese Klasse von Handwerkern durch ihre lachenden Gesichter und ihr ganzes Äußere den besten Beweis dafür, daß der Fleiß nie ohne Belohnung läßt!" sagte die Prinzessin.

— „Es ist wahr," meinte Griffiths, „wo begegnet man in Wien einem Bettler? Die Armenanstalten werden sehr gut und mit vieler Freigebigkeit verwaltet. Die öffentliche Wohltätigkeit wie die der Privaten steht unter der Leitung der größten Billigkeit. Da das Volk im allgemeinen in industrieller und kommerzieller Hinsicht dem übrigen Deutschland voraus ist, so trifft man den Wohlstand nicht selten. Alles trägt hier das Gepräge einer väterlichen, weisen und gewissenhaften Regierung. Ohne der poetischen Übertreibung Wolfgang Menzels[1]) beizupflichten, welcher Wien in Rücksicht auf seine Lage mit einer in Gold gefaßten Perle vergleicht, kann man doch behaupten, daß sich keine Hauptstadt Europas an dem Zauber der Umgebungen, sowie an dem ruhigen und sorglosen Leben, welches man dort führt, mit ihr vergleichen darf. Überall erkennt man, daß das Land glücklich ist. Frau von Staël nannte Deutschland das Land des Gedankens: Wien könnte man die Heimat des Glückes nennen."

„Was Wien in der Regel," fügte ich hinzu, „ein besonders lebhaftes Ansehen und helle Tinten leiht, ist die Menge von Fremden, die man in den Straßen findet: Juden, Türken, Armenier, Kroaten, Böhmen, alle in ihre Nationaltrachten gekleidet. Sieht man jeden derselben den Beschäftigungen oder dem Handel mit Produkten seines Landes nachgehen, so sollte man glau-

1) Wolfgang Menzel, deutscher Schriftsteller und Politiker (1798 bis 1873). — Natürlich konnte im Jahre 1815 Griffiths diese Worte noch nicht anführen, da sie Menzel noch nicht geschrieben hatte.

ben, man befände sich mitten auf einem großen europäischen Bazar. Freilich sind die lebhaften Farben dieses malerischen Anblickes durch den von mancherlei Uniformen und Stickereien etwas matt geworden; aber die Stadt, heißt es, beklagt sich darüber nicht. Denn alles ist — dank dem Karneval, der sie von neuem mit Fremden füllte — wieder außerordentlich teuer geworden. Spricht man darüber mit den Kaufleuten, so antworten sie gerade wie vor vier Monaten:

„Ah! der Kongreß!"

Inzwischen bemerkten wir von fern die zierliche Turmspitze der Kathedrale zu St. Stephan.

„Wären Sie nicht geneigt", wandte ich mich an die Fürstin Suwaroff, „einem jener Schauspiele beizuwohnen, die in diesem Augenblicke vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen?"

— „Und welchem? denn in Wien verliert man sich in Schauspielen aller Art."

„Einer Predigt des ehrwürdigen Herrn Werner[1]), einer höchst erbaulichen Zeitkürzung."

1) Friedr. Ludw. Zacharias Werner (1768—1823), deutscher Dichter romantischer Richtung, der 1811 in Rom zur katholischen Kirche übertrat. 1814 die Priesterweihe empfing und seit diesem Jahre in Wien lebte und wirkte. Sein cynisches Gebahren verließ ihn auch als Priester nicht und machte in dieser Hinsicht seine Predigten mehr berüchtigt als berühmt. Die Naivität Abrahams a. S. Claras, dem er nacheifern wollte, wurde bei ihm nur rohe Zote oder Hanswursterei auf der Kanzel, dennoch drängten sich die Wiener zu ihm, wie die du Montet oder die Gräfin Bernstorff, I, S. 180f., berichtet, die u. a. über seine Predigten schreibt: „Auch den Leichtsinn der Wiener Damen hatte er sehr ins Auge gefaßt und ihnen versichert, er achte ihre Köchinnen mehr als sie; sie aber dabei zugleich angeredet: „Meine gnädigen, doch nun vielleicht ungnädigen Damen." Ein anderes Mal hatte er eine ebenso unpassende als skandalöse Beichte seiner eigenen Sünden abgelegt, dann hatte er wieder von Pferden und Pferdeliebhaberei geredet. Noch ein anderes Mal

Auch die Prinzessin hatte von diesem neuen Apostel reden hören, welchem ein vielbewegtes Leben, wahrhaftes Talent und besonders auffallende Vorhergänge die allgemeine Aufmerksamkeit gewannen. Sie willigte ein, sich nach St. Stephan zu begeben, ebenso begierig wie wir, diesen schlichten Priester kennen zu lernen, der inmitten so bedeutender Interessen und so mannigfaltiger Lustbarkeiten noch ein Mittel gefunden hatte, die Menge zu entflammen.

Bevor Herr Werner in die Fußstapfen der Massillons und Bossuets[1]) trat, war er Lutheraner und dramatischer Dichter. Er war der Schöpfer mehrerer Trauerspiele, die mit Erfolg aufgeführt waren und die eine entschieden romantische Färbung besaßen. Indem er in seine theatralischen Schöpfungen die ganze Energie seiner religiösen Überzeugung übertrug, hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, die Anfänge des Luthertums mit den reizendsten Farben zu schildern. Ein zugleich poetischer und romantischer Umstand hatte seinen Übergang zum Katholizismus entschieden. Eines Abends ging er zu Wien auf dem Platze der Kathedrale spazieren, ganz in jene düsteren Träumereien verloren, die eine Eigentümlichkeit der deutschen Dichter sind. In seiner Begeisterung betrachtet er die imposante Masse und die gotischen Türme, deren höchste Spitze sich bis in die Wolken verliert. Plötzlich öffnet sich die Tür, ein ehrwürdiger weißgekleideter Priester, von zwei Knaben begleitet, tritt heraus und macht sich auf den Weg zu einem Sterbenden, um ihm die letzten Tröstungen

war er mit den Worten von der Kanzel gestiegen: „Ihr glaubt wohl, daß die Könige und Herren den Frieden geschlossen haben? Dummheiten! Amen!" — Nostiz, l. c., S. 176, sagt von ihm: „Er tobt wie ein Narr und spricht wie ein Fiaker."

1) Berühmte französische Kanzelredner.

der Religion zuteil werden zu lassen; eine Fackel wirft ein zitterndes Licht auf seinen Pfad. Von diesem Anblick betroffen, bleibt der lutherische Dichter unwillkürlich stehen und betrachtet achtungsvoll den heiligen Zug, wie er sich gleich einer geheimnisvollen Erscheinung langsam entfernt und endlich verschwindet. Sein Herz ist tief bewegt, seine Phantasie aufgeregt; diese einfache Handlung eines bejahrten Priesters, der einem Kranken das heilige Sakrament bringt, läßt zugleich die Größe und Erhabenheit der katholischen Religion vor seinem Geiste erscheinen. Und von diesem Augenblicke an ist Werner Katholik. Er verläßt Wien, begibt sich nach Rom und entsagt in der St. Peterskirche feierlich seinem Irrglauben. Nachdem er zwei Jahre lang in einer Eremitenzelle am Fuße des Vesuvs gelebt hat, kehrt er nach Deutschland zurück, geht vom Theater zur Kanzel über und wird Priester. Die auffallende Änderung seines Glaubensbekenntnisses, sein Talent als Prediger, sein Vortrag, in welchem sich noch immer ein bedeutender Geistesschwung und die bald düsteren, bald helleren Farben seiner Poesie von ehemals nicht verkennen lassen, alles hatte dazu beigetragen, ihn zur Mode zu machen. So oft die Reihe zu predigen an ihm war, konnte die Kirche kaum die Zuhörer fassen, die entweder Frömmigkeit oder Neugierde herbeigezogen hatte.

Sein Erfolg als Prediger veranlaßte die Theaterdirektoren, die Tragödien des Dichters wieder in Szene zu setzen; die Spekulation glückte. Morgens drängte man sich, um sich kein Wort des neuen St. Pauls entgehen zu lassen, und abends sah man die nämlichen Zuhörer, denen die Zitate aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern noch frisch im Gedächtnisse lebten, dem Attila, dem Luther, den Söhnen des Tales und anderen

Schöpfungen des bekehrten Ketzers applaudieren. Trostlos über diesen Beifall, glaubte Herr Werner sich gezwungen, von der Höhe seiner Kanzel herab gegen seine früheren Irrtümer, die er gern samt und sonders vernichtet hätte, nach Kräften zu eifern. Je mehr er aber donnerte, um so pikanter wurde der Kontrast, und sein doppelter Erfolg als Prediger und dramatischer Dichter war täglich im Wachsen begriffen.

Nur mit Mühe fanden wir einigen Platz in der Kirche so zahlreich war die dort anwesende Versammlung. Man erblickte darunter Fürsten, Generäle, Damen vom Stande und was nicht weniger auffallend war, Leute aus allen christlichen Konfessionen. Der Apostel erschien und begann in deutscher Sprache eine lange Predigt. Ich verstand kein Wort davon, war jedoch vermutlich nicht der einzige unter so vielen Fremden, die gleich uns die Neugierde herbeigezogen hatte, und die fast alle der deutschen Sprache unkundig waren. Nichtsdestoweniger aber schien die Predigt ihre Wirkung nicht zu verfehlen: die hohltönende Stimme des Redners, sein großes, mageres und blasses Gesicht, seine tiefliegenden Augen, alles harmonierte mit dem Tempel, dessen Gewölbe er widerhallen ließ. So künstlich das Äußere der Kathedrale zu St. Stephan geschmückt ist, so düster ist das Innere derselben, und selbst diese Düsterheit, der tiefsten Gedankensammlung so günstig, schien dem Vortrage des Predigers etwas Leichenhaftes zu verleihen.

Gegen das 14. Jahrhundert gegründet, gehört die erzbischöfliche Kirche Wiens wegen der Schönheit der Details, sowie der Majestät und Übereinstimmung im ganzen zu der Zahl der interessantesten Denkmäler, welche die gotische Kunst je erzeugt hat. Das Schiff

wird von reich geschmückten Säulen getragen; die Kanzeln, die Altäre, die Kapellen sind äußerst verschwenderisch mit getriebenen Arbeiten verziert. Was sie besonders merkwürdig macht, ist die Höhe ihres Glockenturmes, welche 470 Fuß beträgt. Gegen den Gipfel zu hat dieses Meisterwerk der Ungezwungenheit eine augenscheinliche Neigung. Die Glocke, deren Höhe 16 und deren Umfang 32 Fuß beträgt, wurde aus den Kanonen gegossen, die einst während der verschiedenen Belagerungen durch die Türken ihre Kugeln auf Wien herabregnen ließen. Im Inneren der Kirche findet man das Grabmal des Kaisers Friedrich III., ferner das prächtige Monument, welches die Prinzessin von Liechtenstein ihrem berühmten Verwandten, dem Prinzen Eugen von Savoyen, dem Vertreter des Ruhmes unter der Regierung Karls VI., errichten ließ.

Dort sind die Gräber der kriegerischen Helden, welche das Reich verteidigten, und der berühmten Männer, welche ihm seinen Glanz gaben. Es ist sozusagen die Geschichte der österreichischen Monarchie.

„Nun?" fragte mich die Prinzessin Helena beim Hinausgehen: „was halten Sie von dem Prediger?"

— „Ich habe nur sehr teilweise über seine Beredsamkeit urteilen können. Über seine Moral will ich nichts sagen; ich halte sie in Rücksicht auf die Glaubenslehre untadelhaft. Sein Vortrag selbst aber scheint mir die Deklamation eines Besessenen und gibt mir wenig Lust, mit seinen theatralischen Werken Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie meiner Meinung sind, so besuchen wir das Hoftheater, um „Cinna" oder den „Menschenfeind" zu sehen."

Wir gaben uns, als wir schieden, das gegenseitige Versprechen, uns bald bei der Fürstin Maria Esterházy wie-

derzufinden, die nächstens einen Kinderball geben wollte.

Nach den glänzenden Lustbarkeiten der Souveräne konnte ein solches Fest nicht verfehlen, schon seiner Seltenheit halber lebhaften und allgemeinen Anklang zu finden. So kam es, daß die Salons der Fürstin ein höchst lebensvolles und reizendes Tableau boten. Die sämtlichen jungen Sprößlinge der hohen Aristokratie waren eingeladen, um an diesen ihnen gewidmeten Vergnügungen teilzunehmen. Die gekrönten Gäste Wiens, welche diesmal die Zuschauer abgaben, die politischen und militärischen Berühmtheiten hatten sich dort zahlreich eingefunden, bildeten einen Zirkel um diese Kindergruppen und schienen sich, indem sie sich an der naiven Munterkeit derselben ergötzten, ganz der Erholung zu widmen. In allen Sälen des Palastes war die Einrichtung so getroffen, daß die jungen Gäste aus einer Überraschung in die andere fielen. Taschenspieler mit ihren Wundern, chinesische Schatten, Zauberlaternen fand man von Saal zu Saal aneinandergereiht. Besonders hatte sich die aufmerksame Sorgfalt der Fürstin Maria darin gefallen, die Vergnügungen des zarten Alters, wie wenn jedes dieser Kinder das ihrige gewesen wäre, in den mannigfaltigsten Formen auftreten zu lassen. Nachdem alle diese ergötzlichen Spielereien erschöpft waren, trat man in den für den Ball bestimmten großen Saal; die Tänze begannen, und durfte man ihnen vielleicht Regelmäßigkeit absprechen, so fehlte es ihnen doch gewiß nicht an Grazie und Ungezwungenheit. Wer Zeuge von Kinderbällen war, auf welchen die jungen Tänzer und Tänzerinnen in den verschiedensten Kostümen paradierten, wird sich eine ungefähre Idee von dem Zauber dieser Quadrillen machen können.

Diese von der Natur so wohlgebildeten Miniaturmenschen, geschmückt mit allem, was Kunst, Geschmack oder Laune zur Erhöhung ihrer Schönheit beitragen können, bildeten ein ebenso vollständiges, als reizendes Ganzes. Wenn irgend etwas anderes die durch diese anziehenden Gruppen gefesselte Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen vermochte, so war es der sichtbare Ausdruck der Zärtlichkeit oder liebevoller Angst, der sich auf dem Antlitz so vieler jungen und holden Mütter malte. Man mußte ihre von Hoffnung oder Stolz glänzenden Blicke sehen und wie sie entzückt oder unruhig den Pas und Stellungen der jungen Tänzer folgten; jenen mütterlichen Instinkt, welcher sich niemals täuscht, mußte man beobachten, wie er sich an ihre geringsten Bewegungen heftete und bis ans entfernteste Ende des Saales den leichtesten Schrei unterschied, welchen der Schmerz entweder oder die Freude einem ihrer Kinder entriß.

Die Kostüme, an denen, wie man leicht denken kann, keine Pracht gespart war: Türken, Ritter, Albanesen, Neapolitaner aus dem Mittelalter, aus der Zeit Ludwigs XIV., russisch, polnisch usw., wurden hier und da von diesen liliputischen Hoheiten mit einer Wichtigkeit getragen, die ihnen komisch genug stand; es waren die jungen Prinzen und Prinzessinnen Lobkowitz, Rosenberg, Schwarzenberg, Zinzendorf, Starhemberg, Kohary und Colloredo. Der Prinzen Liechtenstein gab es eine bedeutende Menge: Die Prinzessin Maria, eine geborene Liechtenstein, hatte nicht verfehlt, zu ihrem Feste die sämtlichen Mitglieder der verschiedenen Zweige ihrer hohen Familie einzuladen. Inmitten dieses Schwarmes von kleinen Engeln konnte man jedoch leicht bemerken, daß der Dämon des Hochmuts auch

bei ihnen schon seine gefährlichen Schlingen ausgeworfen hatte. Eine kleine weibliche Hoheit entbrannte in heftigem Zorne gegen eine ihrer Gespielinnen, deren Rang dem ihrigen nachstand: die Zänkerei ging soweit, daß sie, da keine nachgeben wollte, selbst einige Störung auf dem Balle veranlaßte. Ich erinnerte mich dabei an eine Anekdote, die mir Lord Stair erzählte und die einige Jahre früher ganz England amüsiert hatte. In ihrer frühesten Kindheit hatte man der Prinzessin von Wales die Tochter eines Musikers, der sich als Organist der St. Paulskirche einen Ruf erworben hatte, zur Gespielin gegeben. Eines Tages machten sich die beiden Kinder den Besitz eines Spielzeuges streitig; und da der jungen Prinzessin von ihrer kleinen Gesellschafterin fortwährend dieselben Weigerungen entgegengesetzt wurden, rief sie endlich im Zorne:

„Wie kannst du es nur wagen, mir zu widerstreben? Weißt du nicht, daß ich die Tochter des Prinzen von Wales bin?"

— „Was tut das zur Sache?" erwiderte das andere Kind mit Stolz; „weißt du selbst denn nicht, daß ich die Tochter des Organisten von St. Paul bin!"

Aber in Wien wie in London wurde der Streit ziemlich schnell beigelegt und ein Kuß besiegelte den Frieden.

Die Tänze wurden durch die Ankunft tyrolischer Sänger unterbrochen, die damals in Wien Furore machten. Es waren ihrer sieben, fünf Männer und zwei Frauen; sie trugen sämtlich das pittoreske Kostüm ihrer Gebirge. Nur einige Jahre vorher waren sie als schlichte Uhrmacher aus Tyrol gekommen und vereinigten sich an den Feierabenden, um im Chor ihre nationalen Gesänge zu üben. Der Effekt, welchen sie hervorbrachten,

war derart, daß eine unzählige Menge jeden Ranges ihnen in ihre Straße folgte; die Polizei sah sich, um Unordnungen vorzubeugen, genötigt, sie nicht ohne Eskorte zu lassen. Die Direktoren des Theaters a. d. Wien engagierten sie, der Enthusiasmus war ungemein und ging soweit, daß man sie dieselben Gesangsstücke fünf- bis sechsmal wiederholen ließ. Die höchsten Zirkel riefen sie in ihre Soireen, und überall ernteten sie einstimmigen Beifall. Kurz vorher hatten sie einen Teil Europas bereist[1]) und waren während des Kongresses auf den Schauplatz ihres früheren Ruhmes zurückgekehrt. In der Tat besaß ihr Gesang einen unbeschreiblichen Zauber: ihre Weisen waren so rhythmisch, es wehte in ihnen eine solche Frische und Zartheit, wie man sie selten vereinigt fand. Die Reinheit, der Ausdruck und selbst die Kühnheit ihrer Ausführung konnten den seltenen Reiz dieser nationalen Musik nur erhöhen.

Später trat man in einen Saal, der bis dahin nicht geöffnet war. Dort sah man einen großen Baum mit goldnen Zweigen, beladen mit Spielsachen und Geschenken aller Art. In einer Lotterie wurden diese reizenden Kleinigkeiten verlost, was zu neuen Freuden Anlaß gab. Als das lebhafte Völkchen mit diesen so zart dargebotenen Geschenken beladen war, begab man sich in den Bankettsaal. Was Wien nur des Leckersten und Auserlesensten geboten hatte, wurde der Eßlust der jungen Gäste vorgesetzt. Während des Soupers ließen die näm-

1) Überall waren sie vom schönsten Erfolge begleitet. Auch vor Georg IV. sangen sie. Trunken vom Lobe des Monarchen wurde eines dieser jungen Mädchen plötzlich ganz närrisch: nach einem lebhaften Applaudissement des Königs stürzte sie Seiner Majestät um den Hals, als hätte sie einen schlichten Bürger von Innsbruck umarmt. (Notiz d. Verf.)

lichen tyrolischen Sänger in einem benachbarten Gemache einige ihrer launigsten Variationen hören, die durch die Entfernung geschwächt, dem Echo einer himmlischen Melodie glichen.

Bevor man die jungen Tänzer zur Ruhe gehen ließ, vereinigte man sie noch zu einem allgemeinen Walzer. Das Durcheinander dieser kleinen Personen, wie sie im Wirbel hier und dort hingerissen wurden, war in der Tat komisch genug: ihr Gelärm, ihre laute Freude, ihre Lebhaftigkeit bot ein reizendes Schauspiel. Die Souveräne und der ganze Hof schienen an diesen kindlichen Freuden innigen Anteil zu nehmen und bei diesem Tableau der Unschuld und des Glückes ihren Köpfen Erholung zu gönnen. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland allein zeigte in ihren Gesichtszügen einen sichtbaren Ausdruck von Schwermut. Man sah, daß sie die Mutterfreuden tief entbehrte und daß dieses Schauspiel ihren Kummer erneute. So groß war die Liebe der Fürstin zu dem Kaiser, daß, als sie der Tochter desselben und der Madame Nariskin begegnete, sie dieselbe mit Küssen und Liebkosungen bedeckte, gleich als suchte sie auf diese Weise den doppelten Schmerz der Gattin und Mutter zu täuschen. Die Fürstin Esterházy, welche man mit so vielem Rechte das Muster und die Zierde des Hofes nannte, hatte auf diesem Kinderballe sich selbst übertroffen — sie bewährte, wenn es möglich war, jene Anmut, die sie auszeichnete und die zu Wien sprichwörtlich geworden war, an diesem Abende mehr als je. Eine junge reizende Frau, welche mit der Schönheit ihrer Tante, der Königin von Preußen, das artige und liebevolle Wesen ihrer Mutter vereinigte, teilte die Fürstin Paul Esterházy, eine geborene Thurn und Taxis sich mit ihrer Schwiegermutter in die Sorge, die Hon-

neurs dieses Balles zu machen. Sie zeigte dabei jene liebenswürdige Freundlichkeit und jenen feinen Geschmack, welchen sie vor so vielen voraus hatte.

Der Ball ging zu Ende; die dankbare Erinnerung an denselben wird noch lange in dem Gedächnis jener Kinder fortleben und ihnen eine glänzende Epoche zurückrufen; die jungen Mütter aber werden an ihn wie an einen Abend des Triumphes und Glückes zurückdenken.

XXXVI

Die Gemäldegalerie des Herzogs von Sachsen-Teschen. — Der Kaiser Alexander und der Prinz Eugen. — Die Gemälde des Belvedere's. — Der König von Bayern. — Erzählungen. — Ursprung Malmaisons. — Lally-Tollendal oder die Vorhersagungen des Henkers.

Welcher politischen Meinung man auch angehören mag, so kann man doch bei Erzählungen, in welchen uns Männer von hoher Bedeutung geschildert werden, nicht gleichgültig bleiben. Gern verfolgt man sie in die Einzelheiten ihres Familienlebens, in ihre vertrauteren Kreise. Mir gab der Wiener Kongreß Gelegenheit, Männer, die in das Buch der Geschichte eingetragen sind, näher kennen zu lernen. Ich schmeichle mir daher, daß die Anekdoten, welche ich erzähle, nicht ohne einiges Interesse sein werden; immer werde ich wenigstens in der Wahrheit derselben meine Entschuldigung finden.

An einem schönen Februartage durchwandelten wir, Zibin, Lucchesini und ich, die Räume des Residenzschlosses des Herzogs von Sachsen-Teschen. Unter der Menge kostbarer Gegenstände, welche dieser Palast einschließt, nennt man eine, in ihrer Art einzige Sammlung von beinahe zwölftausend Originalgemälden und hundertunddreißigtausend nach den Künstlern aller Länder ausgeführten Kupferstichen[1]). Wir waren äußerst zuvorkommend von Herrn Lefèvre, dem Aufseher

1) Die sogenannte „Albertina".

dieser Schätze — wovon er, wie er sagte, in chronologischer Reihenfolge und nach der Ordnung der Schulen eine detaillierte Beschreibung zu veröffentlichen im Begriff stand — empfangen worden. Am Ende einer Galerie, die zur Aufstellung aller dieser Seltenheiten bestimmt war, gewahrten wir den Herzog Albert[1]), welcher dem Kaiser Alexander die Honneurs seines Palastes machte. Letzterer war von dem General Uwarow und dem Prinzen Eugen begleitet. Wir näherten uns ihnen, als sie sich eben damit beschäftigten, eine Sammlung von Karten und militärischen Plänen zu prüfen, welche in diesem Genre für die vollständigste in Europa gilt.

„Die Städte sind zerstört," sagte der Herzog Albert, „die Reiche sind umgeschmolzen, die Taktik hat ein anderes Ansehen gewonnen: die militärischen Grundsätze aber bleiben immer dieselben."

Er führte noch mehrere Vergleichungen an, wodurch er zu beweisen suchte, daß dieselben Ereignisse oft dieselben Resultate herbeigeführt haben. Gleichwohl schien ausschließlich der Schauplatz der letzten Feldzüge die Aufmerksamkeit seiner Gäste zu fesseln. Von äußerstem Interesse waren die Bemerkungen, womit der Kaiser Alexander die Prüfung dieser verschiedenen Schlachtpläne begleitete. Diejenigen, für welche die Wahrheit nur eine Sprache hat, werden das Treffende dieser wenigen in der Eile gesammelten Worte zu schätzen wissen.

„Dort," sagte er, indem er die fraglichen Stellen mit den Fingern andeutete, „hat das und das Korps den und

1) Herzog Albert Kasimir von Sachsen-Teschen (1738 bis 1822), k. k. Feldmarschall, Generalstatthalter der Niederlande, als Feldherr wohl ohne Bedeutung, bekannt dagegen als Kunstmäzen.

den Fehler gemacht, jene Batterie war übel aufgestellt, der und der Angriff hat das Treffen entschieden; hier, zu Austerlitz, hätten wir den Schaden wieder gut machen können, aber Kutusoff[1]) verweilte zu lange vor Mortier. Und jene gefrorenen Seen von Aujest und Menitz, die unter zwanzigtausend Menschen und fünfzig Kanonen ihren Abgrund öffneten, vollendeten unser Unheil."

— „Und gleichwohl würden wir vielleicht," nahm der Prinz Eugen das Wort, „die Schlacht verloren haben, hätte der Kaiser einige Stunden früher angegriffen; — wovon hängen im Kriege oft die Erfolge ab!"

„Hier, zu Friedland," fuhr Alexander fort, „war durch ein falsches Kavalleriemanöver, welches Ney benutzte, und durch Korsakoffs[2]) Rückzug auf Friedland alles verloren; infolge des letzteren wurde sein ganzes Armeekorps umzingelt, und indem er durch die Wellen des Alle einen Ausweg suchte, fand er seinen Untergang. Im ganzen schlugen wir uns brav, aber wir hatten mit einem allzu gewandten Gegner zu schaffen."

Von den Feldzügen Italiens ging er wechselsweise zu denjenigen Deutschlands über, indem er zufolge des ihm eigenen Taktes von wohlwollender Schonung es sorgfältig vermied, von dem so traurigen Kriege in Rußland zu sprechen.

„Genug," fügte er, sich an den Prinzen wendend, hinzu, „Sie haben hier zahlreiche Schauplätze des Ruhmes und großer Erinnerungen vor sich, die Ihrem Herzen wohltun müssen."

„Ach, Sire!" sagte Eugen, „und worauf läuft dieser Ruhm hinaus?"

1) Mich. Kutusoff (1745—1813), russischer Feldmarschall.
2) Mich. Korsakoff, Günstling Katharinas II., russischer General d. Kavallerie (1754—1840).

— „Aber verwechseln Sie ihn nicht", erwiderte der Kaiser, „mit dem Ehrgeiz. Wir gleiten über die Erde wie Schatten; und aus unserem Durst nach Besitz sollte man schließen, daß die Elemente, aus welchen unser Körper besteht, sich niemals auflösen dürften."

„Und jenen Ruhm," sagte Eugen, „könnte man ihn nicht ein Nichts nennen? Man ignoriert ihn, man vergißt ihn, man beneidet ihn, man bestreitet ihn und endigt damit, daß man ihn bezweifelt."

— „Weder den Ihrigen, Prinz, noch den der Ihrigen, da Sie bereits auf dem Gebiete der Geschichte stehen."

„Sie reden von einem Erbteil, Sire, auf welches Ew. Majestät ein gleich unbestreitbares Anrecht haben: der Eroberer zerstört, gestaltet um; der oberste Verwalter eines Staates erhöht das Glück der Nationen und gibt ihm feste Stützen. Diesem gebührt der wahre Ruhm."

Ich bemerkte an dem herzlichen Händedruck des Kaisers, welch tiefen Eindruck dieses Lob auf ihn machte. Mir war in der Tat, als hörte ich Peter den Großen, wie er nach der Schlacht bei Pultawa die schwedischen Generale bewirtet und seinen Meistern in der Kriegskunst eine Gesundheit bringt.

Der Herzog machte diesem Wettkampf der Höflichkeit ein Ende, indem er ihm einen beschreibenden Katalog zeigte, den er selbst angefertigt hatte und seines bedeutenden Alters ungeachtet noch jetzt zu verbessern und zu ergänzen beschäftigt war. Man hätte ihn von vorn bis zu Ende abschreiben müssen, um die in dieser Galerie zusammengestellten Reichtümer aufzuzählen. Das Alter von einigen dieser Gemälde stieg bis in das Jahr 1420 hinauf. Man zählte darunter mehr als hundertundzwanzig von Albrecht Dürer, die zum größten

Teile nach Federzeichnungen ausgeführt waren und worin die Figuren, namentlich einige Vögel von bewunderungswürdiger Vollendung, ein reiches Kolorit besaßen. Ein besonderes Interesse gab den Schöpfungen dieses berühmten Meisters noch der Umstand, daß sie ehedem seine eigene Sammlung ausgemacht hatten. Der Herzog machte uns auf mehrere Zeichnungen von Rafael und fünfzig Skizzen von Claude Lorrain aufmerksam. Die Sammlung schien uns nach alledem von unschätzbarem Werte für die Geschichte der Künste, der Zeichnung und des Kupferstichs.

Der Kaiser näherte sich uns jetzt, sprach sehr gütig mit Zibin und stellte ihm den Prinzen Eugen als den jüngsten Ritter St. Georgs vor.

Als er den Namen Lucchesinis aussprechen hörte, wandte er sich an diesen mit der Frage, „ob sein Vater jener Gesandte auf dem berühmten Kongresse zu Sistow unter Friedrich II. gewesen sei?"

„Ja, Sire."

— „Und wo befindet er sich gegenwärtig?"

„Auf seinen Gütern unfern Lucca."

—„Wenn er seine Erinnerungen aufzeichnen wollte," meinte Alexander, „so würden sie von Interesse sein, denn er hat viel gesehen."

Wir besuchten darauf die mit vieler Pracht ausgeschmückten Säle; in einem derselben führte ein aus hundertundfünfzig Blasinstrumenten zusammengesetztes Panharmonikon Symphonien und Märsche aus, welche ein trompetender Automat mit bewundernswürdiger Präzision begleitete. Wir ließen den Herzog fortfahren, seinen hohen Besuchern die Honneurs seiner unzähligen Kunstschätze zu machen, und begaben uns von dort nach dem Belvedere, um eine Gemäldesamm-

lung in Augenschein zu nehmen, die zur Zeit der Aufhebung einiger Klöster durch Joseph II. bedeutend bereichert worden war. Ihre Zahl belief sich auf vierzehnhundert; der italienischen, deutschen und holländischen Schule angehörend, sind sie in dreiundzwanzig Säle verteilt. Dem größten Teile nach sind sie von ausgezeichneter Schönheit und äußerst hohem Preise.

Das Schloß Belvedere, in der Rennweg-Vorstadt gelegen, ist von dem berühmten Prinzen Eugen erbaut worden, der den Besitz desselben an das kaiserliche Haus abgetreten hat. Ein Teil befindet sich auf einer Erhöhung, von welcher herab man eine weite Aussicht auf die Stadt Wien, ihre Umgebungen und den Lauf der Donau hat: man nennt ihn das hohe Belvedere. Der andere Teil des Palastes, zwischen Hof und Garten befindlich, liegt auf gleicher Höhe mit dem Rennwege und hat nur ein Stockwerk nebst einem Halbgeschoß. Wir fanden dort den König von Bayern in Begleitung seines Kammerherrn von Rechberg. Schwerlich kann jemand einen so sicheren und feinen, und der Trockenheit besoldeter Demonstratoren so entgegengesetzten Geschmack besitzen wie der Graf Karl: — kein Wunder also, wenn sein Monarch viel Vergnügen darin zu finden schien, sich von ihm die entsprechenden Erklärungen geben und sich auf die Schönheiten der Gemälde, deren Meister er ihm nannte, aufmerksam machen zu lassen. Wie folgten ihm und vermochten dadurch bald den ganzen Wert dieser reichen Sammlung zu schätzen. Der Inspektor Füger[1]), ein ausgezeichneter Geschichts- und Porträtmaler, hatte uns gern selbst geführt. Vorzüglich richtete er unsere Aufmerksamkeit auf verschie-

1) Friedr. Heinr. Füger (1754—1818), Historien- und Porträtmaler, als letzterer hochberühmt.

dene Werke von Tizian und Rubens, deren Anzahl so bedeutend ist, daß sie allein zwei Säle füllen. Ebenfalls erblickten wir dort mehrere Meisterwerke von Van Dyck. Da jedoch ein 1781 herausgegebener Katalog all diese Gemälde von Belvedere wissenschaftlich beschreibt, so werde ich mich auf eine detaillierte Ausführung hier nicht einlassen. Was ich jedoch mit großem Vergnügen bemerkte, war, daß man in jedem Saale ein erklärendes Verzeichnis der Gemälde nebst den Namen der Meister fand, von welchen man sie verfertigt glaubte — eine Vorsorge, die das Interesse, welches sie einflößen, um ein bedeutendes steigert. Mindestens muß man auf diese Steigerung Verzicht leisten, wenn man nicht, wie wir, so äußerst gewandte Cicerone findet, als welche sich uns der Graf Karl und der Professor Füger bewährten.

Während diese beiden Kenner sehr gelehrt über den Vorrang unter den Galerien Europas stritten, während sie die Maler und Schulen aufzählten, die Eigentümlichkeit des einen, die Manier des anderen und das Kolorit aller nannten, bemerkte ich, daß die Stunde nahte, für welche ich Griffiths in einer der Alleen des Praters ein Rendezvous zugesagt hatte. Wir verließen also die Gemäldegalerie, um uns selbst zu Figuren einer lebendigen Galerie zu machen.

Abends fanden wir uns, wie gewöhnlich, bei der Gräfin Fuchs vereinigt, auch der Prinz Eugen war unter den Anwesenden. Man unterhielt sich von Malmaison. Der Prinz Gagarin und der Oberst Brozin, Generaladjutant des Kaisers Alexander, welche ihren Souverän bei den Visiten, die er der Kaiserin Josephine abgestattet, oft dahin begleitet hatten, sprachen mit Begeisterung von diesem schönen Orte, von der Pracht der dortigen Galerien, wo die Meisterwerke aller Malerschulen und

die schönsten Statuen Canovas gesammelt seien, von dem Reichtum der Gewächshäuser, in welchen die seltensten Pflanzen beider Welten blühten, kurz von jenem vollkommenen Ensemble, in welchem sich der Geschmack derjenigen, die sich dort allgemeine Verehrung zu erwerben gewußt, offenbarte.

„Was meinen Sie, meine Herren?“ sagte der Prinz Eugen; „würden Sie wohl glauben, daß dieses Schloß, welchem Sie so hohe Bewunderung zollen, ehedem — wofür freilich noch jetzt sein Name spricht — ein Aufenthalt des Schreckens und der Qualen war? Ja, der Name Malmaison — böses Haus — ist ihm noch aus der Zeit geblieben, wo es die Residenz des Kardinals Richelieu, jenes Ministers Ludwig XIII. war, in welcher er häufig genug seine grausamen Urteile vollziehen ließ.“

Wir alle bezeugten einiges Erstaunen über diese Etymologie, die so sehr mit den Tugenden und dem Wohltätigkeitssinne der letzten Besitzerin des Schlosses kontrastierte.

„Sie werden vielleicht begierig sein,“ fuhr der Prinz fort, „eine Episode aus jener Zeit kennen zu lernen, die in einem unserer modernen Melodramen nicht am unrechten Fleck wäre.“

Wir alle äußerten den Wunsch, mit einer solchen Episode bekannt zu werden, und er erzählte:

„An einem finsteren, regnerischen Novembertage des Jahres 163*, hielt ein Reiter, in einen weiten Mantel gehüllt, vor der Tür eines Wirtshauses in dem Dorfe Rueil, welches an den Park von Malmaison grenzt. Sein Filzhut, welchen keine Feder schmückte, und sein schwarztuchenes Wams ohne Kante zeigten an, daß der Mann nicht zu der, wegen der Gewandtheit, womit sie den Dolch und Degen zu handhaben wußte, so re-

nommierten Klasse der Raffinés gehörte. Aber aus seinem stolzen Auge, aus seinem zurückgebogenen Schnauzbart erriet man leicht in ihm einen jener unabhängigen und unruhigen Bürger, deren Väter die Ligue gebildet hatten, und welche durch Richelieus eiserne Hand unterdrückt, für kurze Zeit in den Saturnalien der Fronde wieder auftauchen sollten, um hinter den Ruhmesstrahlen des großen Königs ganz zu verschwinden. Sein Roß schien von den Beschwerlichkeiten eines langen Weges gänzlich entkräftet.

„Unser Reisender tritt in das niedrige, rauchgeschwärzte Gastzimmer, wo er Befehl gibt, für sein Pferd zu sorgen und ihm ein Diner zuzurichten. Während das letztere bereitet wird, führt man ihn in eines der besten Zimmer des Hauses. Dort trocknet und erwärmt er sich vor einem hellen Feuer von Rebholz. Wenige Augenblicke später hält ein zweiter Reisender gleichfalls die Pferde vor demselben Wirtshause und fragt, ob er ein Diner haben könne.

„Es tut uns sehr leid," erwidert ihm die Wirtin, „aber auf alles, was uns zu Gebote stände, hat bereits ein Reisender Beschlag gelegt, der Ihnen zuvorgekommen ist und dem man sogleich servieren wird."

— „Steigen Sie hinauf zu ihm," sagt der zuletzt Angekommene, „und fragen Sie ihn, ob er mir erlauben wolle, an seinem Diner teilzunehmen; ich werde in diesem Falle zur Hälfte die Zeche bezahlen."

„Die Wirtin entledigt sich ihres erhaltenen Auftrags.

— „Sagen Sie dem Herrn, der Sie schickt," erwidert höflich der Bürger, „daß ich mit dem größten Vergnügen seine Gesellschaft annehmen werde, daß ich jedoch nicht gewohnt bin, Personen, die ich einlade, ihre Zeche bezahlen zu lassen."

„Ohne sich weiter bitten zu lassen, tritt nun der andere ein — und wenige Augenblicke später sehen wir beide Reisende in der Nähe eines hübschen Feuers mit einem Diner beschäftigt, welchem beide Ehre zu machen sich bestreben. Die Unterhaltung bei Tische war so munter, wie es eine so kurze Bekanntschaft irgend erlaubte. Zum Dessert ließ man eine Bouteille alten Weines servieren. Mit Hilfe einiger Gläser, die bald genug geleert waren, faßt man gegenseitiges Zutrauen; man unterhält sich wie alte Freunde, und als die letzten Tropfen der Flasche die Unterhaltung bis zum Tone der Traulichkeit gesteigert haben, macht der zweite Fremde seinem höflichen Wirt ein Kompliment wegen der Mahlzeit.

„Zweifelsohne", sagt er, „sind Sie in dieser Wirtschaft bekannt?"

— „Nicht im geringsten."

„Aber vermutlich wohnen Sie in der Umgegend und steigen hier bisweilen ab?"

— „Heute ist es das erstemal; ich bin aus Rochelle."

„Aus Rochelle!" ruft der andere erstaunt; „und was hat Sie aus so weiter Ferne hierher geführt?"

— „Es ist eine ziemlich traurige Geschichte: ich bin vom Herrn Kardinal hierher geladen."

„Vom Herrn Kardinal, sagen Sie!" erwidert jener immer erschrockener; „aber verzeihen Sie mir eine Frage. Haben Sie niemals mit Seiner Eminenz einen ärgerlichen Handel gehabt?"

— „Niemals, und meine Rechtfertigung wird wohl weder lang noch schwierig sein. Man hat zu Rochelle eine beißende Satire auf die Verwaltung und die Person des Herrn Kardinals verbreitet. Man spricht darin von Urbain Grandier, von den Nonnen zu Louvain, von

Tragödien und Versen, und von einer gewissen Demoiselle Marion de Lorme. Kurz, ich weiß von dem Inhalt des ganzen Buchs nichts, denn ich habe es nicht einmal gelesen. Indessen scheint es, als sei es dem ehrwürdigen Pater Joseph in die Hände gefallen; und obgleich ich nie im Leben eine Zeile habe drucken lassen, hat man mich doch als den Verfasser genannt: Sie wissen, daß in der Zeit, in welcher wir leben, jeder seine Feinde hat. Da sich nun nichts so leicht verbreitet, als die Verdächtigungen des Hasses, so eile ich auf den strengen Befehl Seiner Eminenz herbei und werde mich ohne Mühe von dieser abgeschmackten Anklage reinigen."

„Der andere hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört:

„Und zu welcher Stunde sollen Sie im Schlosse erscheinen?"

— „Um sechs Uhr Abends."

„Mein Herr!" erwiderte er lebhaft und ergreift ihn heftig am Arme: „danken Sie dem glücklichen Zufalle, der mir Ihnen gegenüber heute Verbindlichkeiten auflegte. Denn auch ich bin vom Herrn Kardinal vorgeladen und zwar vermutlich aus keinem anderen Grunde, als um Ihnen den Kopf abzuschlagen."

„Bei diesen Worten vermag der Rocheller einen Schrei des Schreckens nicht zurückzuhalten.

— „Ja, ja mein Herr!" fügt jener kräftig hinzu: „um Ihnen den Kopf abzuschlagen. Ich bin der Scharfrichter der Stadt Chârtres. So oft der Kardinal eine geheime Rache zu vollziehen hat, empfange ich Befehl, mich hierher zu begeben. Was Sie mir soeben sagten, die Stunde, zu welcher Sie sich im Schlosse stellen sollen, alles vereinigt sich, mir zu beweisen, daß Sie heute das bezeichnete Schlachtopfer sind. Aber fürch-

ten Sie nichts. Sie sollen seiner Rache entfliehen. Steigen wir zu Pferde. Folgen Sie mir, in wenigen Augenblicken werde ich Ihnen Ihre Höflichkeit vergelten."

„Der Rocheller, der sich in einem leicht begreiflichen Zustande tödlicher Angst befindet, folgt seinem Retter. Schon hatte sich der große Saal des Wirtshauses mit Büchsenschützen von der Garde Seiner Eminenz gefüllt. Während man die Pferde sattelt, zahlt der arme Bürger schleunigst und ohne lange zu handeln, die Zeche, ungeduldig, wie man leicht denken kann, sich überflüssigen Blicken zu entziehen. In wenigen Augenblicken haben die beiden, nachdem sie mitten durch das Gehölz von Butard eilten, die Gräben des Schlosses erreicht.

„Merken Sie sich wohl jenes Türmchen in der Mitte," spricht zu dem Rocheller sein schrecklicher Führer, „und ganz oben dort jenes kleine vergitterte Fenster, welches an die Schießscharten stößt. Nur von diesem Punkte aus kann man es sehen. Dort ist es, wo die unwiderruflichen Urteile gesprochen und ausgeführt werden. Sobald das Werk meines Amts vollzogen ist, öffnet sich eine Falltür, der Leichnam des Schlachtopfers fällt von dieser außerordentlichen Höhe in eine mit ungelöschtem Kalk gefüllte Grube hinab — und alles ist von der Erde verschwunden. Halten Sie sich hier hinter dem Zaun verborgen, und wenn Sie nach Verlauf einer Stunde in jenem Fenster ein Licht schimmern sehen, so war ich für einen anderen bestellt. Ich übe mein Amt nie zweimal an einem Tage. Sehen Sie aber hinter diesem Gitter nichts leuchten, so waren Sie vor den Kommissairen Seiner Eminenz zu erscheinen bestimmt. Und dann, dann verlieren Sie keinen Augenblick, benutzen Sie die Dunkelheit der Nacht und die Schnelligkeit Ih-

res Pferdes, suchen Sie die Grenzen zu gewinnen und rechtfertigen Sie sich aus sicherer Ferne."

„Ach, mein Herr," erwiderte der Rocheller, „meine Unschuld . . ."

— „Glauben Sie mir und tun Sie, was ich Ihnen sage. Herr von Laubardemont ist ohne Zweifel schon angekommen. Vor den Richtern des Herrn Kardinals gibt es keine Unschuldigen."

„Der Rocheller bezeugt seinem Tischgenossen und nunmehrigem Schutzengel seine Dankbarkeit so lebhaft, als es seine Herzensangst und die Vorstellung von dem Dienste, welchen jener ihm geleistet, ihm erlauben. Sie trennen sich. Der Beamte Seiner Eminenz begibt sich nach dem Schlosse, während der Zurückbleibende seine Augen unaufhörlich auf das verhängnisvolle Türmchen heftet. Eine Stunde, eine entsetzliche Stunde ist verflossen, an dem gotischen Fenster erscheint kein Licht. Dem Rate seines Retters folgend, gibt der Rocheller seinem Pferde die Sporen und beeilt sich, aus Frankreich zu entkommen, welches er nicht eher als nach dem Tode des Kardinals wieder betrat.

„Da er bei seiner Rückkehr nichts sehnlicher wünschte, als seinem Schutzengel seine Dankbarkeit zu bezeugen, war es seine erste Sorge, jenes Wirtshaus im Dorfe Rueil aufzusuchen. Noch heutigestags zeigt man dort das Zimmer, in welchem das Diner statthatte; es heißt noch jetzt La Salle de Bon Secours.

„Das Schloß des schrecklichen Kardinals hat ein durchaus anderes Ansehen gewonnen. Die Kerker, welche den Marschall von Marillac[1]) und so viele andere Schlachtopfer einschlossen, die Säle, worin die uner-

1) Louis de M., französischer Marschall, 1630 wegen eines Komplotts gegen Richelieu hingerichtet.

bittlichen Richter, welche den persönlichen Rachezwecken des Ministers frönten, ihre Sitzungen hielten, das Gemach, in welchem ihre blutigen Urteile vollzogen wurden, der Turm mit den Falltüren und ewigen Gefängnissen — alles ist verschwunden. Aber dank der Kraft der Traditionen, der Name Malmaison ist geblieben. Nur daß zwischen den Empfindungen, welche dieser Ort Ihnen eingeflößt hat, und denjenigen, welche damals sein schrecklicher Anblick einflößte, einiger Unterschied besteht."

Diese Geschichte, welche der Prinz Eugen in der ihm eigenen geistreichen Weise erzählte, erweckte den allgemeinen Wunsch, von noch anderen schrecklichen Abenteuern zu hören. Man begehrte etwas aus dem Genre möglichst düsterer und später in Erfüllung gegangener Vorhersagungen. Der Herzog von Dalberg erbot sich zu diesem Versuche; stillschweigend bildete man eine Gruppe um ihn herum. Hier folgt seine Anekdote, die er aus sicherer Quelle haben wollte. Man kann sie mit vollem Recht ein Gegenstück zu der vorhergehenden nennen.

„Es war in den letzten Jahren der Regentschaft, im Winter, als vier junge Männer von Stande von einem Souper im Viertel des Marais, welches zu jener Zeit die beste Gesellschaft von Paris besuchte, nach Mitternacht heimkehrten. In einer abgelegenen Straße der Altstadt waren sie erstaunt, zu dieser späten Zeit die Töne mehrerer Instrumente zu hören. Sie nähern sich einem ziemlich eleganten Hause, aus welchem diese Musik ertönte. Indem sie durch die Jalusien eines niedrigen Saales lugen, sehen sie in demselben eine zahlreiche Gesellschaft anständiger Bürger versammelt, welche sich dort der Freude und dem Vergnügen des Tanzes hingibt.

„Die jungen Herren waren kaum Jünglinge zu nennen, in diesem Alter glaubt man sich alles erlaubt, zumal wenn, wie hier, ein hoher Rang, eine schöne Gestalt und der Einfluß eines heiteren Soupers dazukommt. Sie ließen es sich also einfallen, den schlichten Bürgern die Ehre ihrer Teilnahme an dem Feste zu erweisen, als man sie eben am wenigsten erwartet. Sie treten ein und mischen sich unter die Menge. Ihre Ankunft wurde nicht bemerkt, denn der Ball wurde infolge einer morgens vollzogenen Heirat gegeben; die Familien derNeuvermählten waren zahlreich, und jeder glaubte, daß jene von einigen Verwandten eingeführt seien.

„Die Schönheit der Neuvermählten in allem Glanze der Jugend und des Glückes eines solchen Tages machte auf einen jener Jünglinge einen solchen Eindruck, daß er sich ihr sogleich nähert und sie zu einem Tanze einladet. Nachdem er sie durch übertriebene Schmeicheleien ganz verwirrt hat, endigt er mit einer Liebeserklärung. Ebenso überrascht als tief gekränkt, errötet die Jungfrau, zittert und weiß ihm nicht zu antworten. Der junge Mensch aber schreibt eher ihre Aufregung jedem anderen Gefühle als dem Unwillen zu und wagt es sogar, ihr Anträge zu machen, womit ihr Ohr noch niemals beschmutzt worden war. Der Kontretanz geht zu Ende. Bebend, ganz außer sich, flüchtet die schüchterne Vermählte in größter Hast in ein abgelegenes Zimmer, um sich seinen unwürdigen Reden zu entziehen. Der Verwegene scheut sich nicht, ihr zu folgen. Sobald er sich mit ihr allein befindet, erneuert er seine Geständnisse in den leidenschaftlichsten Ausdrücken. Die junge Gattin vermag ihre Furcht, ihre Bestürzung, ihren Zorn nur in einigen bittenden Worten und durch Tränen zu äußern. Taub gegen die Vorstellung der Schamhaftig-

keit wagte er es, sie zu umschlingen und einen Kuß auf ihre unschuldigen, unbefleckten und reinen Lippen zu drücken. Bei dieser letzten Beleidigung kehrt ihr die Kraft zurück, sie setzt ihm lebhaften Widerstand entgegen. Da sie sich jedoch den nervigen Armen, welche sie drückten und umschlingen, nicht zu entziehen vermag, schreit sie um Hilfe. Ihr Vater, ihr Gatte eilen herbei, von all ihren Freunden gefolgt. Die Brautkrone und der ihrem Busen entrissene Jungfernstrauß, welche auf der Erde zerstreut liegen, ihre Verwirrung, ihre Tränen, ihre Blässe bezeugen nur allzudeutlich die blutige Schmach, welche man ihr anzutun versucht hatte. Man ergreift den Frevler trotz seines kräftigen Widerstandes.

„Unterdessen erlaubten sich zwei von den Freunden des jungen Mannes in einem Winkel des Saales die mutwilligsten Bemerkungen über die Gesellschaft, zu welcher sie sich selbst eingeladen.

„Meiner Treu", sagte der eine, „diese Bürger scheinen mir die achtungswürdigsten Leute von der Welt zu sein."

„Wenn man sie hört," meinte der andere, „sollte man sich auf dem Konzile glauben. Respekt vor Seiner Eminenz — aber sie behandeln sich untereinander wie Bischöfe: der hier ist ein Herr von Rouen, der da ein Herr von Beauvais. Der Hausvater ist, verzeih mir Gott, ein Herr von Paris."

„Während sie mit aller Zügellosigkeit jener Zeit ihre Randglossen machen, hört man in einem benachbarten Zimmer einen großen Lärm; die Menge strömt dahin, und sie folgen ihr. Was sehen sie? ihren Freund wie einen Verbrecher am Kragen ergriffen. Bei diesem Anblick ziehen sie zu seiner Verteidigung den Degen, werden aber von der Überzahl derselben bald überwältigt.

Der Vater der jungen Vermählten befragt sie nun mit allem Unwillen, welchen ein so frevelhaftes Betragen in ihm erwecken mußte. Aber wie groß ist das allgemeine Erstaunen, als man erfährt, daß sie der Familie durchaus fremd, sich selbst auf den Ball einzuführen gewagt haben, ohne dort irgend jemand zu kennen.

„Die sämtlichen jungen Gäste glauben sich durch eine Beschimpfung, die auf sie selbst zurückzufallen scheint, ebenfalls beleidigt und treffen Maßregeln, eine solche Unverschämtheit exemplarisch zu bestrafen. Um sich der wohlverdienten Züchtigung zu entziehen, halten unsere jungen Unbesonnenen es für geraten, sich als Mitglieder der Vornehmsten des Hofes zu erkennen zu geben. Der eine war der junge Herzog von Crillon, der zweite der Marquis von Lafare und der schuldigste endlich: der Graf von Lally-Tollendal.

„Je höher Ihr Rang ist, meine Herren," erwidert der Hausherr mit Würde, „um so mehr hätten Sie zu verdienen suchen sollen, daß man Sie achten könnte: Ihr Betragen ist der Verzeihung unwürdig. Ich sollte von Rechts wegen meinen Freunden erlauben, die Beleidigung, den infamen Schimpf, welchen Sie meinen Kindern zugefügt, und wovon Sie sich weder durch die Heiligkeit des sie vereinigenden Bandes noch durch die Gastfreundschaft abhalten ließen, deren Gesetze Sie unwürdigerweise verletzten, vollständig zu rächen. Wenn man aber in einem so frühen Alter schon eine solche Sittenverderbtheit verrät, wird man früher oder später seinen Namen brandmarken. Durch ungezügelte Leidenschaften fortgerissen, gelangt man zu Fehlern und von Fehlern zu Verbrechen und gerät endlich in die Hände der Gerechtigkeit. Sie sind, sagen Sie, Herren vom Hofe, ich meinerseits bin der Henker von Paris.

Verlassen Sie dieses Haus, welches Ihr verbrecherisches Betragen mehr besudelt hat, als es das niedrigste Gewerbe je vermöchte. Fort, und zittern Sie, mir nicht noch einmal zu begegnen, nicht noch einmal von der Hand eines Henkers berührt zu werden."

„Da haben wir," sagte Lally zu Lafare, sobald man sie ein wenig unkavaliermäßig vor die Tür gesetzt hatte: „da haben wir eine Geschichte, die uns am Hofe recht hübsch Ehre bringen wird. In der Tat, tausend Louis wollte ich geben, könnte ich damit das Schweigen dieser elenden Kanaille erkaufen."

— „Aber warum auch eben dieser kleinen Äffin den Hof machen, als wenn es uns zu Versailles an Frauen fehlte?"

— „Ei nun, meine Freunde, das Pikante der Neuheit . . ."

— „Ja, eine Neuheit jedenfalls: die Tochter des Henkers, das Weib eines Henkers."

— „Aber wer wußte das zum voraus? Trug sie denn gleich Kain das Zeichen der Ehrlosigkeit ihres Vaters auf ihrer hübschen Stirn?"

— „Bei meiner Treu," rief der vierte, den sie soeben auf der Straße wiedergefunden hatten; „ich meinerseits würde nicht ins Netz gegangen sein."

„Und warum?"

— „Warum? Während ich durch die Gemächer der ersten Etage schlendere, trete ich in ein Zimmer, dessen Wände mit seltenen, aber bizarren Gegenständen ausgeschmückt sind. In einem Winkel bemerke ich einen offenen Wandschrank mit einem weiten grünen Vorhange. Das kann nur eine Bibliothek sein, sage ich zu mir; und um durch ihren Inhalt zu erfahren, wes Geistes Kind unser improvisierter Wirt sei, hebe ich den Schleier; ich

sehe symmetrisch geordnet eine lange Reihe von Strikken mit den Namen und Jahrestagen ihrer Dienste; ferner erblicke ich auf einer besonderen Schicht Brechwerkzeuge, Rebstöcke, Kohlenpfannen, die legale Ausstattung des obrigkeitlichen Mörders. Eine seltsame Sammlung! rufe ich aus und lasse entsetzt den grünen Vorhang über diese scheußlichen Symbole zurückgleiten: wären wir vielleicht bei dem Henker von Paris? Noch ganz bestürzt von dem, was ich gesehen, beeile ich mich, euch aufzusuchen, um euch aus diesem verfluchten Hause zu schleppen. Von dem Lärm herbeigezogen, welchen deine tolle Liebeserklärung veranlaßt hatte, komme ich in den Saal, sehe euch entwaffnet und in der Gewalt dieses schrecklichen Sittenlehrers. Unfähig, euch allein über die böse Schwelle zu reißen, machte ich mich möglichst leise aus dem Staube."

— „Laßt uns, meine Freunde," sagte Lally, „im Hotel d'Angleterre übernachten und ein Abenteuer vergessen, das wir nicht zu unseren glücklichsten zählen dürfen."

„Lally-Tollendals Schicksale und sein abenteuerliches Leben sind bekannt. Ein Sohn Gerards Lally, stammte der Graf Artur aus einer ausgezeichneten Familie Irlands. Er war in Frankreich geboren. Früh trat er in den Dienst und wurde bald Grenadierhauptmann im irländischen Regimente Dillon. Vom Kardinal Fleury mit einer Mission an den Hof Rußlands beauftragt, fesselte er durch seine Talente, mit welchen sich das einnehmendste Äußere verband, die Kaiserin Anna sowohl als ihren Günstling Biron, Herzog von Kurland.

„Nachdem er sich dieser Sendung zur Zufriedenheit des Hofes entledigt hatte, wurde er zum Obersten eines irländischen Regiments ernannt, welches seinen Namen erhielt. Bei Fontenoy trug er durch gewandte und

kühne Manöver, nach den eigenhändigen Berichten des Marschalls von Sachsen, bedeutend zu dem Erfolge dieses Tages bei und wurde noch auf der Walstatt zum Generalmajor ernannt. In dieser Eigenschaft verband er sich mit dem Glückssterne des Prinzen Eduard. Er folgte ihm nach Schottland und diente ihm im Treffen bei Selkirk als Generaladjutant. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er Feldmarschall und nach der Einnahme von Mastricht Generalleutnant. Bald darauf schiffte er sich, zum Generalkommandanten aller französischen Niederlassungen in Ostindien ernannt, nach Pondichery ein. Seine ersten Schritte waren von dem glänzendsten Erfolge gekrönt: seit seiner Landung waren kaum achtunddreißig Tage verflossen, als er sich schon der Festung St. David, das indische Berg-op-Zoom zubenannt, und der ganzen Südküste von Koromandel bemächtigt hatte. Hatte er aber die seinem Mute entgegentretenden Hindernisse zu überwinden vermocht, konnte er doch nicht so leicht über die Feindschaften triumphieren, welche ihm seine hohe Stellung, die Schroffheit seines Geistes und die Heftigkeit seines Charakters zugezogen hatten. Unerschütterlich in seinen Grundsätzen, wollte er die zahlreichen Mißbräuche der Verwaltung abschaffen und das Übel von vornherein hart an der Wurzel abschneiden. In seinen Plänen gehindert, im Kampfe mit den niedrigsten Intriguen sah er sich bald auf seine eigenen Hilfsquellen beschränkt. Der glänzenden Reihe seiner Taten folgte bald eine nicht mehr unterbrochene Kette unerhörten Unglücks.

„Gezwungen, Pondichery den Engländern zu übergeben, nachdem er es bis aufs äußerste verteidigt hatte, und zum Gefangenen gemacht, wurde er bald darauf nach England eingeschifft. Er erfuhr, daß sich in Frank-

reich, wo seine Feinde am Hofe triumphierten, ein schrecklicher Sturm gegen ihn vorbereitete, und erhielt vom englischen Ministerium die Erlaubnis, sich auf sein Ehrenwort dahin zu begeben. Frei und durch sein reines Bewußtsein stark, um sich von den zahlreichen gegen ihn erhobenen Verleumdungen zu reinigen, kommt er nach Versailles.

„Ich bringe meinen Kopf und meine Unschuld mit hierher."

„Dieser Schritt bewies, wie sehr er sich von allem, was ihm zur Last gelegt war, frei wußte. Man schloß ihn in die Bastille, machte seinen Prozeß anhängig, klagte ihn des Unterschleifs und des Hochverrats an, sowie, daß er Pondichery an die Engländer verkauft habe. Ein Beistand wird ihm verweigert, er ist gezwungen, seine Verteidigung selbst zu führen, seine schriftlichen Rechtfertigungen, voll von jener Heftigkeit, die er überall bewährt, vermehrten die Erbitterung. Trotz seiner langen und wesentlichen Dienste, trotz der überzeugenden Beredsamkeit des Generaladvokaten Séguier, trugen seine Feinde endlich über ihn den Sieg davon, und dieser alte Krieger mit weißem Haar, der sein Blut auf den Schlachtfeldern verspritzt hatte, wurde verurteilt, auf einem Karren nach dem Grèveplatze geschleppt und dort enthauptet zu werden.

„Als man ihn mit diesem Urteil bekannt machte, vermochte er seinen Unwillen und sein Erstaunen nicht zu bemeistern. Er hielt in diesem Augenblicke einen Zirkel in der Hand, welchen er während seiner Gefangenschaft zum Zeichnen von Plänen benutzt hatte. Mit diesem bringt er sich eine Wunde bei, das Blut spritzt hervor; bevor er sich jedoch einen zweiten Stoß versetzen kann, wirft man sich auf ihn und fesselt ihn. Und da das Scha-

Praterleben um 1815.

fott doch einmal seine Beute haben mußte, beschleunigte man die Vorbereitungen zur Exekution.

„Auf einer Bank der Kapelle sitzend und in der gänzlichen Verlassenheit, welcher die Schlachtopfer der Politik immer anheim fallen, empfing der Graf von Lally von seinem Beichtvater die letzten Tröstungen der Religion. Die Tür öffnet sich; es erscheint ein Mann mit gesenkten Augen; in den Händen trägt er einen Knebel. Die Feinde des Verurteilten hatten, in der Furcht, daß er auf dem Schafott seine Stimme erheben und die Ungerechtigkeit des Urteils dartun möchte, es dahin gebracht, daß man seine Klagen erstickte. Der soeben Eingetretene näherte sich dem Schlachtopfer, um seine schreckliche Pflicht zu erfüllen.

„Nur noch dieses letzte Werk der Ergebung in den höchsten Willen, mein Bruder!" ermahnt ihn der Priester. „Unser göttlicher Meister hat noch mehr geduldet."

„Der Graf bietet mit Hingebung sein Haupt, wendet seine Augen auf den Henker, sieht ihn fest an und — stößt einen Schrei aus. Es war derselbe Henker, dessen Neuvermählte er vor dreißig Jahren beschimpft hatte...

„Noch mehr. Auf einen niedrigen Karren geworfen, wird der alte Held nach dem Schaffot gezogen. Seine Gesichtszüge sind durch den Knebel entstellt, der ihn fast erstickt und seine Klagen nicht laut werden läßt. Auf dem Grèveplatz angekommen, steigt er schnellen Schrittes die Stufen hinauf, wirft sich auf die Knie und bietet dem entscheidenden Streiche sein gebleichtes Haupt dar. Ein junger Mann hebt mit zitternder Hand das Beil und führt einen unsicheren Hieb, welcher nur die Hirnschale leicht verwundet. Ein Amtsbruder stößt den Ungeschickten heftig zur Seite, ergreift mit beiden Händen das Beil und gleich darauf rollt das Haupt auf das Scha-

fott. Jener unerfahrene Henker, der auf diese Weise seinen ersten Versuch gemacht, war der Sohn der jungen Frau, die Herr von Lally einst so unwürdig behandelt hatte! ...

„Die Vorhersagung des alten Henkers war somit doppelt in Erfüllung gegangen [1]).

„Man weiß, wie der Sohn, welchen Herr von Lally aus seiner heimlichen Ehe besaß, zu gleicher Zeit seine Geburt und die Hinrichtung seines Vaters erfuhr. Von diesem Augenblicke an lebte er nur dem Gedanken, das Gedächtnis seines Vaters wieder zu Ehren zu bringen. Mächtig unterstützt von Voltaire, welcher den gesetzlichen Mord ebenso sehr verabscheute, wie die religiösen Metzeleien, machte er die Gerichtshöfe zum Schauplatze seiner Beredsamkeit. Die Gerechtigkeit und Menschlichkeit trugen endlich den Sieg davon. Das Urteil des Parlaments wurde durch den Conseil für nichtig erklärt, und Voltaire hatte auf dem Sterbebette, als man ihn von dieser späten Genugtuung unterrichtete, noch die Kraft, jenes berühmt gewordene Billett zu diktieren:

„Diese wichtige Nachricht haucht dem Sterbenden neuen Lebensgeist ein ..... er wird zufrieden sterben."

„Vier Tage später starb er."

Die Damen waren diesen düsteren Erzählungen mit der regsten Aufmerksamkeit bis in alle Einzelheiten gefolgt; andern Morgens beklagten sie sich, von Kerkern, Torturen und Henkern geträumt zu haben. Indessen würden sie dergleichen aufregende Spannungen vielleicht gern mit noch einigen Stunden unruhigen Schlummers erkauft haben — so wahr ist es, daß unsere Phantasie Genuß findet an dem, was sie auf die Folter spannt.

1) Thomas Artur Graf von Lally wurde 1766 enthauptet, Voltaires Anstrengungen für dessen Rehabilitierung sind bekannt.

XXXVII

Ypsilanti. — Spaziergang im Prater. — Erste Nachricht von der Abfahrt Napoleons. — Pläne für die Befreiung Griechenlands. — Der Graf Capo d'Istria. — Die Hetairiten. — Zusammentreffen mit Ypsilanti im Jahre 1820. — Seine Versuche und deren Mißlingen. — Er wird von Rußland verleugnet. — Seine Gefangenschaft. — Sein Tod.

Seit längerer Zeit begegnete ich Ypsilanti nicht mehr in den Salons und nur selten gewahrte ich ihn auf den Promenaden, wo seine sorgenschwere Miene die tiefe Beschäftigung seines Geistes verriet. Ich schrieb dieses gewöhnliche Brüten einer lebhafteren Neigung zu, als diejenigen waren, womit er bis dahin gescherzt hatte. Ich konnte mit seinen Plänen für die Befreiung Griechenlands, wovon wir immer wie von einem schönen Traum gesprochen hatten, keine ernstlichere Bedeutung verbinden, noch sie für die Ursache halten, welche ihn von seinen Freunden entfernte. In dem Augenblicke, wo der Kongreß eifrig an der Befestigung des allgemeinen Friedens beschäftigt war, schien sich mir die Verwirklichung dieses großen Vorhabens immer weiter zu entfernen: es war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Europa aus Teilnahme für das Vaterland eines Miltiades und Themistokles das Gleichgewicht zerstören lassen und die Ruhe der Welt preisgeben würde.

Eines Morgens machte ich einen Spazierritt in die Alleen des Praters. Abends zuvor hatte über der Stadt

Wien ein heftiger Sturm gewütet. Die Erde war mit Zweigen und Trümmern wie besäet, indessen war der Himmel ohne Wolken und die Strahlen einer lebhaften Märzsonne drangen durch die hohen Bäume, die noch des Laubes entbehrten. Unfern einer Allee, in welcher ich ihn zum erstenmal vor fünf Monaten wiedergesehen hatte, bemerkte ich Ypsilanti. Er ritt im Schritt und schien nach dem Willen seines Pferdes, welchem er freie Zügel ließ, umherzuirren. Wie gewöhnlich war seine Stirn von Wolken bedeckt. Ich glaubte den Augenblick günstig, ihn um eine Erklärung wegen seines beharrlichen Zurückziehens zu bitten, worunter meine Freundschaft für ihn litt. Ich redete ihn an.

„Was mich beschäftigt," erwiderte er auf meine ersten Fragen, „ist noch ein Geheimnis, welches nicht mir allein gehört. Ich weiß, wie sehr Sie mir zugetan sind, und werde nicht anstehen, Sie, sobald es mir möglich sein wird, mit meinen Zwecken bekannt zu machen, ohne Furcht einer heiligen Sache dadurch zu schaden und ein geschworenes Wort dadurch zu brechen."

Dieser feierliche Ton überraschte mich; ich drang in ihn, sich mir näher mitzuteilen, meinen dringenden Fragen aber setzte er nur Stillschweigen entgegen. Der Kopf hing ihm auf die Brust herab; ein unaufhörliches Brüten, welches er nicht zu bemeistern wußte, hatte seinen Geist erschlafft. Plötzlich ruft er seinen Kosaken herbei, springt vom Pferde und ersucht mich, ein Gleiches zu tun. Wir verließen unsere Tiere und entfernten uns in eine einsame Allee.

Nach einigen Schritten stand er still, heftete flammende Blicke auf mich und sagte, indem er mir kräftig die Hand drückte:

„Napoleon hat die Insel Elba verlassen."

— „Ah . . . welche Neuigkeit, teurer Prinz!" erwiderte ich bestürzt.

„Sie ist verbürgt: ein von Florenz an die englische Gesandtschaft abgeschickter Kurier hat sie diesen Morgen überbracht; der Kaiser Alexander und Herr von Nesselrode sind augenblicklich davon unterrichtet worden. Ein weiteres ist noch nicht bekannt."

— „Aber, es ist ein Feuerbrand in die Mitte Europas geschleudert, es ist ein Kampf schrecklicher als je, was Sie mir da mitteilen."

„Allerdings; wir sind im Begriff, die Oper zu verlassen, um zur Tragödie überzugehen. Der Augenblick ist gekommen, wo ich handeln muß. Ich habe schon mit Ihnen von meinen Plänen für die Befreiung Griechenlands gesprochen: von nun an werde ich, zugunsten dieses großen Ereignisses, eifrig dahin arbeiten, sein Joch zu zerbrechen und es wieder in die Reihe der Nationen zu erheben."

— „Ohne Zweifel ein sehr edler, vielleicht erhabener Plan. Aber haben Sie wohl auch bedacht, welcher Mittel Sie bedürfen, um ihm die gänzliche Ausführung zu sichern?"

„Ich darf die letztere nicht bezweifeln. Dieser Traum meiner jungen Jahre, über dessen mögliche Verwirklichung wir uns so oft zu Petersburg unterhielten, als wir, Dolgoruki, Wielohórsky, Sie und ich zusammen Pläne für die künftige Unabhängigkeit Griechenlands schmiedeten. Dieser Traum wird bald eine Wirklichkeit sein. Noch einmal wird der Krieg ganz Europa erschüttern. Gleich mir erwarten viele treue Freunde nur ein Signal."

„Seit lange, teurer Alexander, habe ich an Ihnen

jenen auf Gründe gestützten Enthusiasmus gekannt, der fast einer zweiten Seele gleicht und dem Erfolge einer großen Unternehmung so unentbehrlich ist. Ich erinnere mich sehr wohl jenes feurigen Eifers, jenes Durstes nach Gefahren, jener kriegerischen Aufregung, welche Ihre militärische Schwärmerei zu Petersburg in Ihnen erweckte. Verzeihen Sie meiner aufrichtigen Freundschaft: heute, wie damals bewundere ich die patriotische Ergebenheit; aber ich wage es, ich bin gezwungen, Sie auf die Gefahren eines solchen Projekts und die Unwahrscheinlichkeit des Erfolges aufmerksam zu machen."

— „Unwahrscheinlichkeit sagen Sie, persönliche Gefahren! darf denn dergleichen in Parallele gestellt werden mit dem Resultate, auf welches ich hoffe, wenn vielleicht nur die Gegenwart eines Oberhaupts dieses große Ereignis entscheiden wird? Nur die Bedeutung der Sache führt zum wahren Ruhme, und die Ehre hat zu allen Zeiten den festesten Teil des Ruhmes gebildet. Hören Sie mir aufmerksam zu; nachher mögen Sie urteilen. Seit meiner frühesten Kindheit habe ich nur danach geseufzt, meinem unterdrückten Vaterlande die Freiheit wiederzugeben und meine feigerweise politischen Verdächtigungen aufgeopferte Familie zu rächen. Diese Gedanken haben mich geduldig die Lehrzeit des Kriegshandwerks in Rußland erdulden lassen, während ich dort als Fähnrich in dem Regimente der Ritter-Garden diente; sie ließen mich die Kränkungen meiner Oberen, die ich jedoch in der Welt als meines Gleichen zu betrachten weit entfernt war, ruhig ertragen, ja, ich möchte sagen, in mich fressen; sie konnten mich veranlassen, mich der pedantischen Disziplin des Großherzogs Konstantin zu unterwerfen, wo-

von jene Anekdote von dem Balle am Hofe, die bei aller Lächerlichkeit kränkend genug war[1]), den Maßstab liefern könnte. Diese Gedanken haben sich mit den Jahren entwickelt und vervollständigt. Sie haben mich auf das Feld, an den Hof, in die Armee verfolgt; sie sind es, die mir unaufhörlich meinen Vater als ein Opfer des Verrats und feiger Höflinge vor Augen stellen, jener niederträchtigen Schmeichler, welche, um die Undankbarkeit der Größe seiner ihm erwiesenen Wohltaten anzupassen, vom Divan seine Absetzung und das Opfer seines Lebens nachsuchten und erhielten. Sie sind es endlich, die mich beständig an den Schwur erinnerten, welchen ich meiner Mutter auf dem Sterbebette leistete, an einen Schwur ewigen Hasses gegen die blutigen Anhänger des Islamismus, gegen die Ungeheuer, die zu Konstantinopel das Haupt ihres Vaters, des letzten der Comnenen, dem Henkerbeil überantwortet hatten. Obgleich sie jedoch dieses edle Blut in Wellen vergossen haben, so ist es doch noch nicht ganz versiegt. Die Empfindungen, welche mich beleben, ruhen im Grunde des Herzens bei allen, welche das Eisen verschont hat. Oder meinen Sie vielleicht,

1) Ypsilanti tanzte mit der Prinzessin Jeanette Czetwertinska eine Polonaise. Sein Montur-Hut stand ihm ein wenig schief auf dem Kopfe.

„Ypsilanti, das ist nicht die Form!" sagte Konstantin zu ihm, als er an diesem vorüber kam. Der Prinz schob seinen Hut zurück und zog ihn über die Stirn. Der Hut, welcher vermutlich zu klein war, gleitet abermals zur Seite.

„Ypsilanti, ich habe Ihnen gesagt, daß Ihr Hut nicht nach der Form steht!" wiederholte ihm der Großfürst zornig.

Bei der dritten Tour steht der Hut noch nicht viel besser. Bei dieser Bemerkung befiehlt Konstantin dem Prinzen, den Ball zu verlassen und schickt ihn auf drei Tage in Arrest.

„Sie mögen lernen," sagte er, „wie man einen Hut nach der Form trägt." (Not. d. Verf.)

daß die ganze Bevölkerung der Moldau und Wallachei gegen die Stimme der Freiheit taub sein würde, wenn es der Sohn eines Hospodaren ist, der sie zur Abschüttelung des Joches aufruft?"

„Ich weiß, mein Freund, welchen Ruf und welche Erinnerungen Ihr Vater in einem Lande zurückgelassen, welches er mit eben so vieler Gewandtheit als Weisheit regiert hat[1]). Noch neulich konnte ich selbst beurteilen, wie sehr sein Name dort verehrt wird, und welche Hochachtung Sie umgibt, seitdem Sie sich durch Ihr eigenes Verdienst zu dem Range eines Generals in den russischen Armeen emporgeschwungen haben. Ich weiß, daß die Sympathien der Völker Ihrer großen Unternehmung freilich entgegenkommen werden. Aber haben Sie wohl auch, während Sie sich den schmeichelhaftesten Hoffnungen hingeben, die möglichen Folgen Ihres Vorhabens erwogen? Berufen, fanatische Banden zum Kampfe zu führen, wird ein glücklicher Erfolg, freilich aber auch nur dieser, Ihre Kühnheit rechtfertigen können.

„Eine einzige unglückliche Wendung jedoch kann Ihre Anhänger entmutigen, und Sie sehen vielleicht den Plan, welchen wir jetzt für einen erhabenen halten, als die Ausgeburt eines törichten Schwärmers an.

1) Dieser Fürst ist der einzige, an dessen Verwaltung man gern zurückdenkt. Unter den Zügen, welche einem Gesetzgeber Ehre machen würden, führt man folgenden an. Als unumschränkter Gebieter über das Leben seiner Untertanen hatte Ypsilanti, wohlwissend, daß ein blinder Despotismus, oft nur durch Leidenschaften geleitet, leicht Grausamkeiten begehen könne, um den Zorn abzukühlen, befohlen, daß der Gouverneur der Gefängnisse, bevor er ein Todesurteil vollziehen ließ, zu dreien Malen vor dem Fürsten mit der feierlichen Frage erscheinen sollte:

„Bestehst du darauf, Menschenblut zu vergießen!" (Notiz d. Verf.)

Ypsilanti's
Anführer der Griechen
nach einem Original Gemälde von Humber
Wien bei Steurn am Graben.

Sie selbst allein werden dann diese schrecklichen Folgen zu tragen haben und als ein Opfer Ihrer treuen Ergebenheit fallen. Seit fünfundzwanzig Jahren, während welcher unsere Revolution Europa fast zu einem Vulkan umschuf, habe ich nur allzuoft gesehen, wie das, was man abends die gerechte Sache nannte, andern Morgens im Lichte des Verbrechens erschien; und selbst die spätere Zeit sah ich dann nur nach den Resultaten urteilen. Fern sei von mir der Gedanke, Ihnen ein Projekt ausreden zu wollen, welches ich bewundere, aber ich halte es für eine Pflicht meiner Freundschaft, Sie dringend zu bitten, daß Sie nichts übereilen mögen, und Ihren feurigen Geist vor jeder verderblichen Schwärmerei selbst für Erhabenes zu warnen. Bedenken Sie, wieviele Versuche zur Befreiung Griechenlands bereits gescheitert sind, unter andern der Katharinas, welche Orloff in das mittelländische Meer schickte, um die ottomanische Macht anzugreifen. Was war die Folge der Expedition nach dem Peloponnes? die Griechen, durch die Versprechungen der Moskowiten zum Aufruhr veranlaßt, wurden bald feigerweise von ihnen verlassen und verteidigungslos der unversöhnlichen Rache ihrer Herren preisgegeben."

— „Die Zeiten haben sich sehr geändert. Die Sache der Griechen wird eine europäische; sie ist sowohl Sache der Religion, als der Menschheit."

„O ja, Menschenfreunde haben tausendmal das zurückschreckende Gemälde von den Exzessen gezeichnet, zu welchen sich die Barbaren in den unterworfenen Provinzen hinreißen ließen. Von allen Seiten erhebt sich gegen sie ein tiefer Unwille. Die Kabinette von Europa haben ihnen kräftige und vernünftige Vorstellungen gemacht, um diesem Blutvergießen Einhalt zu

tun. Bei all ihrer rohen Unwissenheit aber sind sie sich nur allzu wohl bewußt, daß ihre politische Existenz dem Gleichgewichte Europas unentbehrlich ist, und in der Tat liegt eben hier die einzige Ursache ihrer Duldung am Bosporus versteckt. Triebe man sie nach Asien zurück, wem würden alsdann die Dardanellen zufallen? Seufzend weicht die Philosophie dieser politischen Betrachtung.

„Nein, mein Freund, die Zeit ist um; es ist mit dem Leben der Völker wie mit dem Leben der Menschen. Der altersschwache Arm des Islamismus muß das Zepter Griechenlands in jüngere Hände fallen lassen.

„Das Sterbestündlein des ottomanischen Reichs ist noch nicht gekommen. Ich habe es soeben durchreist und glaube Quellen von Lebensfrische und Kraft in ihm entdeckt zu haben. Aber bedenken Sie, teuerer Prinz, wie undankbar würde man handeln, wollte man sich in diesem Augenblicke wider die Türken erklären und sie aus Europa vertreiben, während der zu Bukarest unterzeichnete Friede zwischen der Pforte und Rußland das letztere ganz allein befähigt hat, all seine Kräfte gegen den Einfall Napoleons zu sammeln. Und könnte Europa, selbst mit Hintansetzung dieses Friedens und der unermeßlichen Vorteile, die es daraus gezogen hat, die Gesetze seines Gleichgewichts zerreißen und den Grundsätzen untreu werden, welche es hier durch die Stimme seiner Souveräne proklamiert?“

Ypsilanti schien einige Augenblicke nachzudenken.

„Woher diese eitlen Besorgnisse?“ erwiderte er in großer Aufregung: „ich erkenne Sie nicht wieder. Wo sind die Gesinnungen, die einst so sehr mit den meinigen sympathisierten und unsere Freundschaft besiegelten?“

— „Sie sind noch dieselben, mein teurer Alexander; aber einige Jahre wie die soeben verflossenen haben sie vielleicht vor der Zeit gereift, denn in unserem Jahrhundert lebt man schnell. Als Zuschauer tausend verschiedenartiger Szenen, habe ich die Schauspieler, ihre Pläne und ihre Leidenschaften zu studieren versucht. Worin ich aber das größte Mißtrauen zu setzen gelernt habe, ist eine schwärmerische Übertreibung, sie zeige sich nun unter welchem Namen sie wolle."

„Und dennoch bringt nur sie die größten Resultate hervor; sie ist einem edlen Herzen das, was dem Fahrzeuge die Segel sind: sie werden es bisweilen unter Wasser setzen, aber ohne sie würde es nicht von der Stelle kommen. Die Sache, wofür ich mich entschieden habe, kann ohne Enthusiasmus sich nicht aufrecht erhalten und fortleben. Es gibt keinen Griechen, der nicht mit tausend Freuden sein Blut für sie vergießen würde."

— „Ach mein Freund, wie oft habe ich Sie schon gewarnt, die Menschen nicht nach sich selbst beurteilen zu wollen, als Sie mir in der Glut Ihrer Erinnerungen zu Petersburg das Porträt einiger Individuen Ihrer Nation zeichneten? Kaum in Konstantinopel angekommen, habe ich mich persönlich überzeugen können, daß Sie Ihr Land in einem allzu zarten Alter verlassen haben, um es anders, als nach Ihren Familienzirkeln oder nach historischen Urkunden zu beurteilen. Was für Charaktere sind in der Tat jene Ehrsüchtigen von Fanar! man muß sie sehen, wie sie unaufhörlich, von nichtiger Eitelkeit getrieben, vor Geschöpfen im Staube kriechen, welche sie verachten; wie sie zum Austausche gegen ein — oft entehrendes — Amt ihre Schätze an sie verschwenden, um zu enden wie die in ihrem eigenen

Honig zertretene Biene. Bei ihnen kann man lernen, wie gefahrbringend die Intrige in verdorbenen Herzen ist: bei ihnen weicht alles dem Bedürfnis zu herrschen, und sollten sie noch in demselben Augenblick zu Pulver zermalmt werden — sie müssen sich um jeden Preis über die Sandkörner erheben, in welchen sie vermischt liegen. Kurz, sie sind durch die Knechtschaft und Schmach, in welcher sie leben, dergestalt entartet und tief gesunken, daß sie gleich den Israeliten gegen ihre Befreier murren würden. "

„Ihr Gemälde ist streng, ich möchte fast sagen ungerecht!" erwiderte Ypsilanti lebhaft. „Aber Tatsachen sind immer von mehr Gewicht als Räsonnements: die Zeit wird Sie überzeugen, daß ich nicht ohne Überlegung gehandelt habe. Glauben Sie mir, mein Freund, es waltet in den großen Umwälzungen der Gesellschaft ein Fatum über den Menschen, wie es in dem Leben des einzelnen ein Verhängnis gibt. Nun wohl! bei genauer Prüfung finde ich in mir eine Art Mysterium, einen geheimen unwiderstehlichen Einfluß, der über mein Leben entscheidet und es unaufhaltsam forttreibt. Ich weiß es, je höher der Mensch steigt, um so mehr setzt er sich den Schlägen des Schicksals aus. Aber soll man aus einem Hange nach Ruhe und Unabhängigkeit sich zurückschrecken lassen, sich verweichlichen, im Staube kleben, sich klein machen vor dem Schicksal? O nein, nein! Und sollte ich mein Leben dabei einbüßen, ich werde den Gesetzen meiner Existenz gehorchen! Sollte ich jemals nur ein wenig Ruhm an meinen Namen, an den Namen meiner Freunde binden, so werde ich zufrieden scheiden . . . Schauen Sie hin," fügte er hinzu, indem er auf die Trümmer der hundertjährigen Bäume des Praters deutete, welche der Sturm

vom Vorabend gebrochen hatte: „gestern Sturm, heute die strahlende Sonne."

Mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete ich diese edle Gestalt, welcher die patriotische Begeisterung eine neue Schönheit zu verleihen schien. Seine letzten Worte hatte er in einer Aufregung gesprochen, die sich mir mitteilte, denn seinem braven Charakter stand seine Beredsamkeit wenig nach. Plötzlich bemerkten wir in der Krümmung der Allee zwei Reiter. In einem derselben glaubte ich den Grafen Capo d'Istria zu erkennen.

„Ah! . . ." rief Ypsilanti, „sie haben ihr Wort gehalten. Nächstens mehr, . . . wir werden uns wiedersehen."

Er schwang sich auf sein Pferd und spornte es zum Galopp. Nach Wien zurückgekehrt, begab ich mich zu dem Fürsten Koslowski, ungeduldig die Einzelheiten jener Nachricht kennen zu lernen, die bald von so großer Bedeutung werden sollte — die Nachricht von der Abfahrt Napoleons von der Insel Elba.

Inmitten der großen Interessen, die damals täglich zur Sprache kamen, blieb die griechische Frage jetzt unbemerkt. Seitdem sie aber an Bedeutung gewann, und die Teilnahme Europas erweckte, hat die Geschichte mit Sorgfalt alles gesammelt, was zu dieser rühmlichen Emanzipation in einigem Bezuge stand. Sie hat jene Geheimnisse verbreitet, welche Ypsilanti selbst der Freundschaft nicht entschleiern mochte! und später habe ich erfahren, was für Freunde es gewesen, auf deren Eifer zur Unterstützung seiner Pläne er so sicher zählte.

Seit dem unglücklichen Aufstande von 1770 hatte der große Gedanke einer Befreiung Griechenlands nicht

aufgehört, in den Geistern zu keimen. Die Verfolgungen und das Blutvergießen schienen ihm neue Kräfte zu geben; so waren noch nicht zwanzig Jahre verflossen, als sich die erste Gesellschaft bildete, um das Joch des Islamismus zu brechen und die Türken gänzlich aus Europa zu verjagen. Der Stifter derselben war ein junger Dichter voll Energie und Enthusiasmus, namens Rhigas[1]). Soeben war die französische Revolution ausgebrochen, ihre Grundsätze verbreiteten sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Rhigas faßte sie begierig auf und beabsichtigte sie zur Stütze seiner Unternehmung zu machen. Von Griechenland aus hatten sich seine Verbindungen bis nach Italien und in die Türkei ausgedehnt. Er hatte diesen Bund die Hetärie genannt, nach dem griechischen Worte ἑταιρα (die Freundin). So nannten die Griechen ehedem ihre Göttinnen, ihre Geliebten und selbst ihre Buhlerinnen; so nannte man die Lais, die Aspasia, die Phryne.

Rhigas hatte einen Freiheitsgesang gedichtet, der lange Zeit dazu diente, seine Mitbürger in die Schlachten zu führen. Ein neuer Tyrtäus wollte er eben die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzen und nach Griechenland gehen, um die Völker aufzurufen, ihre eisernen Fesseln zu zerbrechen, als er auf Befehl der österreichischen Regierung verhaftet und später den Türken ausgeliefert wurde.

Er erlitt die Todesstrafe des Pfahls.

In Italien war es, wo sich die zweite Hetärie bildete. Napoleon stand damals auf dem Gipfel seiner Macht

1) Rhigas, geb. 1753, studierte in Bukarest und war sowohl als Gelehrter und Dichter tätig. Er war für die Befreiung seines Vaterlandes in hervorragender Weise rührig und schrieb auch die griechische Freiheitshymne. Von Österreich perfid der Türkei ausgeliefert, wurde er 1798 hingerichtet.

und seines Ruhmes. Die Gründer dieser neuen Gesellschaft hofften ihre Pläne mit denjenigen zu verbinden, die man in ihm vermutete. Bei ihnen handelte es sich nicht mehr allein um die Befreiung Griechenlands, sondern auch um die Wiederherstellung des östlichen Kaiserreichs, welchem man, als einem natürlichen Verbündeten Frankreichs, seine alten Grenzen zurückgeben wollte. Napoleon war bereits Herr Oberitaliens, Illyriens, Dalmatiens; er sollte, meinten sie, ihre ungeheuere Unternehmung unterstützen. Europa wäre auf diese Weise von einem in der Gewalt Frankreichs befindlichen Gürtel umgeben, Rußland bis gegen das Schwarze Meer eingeschränkt und der englische Einfluß in der Levante vernichtet gewesen. Ob Bonaparte um diese riesigen Entwürfe wußte? man kann es bezweifeln. Er hatte seine Gründe, die geheimen Gesellschaften nicht zu begünstigen, und nur selten verfolgte er Pläne, die nicht in seinem eigenen Gehirn entsprungen waren. Wie dem aber auch sei, der unglückliche Ausgang des russischen Feldzuges vereitelte alle Hoffnungen der zweiten Hetärie.

Als ganz Europa auf dem Kongreß zu Wien auf eine allgemeine Umgestaltung dachte, bildete sich sogleich ein dritter Bund. Man muß gestehen, daß die Umstände nicht günstiger sein konnten. Wenn man tiefer darauf eingehen will, so wird man finden, daß dieser später verwirklichte Plan eines unabhängigen Griechenlands aufhörte, eine Chimäre zu sein. Die Türken haben sich, wie es oft gesagt wird, in Europa nicht viel mehr als gelagert. Seit vier Jahrhunderten hat zwischen ihnen und den Völkern, die sie sich unterworfen, durchaus keine Verschmelzung stattgefunden. Religion, Sitten, Sprache, örtliche Einrichtungen — alles hatten die

letzteren treu beibehalten. Handel, Schiffahrt und Industrie waren in ihren Händen; mehrere Völkerschaften waren nur zur Hälfte unterjocht; die Sieger selbst schienen sich nur als zeitige Herren zu betrachten.

Die Konstitution der dritten Hetärie beruhte auf einer tiefen Einsicht. Die beiden ersteren waren dem Einflusse der damals herrschenden Meinung gefolgt; diese aber, die sich auf die Unterstützung des Kaisers Alexander verließ, organisierte sich unter dem Banner der Religion. Schon begann Frau von Krüdener[1]), welche später einen so großen Einfluß auf den Geist des Zars gewann, ihn für ihre Träumereien und ihren Asketismus einzunehmen. Der Zweck der Verbindung schien die Verteidigung des unterdrückten Christentums. Ihre Statuten nannte man die Hetärie der Philomusen; ihr Symbol war ein Ring, in welchem man eine Eule und den Centauren Chiron eingegraben hatte. Die Eule ist bekanntlich das Attribut der Minerva; der Centaur aber repräsentierte das fabelhafte Wesen, welches die Helden schuf. Die Uniform war durchaus schwarz mit einer wallachischen Mütze, welche vorn einen Totenkopf und unter demselben zwei kreuzweiß gelegte Knochen zeigte; die Kokarde schwarz, weiß, rot. Die Fahne war weiß und hatte ein rotes Kreuz mit der dem Labarum entlehnten Devise: In hoc signo vinces.

Die Hetärie zählte bald über sechzigtausend Mitglieder. Sie teilte sich nach den Graden der Einweihung in vier Klassen; ein fast undurchdringliches Geheimnis

1) Julie von Krüdener, geb. von Wittinghof, die durch ihre romantische Lebensführung und ihre Prophezeiungen sich bekannt machte; sie predigte mit Mystizismus religiöse Reformen, für welsie auch Alexander I. gewann. Ihr Tod erfolgte 1824.

JEAN D'ANTOINE CAPODISTRIAS

verschleierte ihr Wesen. Inzwischen hatte der Kaiser Alexander davon Kunde, und ohne sich eben offen auszusprechen, schien er doch ihr Gedeihen zu begünstigen. Einer der glühendsten Beförderer war der Patriarch Ignatius[1]); Ypsilanti war einer der zuerst Eingeweihten gewesen. Derjenige aber welcher ihm bei dem Zar als Vermittler diente und welcher, indem er sich gänzlich in der Ferne und im Dunkel hielt, sich das Oberhaupt des Bundes nennen durfte, war der Graf Capo d'Istria[2]). Hier ist es nicht am unrechten Ort, einige Worte über diesen durch seine auffallende Erhebung und sein Ende berühmten Staatsmann zu sagen, dessen Haltung so mächtig auf die Entschließung meines unglücklichen Freundes einwirkte. Unter den politischen Sommitäten, welche während des Wiener Kongresses den Herren von Metternich, Talleyrand, Nesselrode die Allgewalt der Beredsamkeit streitig machten, führte man den Grafen Capo d'Istria an, welchen die Zuneigung, womit ihn der Kaiser Alexander beehrte, der allgemeinen Aufmerksamkeit empfahl. Die bewunderungswürdige Gewandtheit seiner Konversation, seine Talente für die öffentlichen Angelegenheiten hatten ihm das Zutrauen und die Freundschaft

1) Archimandrit aus der Türkei, er traf am 5. Dez. 1814 in Wien zum Kongreß ein.

2) Johann Anton Graf Capo d'Istria (1776—1831), geb. in Korfu, erzogen in Italien, trat in russische Dienste, organisierte im Jahre 1800 die Administration der jonischen Inseln und war von 1802 bis 1807 Minister dieser Republik. Sodann wurde er von Alexander diplomatisch verwendet und war mit Nesselrode Minister des Auswärtigen. 1822 zog er sich zurück und verwendete sich nun für Griechenland. 1827 übernahm er die Leitung der griechischen Regierung, aber die einflußreichen Insurgentenchefs mißtrauten ihm, die Familie Mauromichaelis legte ihm einen Hinterhalt und ermordete ihn am 9. Oktober 1831.

dieses Fürsten erworben. In allem zu Rate gezogen, in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht, entfaltete er eine seltene Gewandtheit in den schwierigsten Fragen. Indessen verbreitete sich über seine Person ein gewisses geheimnisvolles Wesen; obgleich er das Orakel der Salons und der Sitzungen war, trug er ebenso sehr Sorge, sich in den Schatten, wie andere sich in das Licht zu stellen. Unter dieser Menge von hohen Staatsmännern aller Art war er der einzige ohne öffentlichen Charakter. Damals vierzig Jahre alt, war er schwerlich schon am Ziele der diplomatischen Laufbahn. Er war auf Korfu geboren; Ehrgeiz hatte ihn nach Petersburg geführt, wo seine schon bemerkbaren Talente und die ganze Gunst des Großkanzlers Romanzoff ihm nur insofern nützten, als sie ihm einen subalternen Grad in der russischen Diplomatik verschafften. Dadurch entmutigt, entschloß er sich, sein Glück in Amerika zu versuchen, als seine Freundschaft mit der Frau von Krüdener, deren Mystizismus er nachahmte, ihn besser als sein Verdienst in das ihm gebührende Licht stellte. Sobald Alexander selbst ihn kennen gelernt hatte, wußte er ihn zu schätzen; es entging ihm jedoch, daß der Graf unter der Hülle der Bescheidenheit den ungezügeltsten Ehrgeiz verbarg, da er nach nichts Geringerem, als nach der Krone einer griechischen Monarchie strebte.

Bei seiner Ankunft in Wien wurde er ohne Titel und Funktionen dem Grafen Razumowski beigegeben. Er war es, welcher schriftlich in den Erörterungen antwortete, die sich zwischen dem englischen Ministerium und Rußland erhoben, als der Kongreß jene Reihe unentwirrbarer Knoten zu entwirren hatte, deren Lösung ihm in den ersten trunkenen Augenblicken des Sieges

so leicht geschienen. Diese schriftlichen Ausarbeitungen des Grafen wurden vom größten Erfolge gekrönt.

Dasselbe Gepräge des Geheimnisvollen trug sein Benehmen bei der Gründung der Hetärie, die zu Wien sich fast nur unter seinem Schutze bildete. Es wurden sehr vornehme Personen darin aufgenommen; Herr Capo d' Istria ließ die Zwecke der Verbindung nur teilweise erfahren; vor allem aber verbarg er ihnen die seinigen. Mir haben später die doppelsinnigen Reden Ypsilantis die Augen geöffnet. Er hat mir bewiesen, daß der Graf Capo d'Istria weder die Hetärie organisiert, noch den Enthusiasmus meines Freundes, indem er ihn zur Revolution reizte, aus anderen Gründen genährt hatte, als um die Früchte für sich zu ernten.

Gegenwärtig können wir mehrere Umstände zusammenstellen, die laut genug sprechen. So sehen wir Herrn Capo d'Istria im Jahre 1814 zu Wien, von den verwickeltsten Angelegenheiten in Anspruch genommen, die Vereinigung der Trümmer der zerstreuten Hetärie betreiben, sie organisieren, ihr in Alexander eine Stütze gewinnen und ihr jene religiöse Färbung geben, die ihr den Erfolg sichern sollte. Bis zum Jahre 1820 ist er ihre Seele, ihre unsichtbare Seele freilich. Jetzt erschien der Augenblick ihrer Entscheidung. Soeben war der Krieg zwischen dem Sultan und dem berühmten Ali Pascha von Janina[1]) ausgebrochen; die vornehmsten Hetäriten versammelten sich und beschlossen einen Anführer zu ernennen, der sich an ihre

1) Ali, geb. 1744, Pascha von Albanien, ein äußerst grausamer und despotischer Charakter, der aber nach selbständiger Regierung strebte und sich von der Pforte loszumachen versuchte. Zu diesem Zweck suchte er die Griechen zu gewinnen, denen er angeblich eine Konstitution anbot. Er wurde schließlich von den Türken in Janina belagert und 1822 getötet.

Spitze stellte. Ihre Wahl schwankte zwischen Ypsilanti und Capo d'Istria. Man kam überein, daß die Vollmacht, das Banner der Freiheit aufzupflanzen, beiden angeboten werden und demjenigen, welcher zuerst einwilligen würde, verbleiben sollte. Der Graf Capo d'Istria wies die Anerbietungen mit Zorn zurück; Ypsilanti empfing sie mit Enthusiasmus. Als endlich die Politik ein anderes Ansehen gewann, war es Capo d'Istria, welcher auf Befehl Alexanders das Manifest der Nichtanerkennung Ypsilantis verfaßte. Einige Jahre später wurde er ruhig zum Präsidenten Griechenlands ernannt: Ypsilanti starb durch das Leben im Kerker aufgerieben. Dem ersteren die Macht, die Frucht! . . . die Gefahren, die Bewunderung Ypsilanti!

„Wir werden uns wiedersehen!" — das waren die letzten Worte meines edlen Freundes gewesen. — Ach, nur noch einmal sollte ich ihn wiedersehen, diesen Gefährten meiner jungen Jahre zu Petersburg, diesen begeisterten Helden, der seine ersten Anvertrauungen mir gemacht, und den ich so oft gegen ein Übermaß seiner Begeisterung zu schützen gesucht hatte.

Es war im Jahre 1820, als dieses Zusammentreffen stattfand. Seit wenigen Tagen hatte ich die Bäder von Karlsbad in Böhmen verlassen, wohin diejenigen, die ihr Leben zu sehr beschleunigten, aus allen Teilen Europas herbeiströmen, um dort das Vergnügen oder die Gesundheit zu suchen.

Nachdem ich kurze Zeit zu Eger und Wunsiedel verweilt hatte, begab ich mich nach Alexander-Bad im Obermainkreis in Bayern, dessen pittoreske Lage man mir gerühmt hatte. An einem schönen Frühlingsabend langte ich daselbst an. Ich gab wenig acht auf die eisenhaltige Quelle, welche ihre Berühmtheit dem Mark-

grafen Alexander und dem Schlosse verdankt, worin nichts vergessen zu sein scheint, was zur Heilkraft des Wassers beitragen könnte. Ich ließ mich durch einen Führer nach dem Ziele meiner Reise, dem Berge Louisenburg geleiten. Ich bewunderte bald eine der malerischsten Landschaften, welche die Natur je gebildet hat. Man erblickt nichts als wild durch- und übereinander gerollte Felsenmassen, die nur den Anblick einer großartigen erhabenen Unordnung darbieten. Während die Jahrhunderte diesen Felsen ihr Gleichgewicht geben, haben Bäume der verschiedensten Arten, namentlich Tannen und Fichten ihre Wurzeln in ihre Spalten getrieben und ihren Fuß befestigt. Moos, Kletter- und Schmarotzerpflanzen haben sich um diese Felsen geschlungen und bedecken ihre Erhöhungen und Vertiefungen.

In den Felsen gehauene Stufen führen zu einer Reihe zusammenhängender Grotten, die einen unterirdischen Weg bilden. Durch einige wenige mit langhaarigem Moos bewachsene Spalten stiehlt sich das Licht hinein. Nachdem die Dunkelheit das Auge einige Minuten ermüdet hat, tritt ihm ein reines Licht und ein lachender Anblick in einem weiten Kessel entgegen, wo hohe Tannen, gleich alt mit dem Felsen, mit ihrem düstergrünen Schmuck dem Auge wohltun, und wo das schlanke Reh das Heidekraut abgrast.

Von einer schwermütigen Stimmung geleitet, wendet man sich nach einer Masse in Form eines Gewölbes überhangender Felsen, welche man die Tränengrotte nennen könnte. Auf einem schwarz-marmornen Tische findet man in goldenen Buchstaben die Inschrift:
Eine untröstliche Schwester der Seligen des Himmels
. . . . . den 3. August 1816. Therese ihrer Louise.

Therese ist es, welche Louisen beweint: es ist die Prinzessin von Thurn und Taxis, die Schwester der Königin von Preußen und die Mutter der Fürstin Esterházy, welche dieses Denkmal des Schmerzes errichtet hat. Ach! Schmerz und Tod schont weder Pracht noch Rang, aber das Herz hat seine Tränen. Durch den weiten Eingang in diese Grotte des Schweigens bemerkt man zwischen zwei Felsen den Platz, wo Louise so gern ausruhte. Eine Inschrift erinnert dort an diese verehrte Königin, deren kurzes Weilen in diesen Gebirgen, gleich einem Schritt in dieses Leben, die Schwermut dieses Ortes noch dunkler färbt. Wie gern verfolgt man sie im Glanze ihrer Jugend und Schönheit auf diese entlegenen Pfade, wo sie einsam geirrt hatte, auf diese Moosbänke, wo sie, von ihren Träumereien durch die Stimme des Unglücks zerstreut, das ganze Glück, eine Königin zu sein, durch das Gute, welches sie als solche um sich verbreiten konnte, genoß. Die vergängliche Blume dieses Gebirges hat diese durch den Wind des Todes geknickte schöne Lilie überlebt; aber gern gibt man sich an diesen durch den Schmerz ihrer Schwester geheiligten Orten dem Gedanken hin, daß ihr Schatten noch in den Felsen irre, daß sie, auf dem Abendwinde gewiegt, die Tränen empfange, die weniger dem Andenken Louisens, der Königin von Preußen, als Louisen, der Verehrten, geweint werden.

Von hier aus gelangt man kletternd zu einer Felsenmauer, die unübersteigbar schien, wie es schon die Inschrift: „non plus ultra, 1794“ bezeugt. Es war im Jahre 1805, als man unter einen Granitblock gleitend, eine Öffnung entdeckte, welche den Rittern von Luxburg zu einem geheimen Ausgange diente. Man mußte den Felsen sprengen, um diese Öffnung, durch welche

man sonst nur kriechend gelangen konnte, zu erweitern. Jetzt führt sie auf Stufen, die seit dem dreizehnten Jahrhundert nicht betreten wurden, zu den Ruinen des festen Schlosses Luxburg. Die Natur schien sich mit der Kunst vereinigt zu haben, um es uneinnehmbar zu machen, und so übten die dort hausenden Ritter in der ganzen Umgegend beständige Räubereien. Mit den Herren der benachbarten Schlösser einig, griffen sie die Reisenden an, plünderten die Klöster und führten alle, welche ihnen kein Lösegeld bezahlen konnten, gefangen heim.

Auf den Ruinen eines stolzen Turms erhebt sich gegenwärtig eine strohbedeckte Einsiedelei und über derselben ein Kreuz.

Zur Linken führt ein zu beiden Seiten mit Strauchwerk besetzter Fußpfad zu einem rings von Granitmassen eingeschlossenen Garten, zu welchem man durch diese natürliche Mauer weder den Ein- noch Ausgang entdeckt. In geschmackvoller Ordnung findet man dort den Holunder mit seinen glänzenden Trauben, die Tanne, den Vogelbeerbaum, die Birken. In Zwischenräumen steigen einige Schlingpflanzen in dieser Felsenmauer empor, die sie wie mit einer dichten Kette zu umflechten scheinen.

Von diesem Platze aus beeilt man sich, die letzten Felsen zu übersteigen, und gelangt endlich auf den Gipfel von Louisenburg. Auf demselben erhebt sich ein großes Kreuz, gleichsam um die zerrissene Natur zu trösten, wie die Religion das Herz der Unglücklichen tröstet. Man bemerkt dieses Kreuz in sehr weiter Entfernung, so daß es in diesem Chaos der Elemente dem verirrten Reisenden zum Führer dient — unstreitig ein großer Gedanke, das Zeichen seines Glaubens,

wie einen Vermittler zwischen den Leiden dieser Erde und den Hoffnungen einer besseren Zukunft, auf die höchste Höhe des Felsens zu pflanzen.

Seit mehreren Stunden irrte ich aufs Geratewohl in dieser schönen Wildnis umher, bald die Hand der Natur und bald die des Menschen bewundernd, als ich, auf dem Gipfel angelangt, einen am Fuße des Kreuzes sitzenden Fremden bemerkte.

Er war in einen weiten Mantel gehüllt, hielt in seiner Hand ein Buch, auf welchem er zu schreiben schien und welches er bei meiner Annäherung einsteckte. Sobald er meine Schritte hörte, wandte er den Kopf. Ich erkannte ihn; es war Ypsilanti. Seit dem Wiener Kongreß hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Welch tiefe Spuren hatten diese fünf Jahre auf seinem Antlitz zurückgelassen. Dies war nicht mehr der junge und glänzende an die glücklichsten Erfolge in den Salons gewöhnte Offizier! Das Nachdenken hatte seine Stirn gerunzelt und seine Augen gehöhlt; aber noch belebte dieselbe energische Begeisterung seine schönen Gesichtszüge.

Er erhebt sich, erkennt mich und stürzt in meine Arme.

„Teurer Alexander!“ rief ich, „durch welchen Zufall finde ich Sie hier? wie segne ich meine Wanderung, da eine solche unvermutete Begegnung mich für alle Mühen derselben reichlich belohnt! Aber weshalb sind Sie in Bayern, während ich Sie zu Petersburg glaubte?“

„Meine Wunden,“ erwiderte er, „haben diese Reise nach Karlsbad notwendig gemacht. Überdies wollte ich dort wichtiger Angelegenheiten halber mit einigen Freunden zusammentreffen. Da ich sie aber noch nicht fand, benutzte ich ihre Zögerung, um Louisenburg zu

besuchen, welches mir der König von Preußen mit Recht als einen der malerischsten Orte Europas gerühmt hat ..... Ach mein Freund, schon sind fünf Jahre verflossen, seitdem ich den Augenblick gekommen wähnte, die Fesseln meines Vaterlandes zu brechen — und noch immer seufzt es unter der Wucht derselben. Dieser entscheidende Augenblick aber kann, dem Himmel Dank, nicht mehr gar zu fern sein."

— „Ich weiß es, teurer Prinz; Sie erwarten nun den Augenblick, um zu handeln. In Dresden habe ich die Prinzessin Helena Suwaroff verlassen. Gleich mir weiß auch sie um alle Ihre Entwürfe; sie hat sich nicht gefürchtet, mir zu sagen, daß nur die Sorge um die Ausführung derselben Sie so plötzlich von Petersburg entfernt habe."

„Ja, die Stunde der Befreiung hat für Griechenland geschlagen; aus allen Provinzen dieses unterdrückten Landes fleht man zu uns um Befreiung aus der Knechtschaft. Meine Freunde und ich, wir sind bei diesen Notschreien nicht taub. In den beiden Fürstentümern der Moldau und Wallachei bereitet man sich vor, das Banner der Freiheit aufzupflanzen; sichere Agenten verbreiten dort Proklamationen, welche die Einwohner beantworten, indem sie zu den Waffen laufen; die Bojaren geben das Beispiel und stellen sich an die Spitze ihrer Vasallen. In einigen Tagen werde ich mich mit ihnen verbinden. Außer den treuen Freunden, welche sich um mich versammeln werden, glaube ich fest auf die Unterstützung eines großen Monarchen, des natürlichen Beistandes der Griechen, zählen zu dürfen."

— „Ich fürchte Sie zu verstehen, mein Freund, und ich kenne nur allzuwohl Ihr blindes Zutrauen, um des-

sentwillen ich Sie so oft getadelt habe. Hier, wie zu Wien bewundere ich die Erhabenheit Ihrer Entwürfe; heute wie vor fünf Jahren muß ich das Gelingen derselben bezweifeln. Sie zählen, sagen Sie, auf den Beistand eines mächtigen Monarchen. Ich zweifle nicht, daß Alexander im glücklichen Falle Ihre Partei nehmen wird. Im Falle des Mißlingens aber . . ."

„Im Falle des Mißlingens werden wir wenigstens einer Sache gedient haben, würdig der Begünstigung des Himmels, wenn nicht der Menschen; und müssen wir in der Verteidigung derselben fallen, so wird unser Beispiel wenigstens Nachahmer finden, um uns zu folgen und uns zu rächen. Wenn Griechenland sein unabhängiges Haupt erhebt . . ."

— „Enttäuschen Sie sich. Glauben Sie — selbst angenommen, daß der glücklichste Erfolg Ihre Bestrebungen krönte — daß Rußland Ihnen erlauben werde, Griechenland, d. h. die schönsten Provinzen des türkischen Reichs, als einen unabhängigen Staat herzustellen? Die Vergangenheit muß Sie eines besseren belehren. Seitdem Potemkin vor Katharinas Blicken die Hoffnung auf die Eroberung des türkischen Reichs glänzen ließ, richtet man sein Augenmerk auf Konstantinopel als auf die Hauptstadt Rußlands, das künftige Seitenstück zu Petersburg. Glauben Sie mir: unter dem Scheine der Mäßigung hat seitdem diese Begierde nach Vergrößerung nicht zu keimen aufgehört. Die russische Regierung ist heutigen Tages Herrin Polens; dieser erste Schritt führt sie zu einem zweiten. Sie sehnt sich nach dem Augenblicke, wo sie ihre Fahne auf dem St. Sophiendom aufpflanzen könne. So läßt Sie Rußland getreu seinem System langsamer Auflösung und allmählicher Bemächtigung die christlichen Völkerschaften

Griechenlands von der Herrschaft des Sultans befreien; seien Sie überzeugt, daß Sie nicht für Ihr Vaterland, sondern für Rußland arbeiten werden. Sobald es dieser letzteren Macht gut dünkt, wird sie das blinde Instrument zerbrechen oder sich selbst überlassen, welches, indem es dem Gebäude der ottomanischen Macht einige Steine entriß, nur die Größe ihrer Rivalin und die Ausführung ihrer Entwürfe begünstigt hat. Und dann wird es um die ephemere Unabhängigkeit Griechenlands geschehen sein."

„Sie sind sehr ungerecht gegen Alexander und scheinen seinen edlen Charakter nur wenig zu kennen."

— „Die Regierungen, mein teurer Ypsilanti, gehorchen nicht der Willkür eines Monarchen, sondern den Gesetzen einer zum voraus ihm gezeichneten Politik. Seit dem Wiener Kongresse hat der Kaiser die größte Mäßigung gezeigt. Aber Alexander kann nicht immer regieren. Sie wissen, in welche Hände nach ihm die Zügel fallen werden, und ob die großen Worte Freiheit, Religion und Vaterland in den Augen seines Nachfolgers bedeutenden Wert haben werden. Hoffen Sie also nicht so sehr auf den Schutz Rußlands."

„Ganz Europa wendet seinen Blick nach Griechenland, als nach dem Lande der antiken Bildung, der Poesie, der Freiheit. Daran läßt sich nicht zweifeln. In Deutschland, in Frankreich, in England werden edle Herzen unserem Aufrufe entgegenschlagen. Auch außer jenem „heiligen Bataillon der Brüder", welches Sie sich zu Wien während des Kongresses haben organisieren sehen, wird es einer so edlen Sache an Soldaten nicht fehlen. Wenn sich aber auch alles vereinigte, um den Aufschwung Griechenlands zu hemmen und es in die Bande der Knechtschaft zurückzuschleudern — der

Schrei der Nationen würde sich erheben, um diesen politischen Egoismus zu strafen."

— „Die Nationen werden sich auf unfruchtbare Wünsche beschränken; einige Individuen werden vielleicht mit Enthusiasmus ihre Kräfte zu den Ihrigen fließen lassen; im allgemeinen aber wird man den müßigen Zuschauer des Kampfes spielen. Nur durch große Interessen ist gegenwärtig die Menge aufzuregen und zwar nur durch direkte und sozusagen handgreifliche Interessen. Eine auf Religion gestützte Begeisterung wird mit der zunehmenden Altersschwäche der Glaubenslehren von Tage zu Tage seltener; nur durch die Erinnerung hängt Griechenland mit Europa zusammen."

„Aber diese Erinnerung ist wenigstens die schönste von allen, welche uns die Geschichte vermacht hat."

— „Zugegeben, teurer Prinz, daß Sie durch den Nimbus der Religion, der Menschenrechte und endlich der Erinnerung dahin gelangen, die Fesseln Griechenlands zu brechen: welche Regierungsform werden Sie ihm geben? Wollen Sie es plötzlich aus den Ketten einer schimpflichen Sklaverei zu der Unabhängigkeit einer erleuchteten Nation erheben? Es wäre unmöglich. Wollen Sie versuchen, bei diesen durch Unwissenheit tiefgesunkenen Völkern die Garantien konstitutioneller Regierungen einzuführen? Seien Sie auf Ihrer Hut: nur um diesen Preis werden Sie sich die Sympathien Europas sichern können. Überall und ohne Rücksicht auf Zeit und Ort will es diese Formen eingeführt wissen, außerhalb welcher es kein freies Volk anerkennt. Entweder werden Sie also Griechenland eine Konstitution geben, und dann steht zu befürchten, daß es, auf dieser plötzlich gewonnenen Höhe schwin-

delnd, sich kaum vor Exzessen schützen lassen wird; oder Sie werden es nicht unmittelbar zur Benutzung seiner Unabhängigkeit zulassen und in diesem Falle werden Ihre eigenen Anhänger Sie der Ehrsucht anklagen und behaupten, daß Sie nur Ihre eigenen Vorteile im Auge gehabt haben. Wer kann dann bestimmen, welchen Lohn Ihnen die Zukunft aufbehalten würde? Sehen Sie dort die Stadt Wunsiedel?"

„Gewiß."

— „Sehen Sie jenes weiße von Pappeln umgebene Haus?"

„Sehr deutlich."

— „In diesem Hause wurde Sand[1]) geboren, der von politischem Fanatismus mit einem Dolch bewaffnet zum Meuchelmörder eines verteidigungslosen Greises wurde. Er vergoß das Blut Kotzebues."

„Aber in welcher Beziehung kann ein unnützes Verbrechen zu der Befreiung Griechenlands stehen?"

— „In keiner direkten freilich. Neuerungen dieser Art aber haben fast immer Freveltaten in ihrem Gefolge. Jede Revolution führt Gefahren herbei; es gibt überspannte Individuen, die von den Erfordernissen der Politik und der Regierung nichts wissen wollen; und wer sich nicht als einen eifrigen Anhänger ihrer blinden Leidenschaft bekennt, ist in ihren Augen ein Verräter."

Ich blieb bei diesen Worten stehen, Ypsilanti versank in tiefes Nachdenken, ohne mir zu antworten, wie wenn er sich von der Wahrheit einer Voraussagung,

1) Der schwärmerische Student Karl Ludwig Sand wollte in der Person des charakterlosen Liebedieners des Absolutismus, Aug. Friedr. Ferd. von Kotzebue, die ganze Richtung der Reaktion treffen, als er ihn am 23. März 1819 erdolchte, freilich erstarkte mit jener Untat diese Richtung nur um so mehr.

die sich jedoch in Bezug auf ihn nicht verwirklichen sollte[1]), tief getroffen fühlte.

„Alles ist wohl erwogen," rief er nach einigen Minuten des Schweigens. „Um indessen Ihre Freundschaft zu beruhigen, kehren Sie mit mir nach Karlsbad zurück. Dort werde ich Ihnen beweisen, daß der Plan, welcher unserer heiligen Sache das Gelingen sichern soll, tiefer durchdacht ist, als Sie zu glauben scheinen."

— „Ich kann es nicht, Prinz; noch diesen Abend muß ich Alexanderbad verlassen, um noch diese Nacht in Baireuth zu sein, wo mich der Prinz Eugen erwartet. Wenn aber meine Verhandlungen mit demselben sobald beendigt sein werden, wie ich es vermute, so verspreche ich Ihnen, mich noch vor morgen abend nach Böhmen zu begeben. Wie dem aber auch sein und wo ich mich immer befinden mag — denken Sie an mich, dessen Wünsche Sie überall begleiten."

„Ich bin davon überzeugt," sagte Ypsilanti.

Und wir warfen uns einander in die Arme. Arm in Arm stiegen wir vom Gebirge hinab und betrachteten zusammen die großartigen Wirkungen der uns umgebenden Natur. Ich fürchtete das Schweigen zu unterbrechen; meine Besorgnisse um meinen Freund hatten mich so niedergeschlagen, daß alles, was ich ihm hätte sagen mögen, in Vergleich mit dem, was ich empfand, höchst frostig ausgefallen sein würde. Ich kam mir vor

1) Der Graf Capo d'Istria war es, welcher ungeachtet der bedeutenden Dienste, die er seinem Vaterlande geleistet, durch einen Meuchelmord sein Leben einbüßte. Mauromichaelis, der ihn aus sicherer Nähe durch einen Pistolenschuß getötet hatte, flüchtete sich in das Haus meines Freundes, des Herrn Rouen. Herr Rouen, während des Wiener Kongresses Attaché bei der französischen Gesandtschaft, war damals französischer Gesandter in Griechenland. (Notiz d. Verf.)

wie ein Reisender, der seinen über einem Abgrunde schwebenden Gefährten durch einen lauten Angstschrei in demselben Augenblicke zu warnen sucht, wo dieser bereits von Fels zu Fels in die bodenlose Tiefe hinabstürzt.

Wir gewannen den Fuß des Gebirges, die Sonne verließ eben den Horizont, die Blumen hauchten ihre Abenddüfte aus; das Blöken der Herden, der Gesang der Ackerbauer verkündigten das Ende der Tagesarbeiten. Der Hirt des Tales erweckte durch die Töne seiner ländlichen Schalmei die Echos von Louisenburg.

„Wir werden scheiden müssen," sagte Ypsilanti — und nachdem er noch einmal einen längeren Blick auf diese imposanten Massen geworfen, die wir vermutlich auf immer verlassen sollten, fügte er hinzu: „Sie sehen, wie die größte Unordnung oft die erhabenste Harmonie gebiert. Tausende von Jahren sind verflossen, seitdem die Natur diese ungeheueren Felsen nach und nach von ihrem Busen zurückschleuderte; aber glauben Sie nicht, die Hand des Schöpfers zu erkennen, wie sie diesen durcheinander geworfenen Massen Ruhe gebietet? So geht auch für die Völker aus den Revolutionen die ruhige Ordnung hervor."

— „Allerdings erweckt dieser furchtbare Anblick ein tieferes Nachdenken in uns, und die Erschütterungen der Natur gleichen in vieler Hinsicht den nicht weniger rätselhaften unseres Verhängnisses. Wer könnte das tiefe Geheimnis des Menschen durchdringen? Eine von ihm unabhängige Macht scheint ihn nach unsichtbaren Gesetzen bald zu bedrohen, bald zu begünstigen. Noch vor kurzem sah das ganze Europa, von so verschiedenen Interessen zerrieben, in ein weites Schlachtfeld umgeschaffen, zwischen Furcht und

Hoffnung schwankend, sich von Kadix bis Moskau von allen Plagen bedeckt, welche das Gefolge der Ehrsucht zu bilden pflegen: die Provinzen verwüstet, die Städte zerstört, die Industrie gelähmt, den Handel gefesselt, alle Quellen des Lebens und des Glückes in ihrer Wurzel angegriffen. Die Völker flehten zur Vorsehung und die Vorsehung schien zu ihrem Flehen taub. Ach, zittern Sie nicht, mein teurer Alexander, bei dem Gedanken, daß es vielleicht nur eines Funkens bedarf, um diesen schlecht gelöschten Vulkan von neuem anzuzünden, und daß Sie in Ihren Händen die Brandfackel halten, die alles in Flammen setzen kann?"

„Um die Seele der Völker aufs neue zu beleben, bedarf es der Krisen; der Augenblick einer — vielleicht schmerzlichen — Wiedergeburt ist für Griechenland gekommen. Jahrhunderte werden über mein glänzendes Land dahinfließen; und wenn ich dazu beitrage, ihm einen Teil jenes Ruhmes wiederzugeben, dessen es so viele Unfälle enterbten, so wird auch mein Andenken nicht ganz sterben ... Glauben Sie, daß ich für die Schwierigkeiten blind bin, die sich mir entgegenstellen werden? Aber, mein Freund, mein Mut wird mir statt eines guten Mantels dienen und dem Sturme Trotz bietend, werde ich beharrlich vorwärts schreiten ... Indessen", setzte er nach einigen Augenblicken des Schweigens hinzu, indem er mir warm die Hand drückte: „Sie hatten recht es zu sagen; man beurteilt die Handlungen der Menschen oft so streng; die Verleumdung verbreitet so gern ihre Gifte, ähnlich der Kohle, die alles, was sie nicht verzehrt, wenigstens schwärzt, daß man meinen Absichten leicht falsche Gründe unterschieben kann. O dann zähle ich auf Sie. Nicht wahr, Sie

werden mich gegen niedrige Angriffe verteidigen? Seit so langer Zeit kennen Sie mein Herz, Sie werden es nicht verleumden lassen: nie fand ein niedriger Gedanke, nie ein persönlicher Zweck der Ehrsucht den Eingang in dasselbe. Und so werde ich in der Ausführung meiner patriotischen Entwürfe mich nicht erschüttern lassen: Frangor non flector ... Hier übergebe ich Ihnen ein Manuskript; es enthält Einzelheiten über die vornehmsten Episoden aus meinem Leben, über jene Verbindung der Brüder, die sich zu Wien bildete, endlich über die Ursachen, welche meinen gegenwärtigen Entschluß herbeigeführt haben. Ihnen vertraue ich es an; es sind offizielle Urkunden damit verbunden: sollte ich unterliegen, so wird es Ihnen dazu dienen, die Reinheit meiner Zwecke nachzuweisen."

Ich empfing es mit dem Versprechen, es nicht eher, als bis er mich dazu autorisieren würde, der Öffentlichkeit zu übergeben. Wir waren vor den Toren des Schlosses angelangt; wir mußten uns trennen. Ich umarmte meinen Freund, und ihm wie mir war dieser Abschied gleich schmerzlich. Ach, ich hatte ihn zum letzten Male gesehen.

Von der griechischen Hetärie, wie ich schon oben erwähnt habe, aufgefordert, die große Unternehmung zu leiten, deren Ziele die nationale Emanzipation war, begab er sich im Januar 1821 nach Bessarabien. Dort erwarteten ihn seine Freunde; mit ihnen gemeinschaftlich traf er die nötigen Maßregeln. Man weihte den Hospodar der Moldau, Michel Sutzos[1]), welcher bedeutenden Beistand versprach, in das Geheimnis ein. Unterdessen pflanzte ein Wallach, namens Theodor

1) Mich. Sutzos, griechischer Staatsmann, Exhospodar der Moldau (1821), gestorben zu Athen 1864.

Wladimiresko[1]) zu Bukarest die Fahne des Aufstandes auf; bald gelang es ihm ein Korps von 50- bis 60 000 Mann, zum größeren Teile aus Panduren und Arnauten bestehend, zusammenzubringen. Ypsilanti schöpfte Hoffnung, sich auf die Empörer der Wallachei zu stützen, und glaubte es an der Zeit, seine eigene Unternehmung durch gemeinschaftliches Handeln mit Wladimiresko zu beschleunigen. Er langte daher an der Spitze von zweihundert in Bessarabien bewaffneten Griechen zu Jassy an und veröffentlichte eine Proklamation, in welcher er sich als den Vorläufer russischer Armeen ankündigte. Diese Erklärung schloß mit den Worten:

„Wenn einige tollkühne Türken einen Einfall in euer Gebiet wagen sollten, so fürchtet nichts: eine große Macht ist bereit, sie für ihre Verwegenheit zu züchtigen."

Alle griechischen Abenteurer so wie viele Moldauer und Wallachen verbanden sich mit ihm; in kurzer Zeit hatte er ein Korps von 4000 Mann zusammen. Die Moldau und bald darauf die Wallachei erklärten sich zu seinen Gunsten. Stark durch diese Unterstützungen marschierte er auf Bukarest.

Die Vereinigung zwischen den Gefährten Ypsilantis und dem Korps Wladimireskos fiel jedoch frostig genug aus. Die Abenteurer, aus welchen das letztere zusammengesetzt war, hatten sich eher zur Plünderung und Verheerung des Landes unter den Fahnen versammelt, als um der nationalen Sache zu dienen, und ihr Anführer stand in fortwährendem Einverständnis mit den Türken. Von seiner Verräterei überzeugt, schickte Yp-

1) Theod. Wladimiresko, wallachischer Insurgent, früher russischer Offizier, hingerichtet zu Tragevista 1821.

silanti unter den Befehlen des Kapitäns Ghiorgaki[1]) ein Detachement von dreihundert Arnauten nach Pitesk, wo jener sich eben befand. Der Kapitän überraschte Theodor in seinem Zelte, nahm ihn gefangen und führte ihn gefesselt nach dem Hauptquartier, dort wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt, schuldig befunden und gleich darauf erschossen.

Die Paschas von der Donau hatten in der Eile ihre sämtlichen disponiblen Truppen zusammengezogen und stellten Ypsilanti 20 000 Mann entgegen. Durch geschickte Manöver suchte der Prinz ein Haupttreffen zu vermeiden und sich allmählich bis in die der türkischen Reiterei unzugänglichen Gebirge zurückzuziehen. Bei Terkowitz wurde er von der ottomanischen Armee angegriffen; aber ein, von Kaminari-Sava befehligtes Korps Wallachen ging zum Feinde über, wodurch die Aufrührer in Unordnung gerieten. Bald darauf erfolgte auch der Abfall Konstantin Dukas. Eine zweite Schlacht wurde bei Dragaschan geliefert. Das erste Infanteriekorps bildete jenes berühmte und ausschließlich aus Hetäriten bestehende heilige Bataillon. Unerschrocken wies es anfangs mit der Spitze des Bajonetts den Angriff der Infanterie zurück; in dem Augenblick aber, wo die ottomanische Reiterei sich auf seine Flanken warf, stürzte ein Korps Arnauten und Panduren unter den Oberbefehlen Basile Caravias[2]), anstatt die tapferen Hellenen zu unterstützen, sich verräterischerweise auf die Hintertruppen. Die letzteren entflohen in größter Unordnung bis jenseits der Oltau. Das so feigerweise preisgegebene heilige Bataillon ver-

1) Ghiorgaki, besser Georgaki, fiel am 26. Aug. 1821 bei der Verteidigung des Klosters Seko.

2) Sieger bei Galacz, aber der Schuldige von Ypsilantis Untergang.

kaufte jedoch sein Leben teuer: von allen Seiten umringt, auf vier bis fünfhundert Mann zusammengeschmolzen, trieb es noch zu mehreren Malen die Angriffe der Reiterei wie des Fußvolks zurück. Der Mehrzahl aber unterliegend, fielen die Tapferen, wie ihre Vorfahren bei den Thermopylen.

Als Ypsilanti sah, daß jeder fernere Widerstand unmöglich war, zog er sich, von einigen Befehlshabern gefolgt, zurück. Obgleich er bald darauf von seinen Truppen verlassen wurde, verlor er dennoch nicht den Mut und sann darauf, sich mit seinem Bruder Demetrius[1]), der ihm nach dem Peleponnes vorangegangen war, zu verbinden. Damals richtete er an seine feigen Gefährten die folgende Proklamation, in welcher er ihnen seinen Unwillen und seine ganze Verachtung ausdrückte:

„Eure Verrätereien," sagte er darin, „nötigen mich, euch zu verlassen. Ihr habt eure Schwüre mit Füßen getreten; Gott und Vaterland habt ihr verraten. In dem Augenblicke, wo ich rühmlich mit euch zu siegen oder zu sterben dachte, habt ihr mich verlassen. Wir sind für immer geschieden. Geht zu den Türken, den einzigen eurer würdigen Freunden. Verlasset die Gehölze, die euch verstecken, steigt von den Gebirgen herab, die eurer Niederträchtigkeit zum Schlupfwinkel dienten. Eilt, euch mit den Türken zu verbinden, an welchen noch das Blut der Oberhäupter eurer Kirche, eurer Patriarchen, eurer Bischöfe, eurer unschuldigen Brüder klebt . . . Ihr aber, Schatten der wahren Hellenen vom heiligen Bataillon, die ihr verraten seid und euch für die Befreiung des Vaterlandes geopfert habt, empfanget

1) Demetrius Ypsilanti, nahm 1825 Tripolitza und 1827 Livadien und hatte an der provisorischen Regierung teil. Er starb 1832 in Nauplia.

durch mich die Danksagung eurer Nation. Denkmäler werden euern Namen der Unsterblichkeit übergeben. Die Namen derjenigen, welche mir treu geblieben, sind mit Flammenzügen tief in mein Herz gegraben. Ihr Andenken wird stets mein einziger und größter Trost sein. Der Verachtung der Menschen und der göttlichen Gerechtigkeit überantworte ich die Verräter und Meineidigen: Kaminari-Sava, Dukas, Basile, Barda, Georgios Manos, welche von der Armee desertiert sind und dadurch die Auflösung derselben veranlaßt haben."

Ypsilanti hatte indessen gleich anfangs ein Schreiben an den Kaiser Alexander abgeschickt, in welchem er ihm die Ereignisse von Jassy mitteilte und um seinen Beistand bat. Alexander befand sich eben zu Laibach[1]), und dies Schreiben verursachte eine lebhafte Sensation unter den auf diesem neuen Kongresse versammelten Bevollmächtigten. Man beschuldigte Rußland, einen Aufstand begünstigt zu haben, welcher die Ruhe Europas aufs Spiel setzen konnte; es sollte den Orient jenen aufrührerischen Verbindungen, den Quellen von Unglück und Verbrechen, preisgegeben haben. Indem Alexander die Hetäriten verteidigte, die man, wie er sagte, nicht mit jenen finsteren gerechterweise geächteten Gesellschaften vergleichen dürfe, erklärte er, wie er Ypsilantis Unternehmung nur als einen Effekt der die gegenwärtige Zeit charakterisierenden Überspannung, so wie der Unerfahrenheit und des Leichtsinns dieses jungen Mannes betrachten könne. Er befahl, ihn in den Verzeichnissen seiner Armee zu streichen. Herr Capo d'Istria verfaßte seiner Rolle der Doppelheit getreu das Manifest der Nichtanerkennung. Und von nun an war Ypsilanti verloren. Um sich nach Transylvanien

1) 1821.

zu begeben, überstieg er die Berge von Krapack, wurde aber auf Befehl der österreichischen Regierung ergriffen und nach der Festung Munkacs[1]) gebracht. Zweiundeinhalbes Jahr wurde er dort, und vierundeinhalbes Jahr zu Theresienstadt in Böhmen gefangen gehalten. Alle Bestrebungen seiner Freunde zugunsten seiner Freilassung waren umsonst. Sie wurden nicht einmal gehört und mußten endlich ihre Reklamationen einstellen, nur um sein Schicksal nicht noch zu verschlimmern.

Ypsilanti erfuhr, daß man in der Politik nur unglücklich sein darf, um ein Verbrecher zu sein. Als die großen Mächte jedoch zusammentraten, um dem Vergießen griechischen Blutes auf dem Wege entweder der Vorstellungen oder der Waffen ein Ende zu machen, begehrte Kaiser Nikolaus die Freigebung Ypsilantis. Man bewilligte sie nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er die österreichischen Staaten nicht verlassen dürfe. Demzufolge wies man ihm seinen Aufenthalt in Verona an. Ach, die österreichische Milde hatte zu lange auf sich warten lassen. Ein langsames siebenjähriges Absterben im Kerker hatte seine Konstitution untergraben und seine Lebensorgane angegriffen. Er erkrankte in Wien auf seiner Durchreise nach Italien und starb nach zwei qualvollen Monaten am 31. Januar 1828, sechsunddreißig Jahre alt, in den Armen der Prinzessin R . . . ka[2]).

So endete sein Leben in der Stadt Wien, die dreizehn Jahre früher die Wiege seiner ersten Hoffnung für die

1) Der Name unglücklicher Personen vom höchsten Stande scheint sich von Jahrhundert zu Jahrhundert an dieses Gefängnis zu binden. Der Fürst Ragoczy, die Grafen Tököly und Zriny schmachteten dort als Opfer ihres Mutes. Aber sie hatten Österreich, Ypsilanti nur den gemeinsamen Feind der Christen angegriffen. (Notiz d. Verf.)
2) Rzewuska.

Befreiung Griechenlands gewesen war. Der Traum endigte, wo er begonnen hatte. Jetzt ist es an den Freunden dieses unglücklichen Prinzen, sein Gedächtnis zu rächen und die Kabalen aufzudecken, als deren Opfer er fiel. Derjenige[1]), welchem die öffentliche Stimme den moralischen Mord Ypsilantis aufbürdet, weilt nicht mehr im Reiche der Lebendigen; möge ein Grabstein sein Andenken in Schutz nehmen! Er war es, der sich beim Beginne des Aufstandes geweigert hatte, gemeinschaftlich mit den Hetäriten zu kämpfen; er war es, der diesen gefahrvollen Anteil an dem Unternehmen Ypsilanti überließ und später die Frucht eines Aufstandes für sich pflückte, dessen erste Flammen ein anderer entzündet. Was ich aber Ypsilanti vorausgesagt hatte, ist in Erfüllung gegangen. Die Revolutionen gewähren keine Verzeihung; sie haben das Schreckliche, daß sie, einer regellosen Bewegung entkeimt und durch die Überspannung erzeugt, jeden Augenblick bereit sind, denjenigen zu verderben, den sie sich selbst zum Oberhaupt erwählten, sobald er es versucht, der Vollmacht die unentbehrliche Gewalt beizugesellen. An die Spitze der griechischen Revolution gestellt, wollte Herr Capo d'Istria den Lauf derselben zügeln; sein Ende war noch beweinenswerter als das Ypsilantis.

Mit dem Tode des Unberühmten stirbt auch die Verleumdung, während sie über dem Grabe des gefeierten Mannes leben bleibt; noch nach Jahrhunderten ist es ihre Lust, seine Asche mit einem Dolche zu durchwühlen. Ypsilanti ist eines ihrer Opfer gewesen. Seine Zwecke hat sie entstellt, seinen Mut und Patriotismus in Zweifel gezogen. Ihrer leidenschaftlichen Stimme gehorchend, haben die Parteien sich nicht ge-

1) Capo d'Istria.

scheut, ein lächerliches Licht auf den jungen Unglücklichen zu werfen, dessen Erduldungen gleichwohl seiner edlen und erhabenen Sache nur umsomehr Glanz verliehen haben. Aber Ypsilanti war würdig, Verteidiger zu finden, wie er Freunde gefunden hatte. Als ein Vertrauter seiner Träume zu Petersburg, zu Wien, zu Louisenburg, überzeugt von der Reinheit seiner patriotischen Gesinnungen, wünschte ich sehnlich, daß seinem Andenken eine glänzende Genugtuung würde für die Anklagen und niedrigen Beschuldigungen, wodurch man seinen Ruhm zu verdunkeln bemüht gewesen ist. Ich habe wenigstens meine Stimme zu erheben versucht und werde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelingt, ihn so, wie er war, zu schildern: als einen Soldaten, der seine Ruhe, sein Glück, seine Zukunft einer frommen und patriotischen Begeisterung opferte, die Bewunderung der einen und die mitleidige Teilnahme der anderen Welthälfte verdiente. Der Mut und das Unglück aber gewinnen früher oder später ihre Rechte wieder. Der Tag der Rechtfertigung und völligen Anerkennung kann für Ypsilanti nicht mehr gar fern sein. Die Böswilligkeit und der Haß haben bereits aufgehört sein Gedächtnis zu beflecken: — für ihn hat die Nachwelt begonnen.

Ypsilanti glich einem glänzenden, aber ephemeren Gestirn. So groß und rühmlich man auch sein Leben nennen darf, so ist es doch keineswegs zur Nachahmung zu empfehlen. Seine Überspannung, die Frucht einer allzu großherzigen Organisation, tritt den edlen Seelen, welche fortwährend nur das Ziel vor Augen haben, ohne die Unebenheiten des Weges zu berücksichtigen, als ein warnendes Beispiel entgegen[1]).

1) De la Garde scheint nur das satte Glück des Spießers zu preisen!

Dorothea Herzogin von Talleyrand.

XXXVIII

Napoleon hat die Insel Elba verlassen. — Anblick Wiens. — Schauspiel am Hofe. — Madame Edmund von Perigord und die Theaterprobe. — Napoleon ist zu Cannes gelandet. — Der unterbrochene Tanz. — Geschickte Haltung des Herrn von Talleyrand. — Die Erklärung vom 13. März. — Fauche-Borel. — Der Kongreß löst sich auf.

Ich werde bald mit meinem Versuche zu Ende sein. Er gehörte ebenso sehr den Erinnerungen des Herzens als den Mühen des Gedächtnisses an. Fünfundzwanzig Jahre bedecken bereits die magischen Szenen, von welchen ich einen geringen Teil wiederzugeben versucht habe. Wieviele meiner Freunde sind seitdem geschieden, wie viele Darsteller entbehrt gegenwärtig das Drama! Nur wenige der letzteren weilen noch, von der Last der Jahre gebeugt, diesseit des Grabes. Auch für sie ist der Vorhang längst gefallen; nichtsdestoweniger sage ich mir, daß sie mir für die Skizzierung einiger Details aus jenem glänzenden Panorama Dank wissen werden.

Selbst durch die Entfernung scheint das Gedächtnis, vermöge einer Art von rückwirkender Fähigkeit, an Kraft zu gewinnen. Ich wenigstens habe diese Erfahrung häufig gemacht und mache sie noch täglich in der Aufzeichnung dieser Szenen, die mit gutem Recht der Geschichte angehören. Ich zitiere und versammle alle Personen, welche jene belebten und die dem größeren Teil nach Staub und Asche sind. Ich sehe sie jung, schön und im Taumel der Vergnügungen, obgleich die

Zeit ihnen längst jenen glänzenden Nimbus geraubt hat. Und ebenso lebhaft ist der Eindruck bei allen übrigen Zeugen jener glänzenden Versammlung zu Wien während des Kongresses geblieben. Kein Ereignis hat vielleicht sich dem Gedächtnis tiefer eingeprägt, als diese sechs Monate, welche man so wahr einen Zwischenakt zwischen zwei Trauerspielen genannt hat.

Ich glaubte, daß es an einem solchen Gemälde, den Kontrast der heitersten Feste mit den wichtigsten Angelegenheiten darbietend, bisher fehlte. Das Wenige, was man in dieser Art kennt, beschränkt sich auf oberflächliche Skizzen ohne Ordnung und Kolorit. Und wo gab es gleichwohl je interessantere Szenen! Von dem politischen Interesse will ich gar nicht einmal reden, obgleich die Urkunden des Wiener Kongresses noch jetzt die Basis alles dessen bilden, was in Europa verhandelt wird; ich meine hier nur jenes Interesse, welches sich an die Sittengemälde knüpft. Was man in den Chroniken des Mittelalters, in den Zaubereien Ludwig XIV. sucht, findet sich dort in einen Zeitraum von sechs Monaten und in eine einzige Hauptstadt zusammengedrängt. Wieviele Liebesschwüre wurden dort geleistet von dem Reizendsten, was Rang, Ruhm und Geist aufweisen können. Wieviele hohe Personen haben dort die Verhängnisse Europas in ihren Händen gehalten! Wie viele unter ihnen, die damals ihre hohe Mission mit einem seltenen Glanze umwob, sind gegenwärtig nur schlichte Untertanen! Welche bewundernswerte Vereinigung endlich der Berühmtheiten aller Art, der mächtigsten Monarchen, der renommiertesten Staatsmänner und der geistreichsten und schönsten Frauen!

Viele fremde Namen haben in diesen Erinnerungen einen Platz gefunden. Man glaube jedoch nicht, daß

ich deshalb an Herz und Geist weniger Franzose geblieben sei. Ja, ich habe all diese Männer aus den verschiedenen Ländern gesehen, ich habe mit ihnen in jener leichten Vertraulichkeit des Augenblicks gelebt, ich habe ihrem Charakter, ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber niemals hat mich eine solche Schätzung, die ich noch jetzt für sehr billig halte, verblendet. Wenn ich von diesen Freunden meiner Jugend etwas zu sagen wußte, was Zuneigung und Dankbarkeit mir einflößten, was würde ich nicht von jenen Berühmtheiten meines Vaterlandes gesagt haben, so hoch gefeiert von Federn, welche für eine ferne Zukunft zeugen? Aber mitten unter den Vergnügungen des Wiener Kongresses war die Rolle Frankreichs eine sehr ernste, und sie mußte es sein. Unsere Bevollmächtigten hatten sie durch einen Takt hoher Schicklichkeit geleitet. Zu der allgemeinen Bewegung nur in seltenem Bezuge stehend, hüllten sie sich in einen gewissen Ernst, wie er der Wichtigkeit ihrer Stellung geziemte, und gegenwärtig finde ich, wenn ich an ihre ruhige und würdige Haltung zurückdenke, darin Motive dankbarer Anerkennung diesen Männern gegenüber, welche damals so viel für Frankreich getan haben, und für welche der Tag der Geschichte noch nicht gekommen zu sein scheint.

Der Fürst Koslowski bestätigte mir die inhaltschwere Nachricht, welche mir Ypsilanti morgens mitgeteilt hatte. Napoleon hatte in der Tat die Insel Elba verlassen; der Gebieter und Gefangene Europas, wie man ihn kräftigerweise genannt hat, war mit seinem Ruhm bewaffnet dem Kerker entflohen und hatte einem zerbrechlichen Fahrzeuge „Cäsar und sein Glück" anvertraut.

„Die Nachricht," sagte Koslowski, „ist durch einen von Lord Burgheß aus Florenz abgeschickten Kurier hierher gelangt. Er hatte sie von dem englischen Konsul zu Livorno. Lord Stewart[1]), der sie empfing, hat den Herrn von Metternich und die Souveräne davon in Kenntnis gesetzt. Die Minister der großen Mächte sind sofort davon unterrichtet worden. Man weiß nicht, welche Richtung Napoleon genommen hat: wird er sich nach Frankreich begeben? Will er, wie einige gemeint haben, die Vereinigten Staaten gewinnen? Man verliert sich in Vermutungen. Wer aber wird ihn vor dem Sturm schützen, welcher sich drohend über seinem Haupte zusammenzieht? wird das Glück einen Blitzableiter auf seine Stirn pflanzen, der die Gefahr von ihm abwendet? . . . Die hohen Schiedsrichter des Kongresses wünschen, daß diese Nachricht nicht bekannt werde, bevor sie nicht einige von der Wichtigkeit der Sachlage ihnen diktierte Maßregeln haben nehmen können."

Sei es, daß das Geheimnis bewahrt wurde oder daß der Taumel des Vergnügens den Sieg über dasselbe davontrug: die Stadt Wien hatte ihren gewohnten Anblick beibehalten, die Wälle und die Leopoldstadt, welche zum Prater führt, waren von Spaziergängern gefüllt, die nach den ersten Strahlen der Sonne seufzten. Noch kündigte nichts an, daß der Donnerschlag widergehallt hätte; überall Sorglosigkeit und Freude.

Abends sollte die Liebhabertruppe in einem der Säle des Palastes eine Vorstellung geben, bestehend aus dem Barbier von Sevilla und, wenn mir recht ist, einem damals sehr beliebten Vaudeville unter dem Titel: Der unterbrochene Tanz. Der Fürst Koslowski hatte mir

1) Wohl richtiger Wellington.

angeboten, ihn in das kaiserliche Residenzschloß zu begleiten. Begierig, die Mienen der vornehmen Versammlung zu studieren, wohl auch in der Hoffnung, einige neue Einzelheiten über jenes große Ereignis zu erfahren, hatte ich seine Einladung angenommen. Die Gesellschaft war ebenso zahlreich und glänzend wie gewöhnlich. Aber schon zeigte sie nicht mehr die sorglose Ruhe, welche sonst an der Tagesordnung war: einige, wenngleich leichte Wölkchen verfinsterten ihre Stirnen. Hier und da hatten sich Gruppen gebildet; eifrig stritt man sich über die vermutlichen Folgen jener Abfahrt.

„Er kann den englischen Kreuzern nicht entwischen," sagte der eine.

— „Herr Pozzo di Borgo hat versichert," erwiderte ein anderer, „daß man ihn, sollte er einen Fuß in Frankreich setzen, an dem nächsten Baume aufhängen würde[1])." So schien jeder sich der Wirklichkeit des Erwachens entziehen zu wollen.

„Wünschen wir uns Glück!" sagten einige Anhänger der Bourbonen von Sizilien. „In der Tat, Bonaparte könnte uns nicht besser dienen. Er kann sich nur über Neapel wenden. Der Kongreß wird sich in der Notwendigkeit befinden, endlich Maßregeln zur Vertreibung Murats, des eingeschobenen Usurpators, zu ergreifen."

Inzwischen hat die Kaiserin von Österreich das Zeichen gegeben. Man nimmt Platz; der Vorhang hebt sich.

„Wir werden sehen," sagte ich zum Fürsten Kos-

1) Als der Herzog von Dalberg diese Äußerung erfuhr, sagte er: Herr Pozzo ist kein Prophet. Napoleon wird binnen kurzem in Paris sein. (Notiz d. Verf.)

lowski, „ob jenes Ereignis, welches man nicht im entferntesten voraussah, nicht einige Verwirrung bei diesen hohen Personen erregt hat."

— „Schwerlich, der Feind muß vor den Toren Wiens stehen und der Schall der Kanonen in der Stadt gehört werden, wenn sie aus ihrem hartnäckigen Schlumme erwachen sollen. Herr von Talleyrand erhielt die Nachricht diesen Morgen, noch bevor er sich erhoben hatte. Neben dem Bette zu seinen Füßen saß Madame Edmund von Perigord und war eben mit ihm in einer recht munteren Unterhaltung begriffen, als man ein Schreiben von Herrn von Metternich abgibt."

„Man wird mir ohne Zweifel die Stunde der Zusammenkunft des Kongresses melden," sagte der Fürst. Die schöne Gräfin öffnete indessen mechanisch den Brief, wirft einen Blick hinein und liest die gewichtige Nachricht. An demselben Tage wollte sie sich, beiläufig bemerkt, zur Frau von Metternich begeben, um dort „den Tauben oder die volle Herberge" zu probieren."

„Bonaparte hat die Insel Elba verlassen," rief sie: „ach mein Onkel! und meine Probe . . ."

— „Sie wird statt haben, Madame!" sagte ruhig der Diplomat."

„Die Probe hat statt gehabt. Morgen wird vielleicht das ganze Europa in einem allgemeinen Brande lodern. Eine solche Kleinigkeit darf die schönen Attitüden unserer Schauspieler nicht um ein Härchen zu ihrem Nachteile verändern."

Man studierte die in der Regel so leidenschaftslosen Gesichtszüge der diplomatischen Notabilitäten; man beobachtete ihre Blicke, man suchte ihre Gedanken zu erraten. Alle affektierten eine Sicherheit, die ihrem Herzen vermutlich ziemlich fern war. Man bemerkte

die Anwesenheit des Herrn von Talleyrand und die äußerst tiefsinnige Miene des Kaisers Alexander.

Was konnte Napoleon zu diesem großen Entschlusse vermocht haben, dessen Folgen so unglücklich für Frankreich ausfielen? Hoffte er, trotz der Erschöpfung seines Landes, noch einmal den Verbündeten von Europa die Spitze zu bieten? Hielt er es wirklich für möglich, mit all den Souveränen künftig in Frieden zu leben, denen er einst Gesetze diktiert, und welche den Weg nach Paris ausfindig gemacht hatten? Oder war die Abfahrt von der Insel Elba nicht vielmehr ein Verzweiflungsversuch, um einer Gefangenschaft zu entfliehen, die ihn sechs Jahre später auf dem Felsen von St. Helena aufrieb?

Gewiß ist es, daß die Gegenwart des Kaisers der Franzosen im mittelländischen Meere, die Unabhängigkeit, selbst der ihm gelassene Schatten von Macht, auf dem Wiener Kongreß Furcht erregt hatte. Man wußte gar wohl, daß man von Paris aus korrespondierte und Intrigen betrieb, und daß man dort die Wiederherstellung des Kaiserreichs vorzubereiten suchte. Die Königin Hortensia war die Seele dieses geheimen Bundes, welchen allein die blinde Regierung der Bourbonen nicht sah. Während des im August 1814 stattgehabten Aufenthalts der Königin von Holland in Baden hatte Madame Krüdener, welche seitdem durch ihre mystischen Beziehungen zum Kaiser Alexander so bekannt geworden ist, ihr die Rückkehr Napoleons prophezeit. Seit der Eröffnung der Konferenzen wurde, obgleich ganz insgeheim, davon gesprochen, ihm einen anderen Ort zum Exil anzuweisen. Die Insel St. Helena wurde erst gegen Ende Januars von Herrn Pozzo di Borgo vorgeschlagen. Er gab vor, Briefe empfangen zu

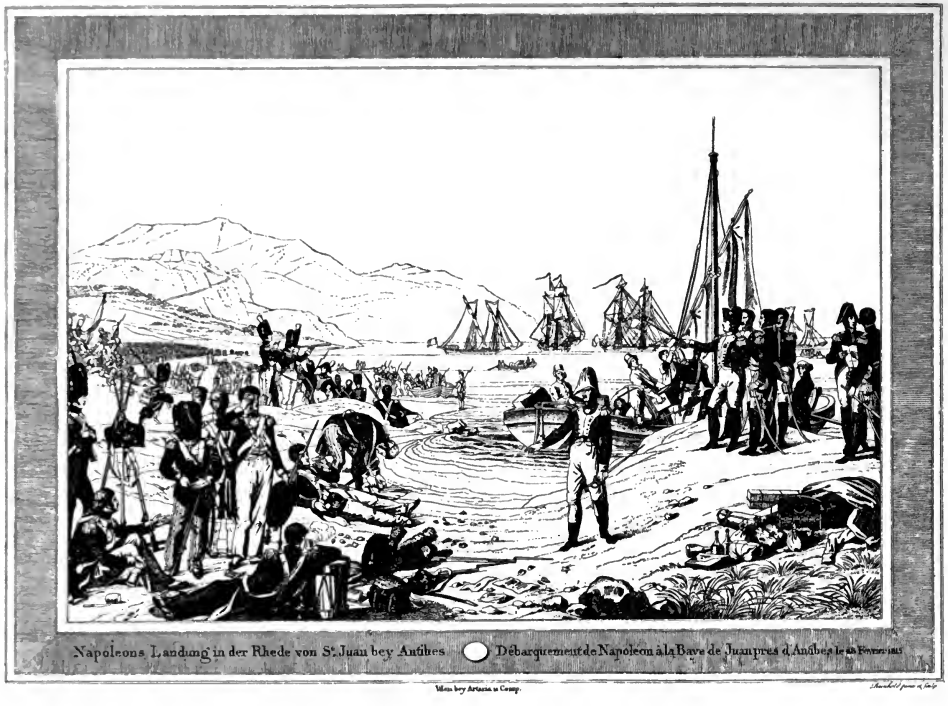
haben, welche aussagten, daß man zu Genua, Florenz und an der ganzen Küste Geheimboten Napoleons aufgefangen hätte.

„Europa," hatte er gesagt, „wird nicht eher sicher sein, als bis es zwischen sich und diesen Mann den Ozean gelegt hat."

Man versichert, daß der Prinz Eugen diese Notiz seinem vertrauten Verhältnisse zum Kaiser Alexander verdankt und sich beeilt habe, Napoleon davon zu unterrichten. Dieser schwankte nun nicht länger. Seine Rückkehr nach Frankreich war beschlossen. Seit diesem Augenblicke nahm die Haltung Alexanders Eugen gegenüber einen höchst frostigen Charakter an.

Fast fünf Tage lang blieb Wien ohne weitere Nachrichten. Die Festlichkeiten und Vergnügungen dauerten fort wie gewöhnlich. Die allgemeine Besorgnis schien allmählich zu verschwinden. Endlich aber war es unmöglich, noch länger zu zweifeln: der Donner brach los. Napoleon war in Frankreich. Dieser Abenteuerer, wie ihn Pozzo di Borgo zu nennen gewagt hatte, war von dem französischen Volke empfangen worden. Die Soldaten stürzten ihrem General entgegen, nichts widersetzte sich seinem Triumphzug. Der Fall des Riesen, den man unbegreiflich gefunden, erregte weniger Erstaunen, als die Auferstehung seiner Macht. Man war eben auf einem Balle bei Herrn von Metternich, als man Napoleons Landung zu Cannes und seine ersten Erfolge vernahm. Die Ankündigung dieser Neuigkeit traf die Gesellschaft wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Tausende von Wachslichtern schienen plötzlich gelöscht.

Die Kunde verbreitet sich mit der Schnelligkeit eines elektrischen Funkens; der Walzer wird unterbrochen;



Napoleons Landung in der Rhede von St. Juan bey Antibes ⬭ Débarquement de Napoleon à la Baye de Juan près d. Antibes le 28 Fevrier 1815

Wien bey Artaria u. Comp.

vergebens spielt das Orchester weiter; man blickt sich an, man befragt sich; die vier Worte: „Er ist in Frankreich!“ sind der Schild Ubalds, welcher, sobald ihn Reinhardt erblickt, in einem Augenblicke alle Zaubereien Armidens zerstört.

Der Kaiser Alexander nähert sich dem Fürsten von Talleyrand:

„Ich habe Ihnen wohl gesagt, daß dies von keiner Dauer sein würde.“

Der französische Gesandte ändert keine Miene und verneigt sich, ohne zu antworten.

Der König von Preußen winkt dem Herzog von Wellington; beide verlassen den Ballsaal. Gleich darauf folgen ihnen der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz und Herr von Metternich. Der größte Teil der Gäste entfernt sich allmählich. Nur wenige ängstlich plaudernde Gruppen bleiben in den Salons zurück. Der Fürst Koslowski, welchen ich in der Soiree traf, konnte den bereits allgemein bekannten Details keine neuen hinzufügen.

„Da haben,“ sagte er, „die Herren Troubadours eine vortreffliche Gelegenheit, uns ein zweites Mal eine Aufführung des allerliebsten Vaudevilles „der unterbrochene Tanz“, zu geben. Man muß freilich fürchten, daß der Refrain vom Donner von tausend Feuerschlünden begleitet werden wird. Jene gleich einem Schrecken in die Mitte eines Balles geschleuderte Kunde erinnert mich an etwas Ähnliches. Während der Aufführung eines Balletts, in welchem Heinrich IV. und Sully tanzten, welcher letztere jedoch niemals seines Tanzes halber zitiert wurde, kündigte man plötzlich die Einnahme von Amiens durch die Spanier an.“

„Herrin,“ sprach der König zur schönen Gabriele,

indem er ihre Hand faßte: „jetzt müssen wir Tanz und Spiel aufgeben, zu Pferde steigen und einen anderen Krieg beginnen. Den Freuden der Liebe müssen wir für eine Zeitlang entsagen."

„Diese Worte wird man hier jetzt in viele Sprachen übersetzen."

Unmöglich läßt sich die Physiognomie malen, welche von nun an die Hauptstadt Österreichs zeigte. Wien glich einem Menschen, welcher, von Träumen der Liebe oder des Ehrgeizes eingewiegt, aus seinem süßen Schlummer grausam durch die Schnurre des Nachtwächters oder den Klang der Lärmglocke erweckt wird, die ihm ankündigt, daß sein Haus in Flammen stehe. Die zahlreichen aus allen Ländern Europas dort versammelten Gäste konnten nicht ohne Entsetzen an all die Phasen der jüngst verflossenen Zeit zurückdenken: eine durch fünfundzwanzig Jahre des Krieges ununterbrochen fortlaufende Kette von Unfällen, eroberte Städte, leichenbesäete Schlachtfelder, Lähmung des Handels und der Industrie, Trauer der Familien und Nationen — alles zog gleichzeitig an ihren Augen vorüber. Und all diese schrecklichen Bilder empfingen durch die Erinnerungen an die Flammen von Moskau ein um so grelleres Licht. Ohne Zweifel konnte man auf der anderen Seite noch aus der jüngsten Zeit auch Wiedervergeltungen anführen, und die Anwesenheit der verbündeten Truppen zu Paris bewies hinlänglich, daß ein Unbesiegter deshalb noch nicht unbesiegbar ist. Aber eben dieses steigerte nur ihre Angst. Um den Koloß zu fällen, hatte es eines solchen Zusammenflusses von Umständen und, was mehr war, der innigsten Einigkeit so vieler verschiedener Völker bedurft — daraus war ein Ganzes entstanden, welches die Kräfte des Ein-

zelnen verzehnfacht hatte. Jetzt aber beobachtete man sich; das Einzige, was klar vor Augen lag, war die Gewißheit alles Elends, wovon man sich für immer befreit geglaubt hatte.

Unter diesen bedenklichen Umständen bewährte Herr von Talleyrand eine Gewandtheit und Willenskraft, die alles fortzureißen wußte. Nie war eine Rolle schwieriger. Sie stellte ihn zugleich zwischen die Regierung, welche er vertrat, Frankreich, dessen Interessen und Nationalität er retten wollte, und die feindlichen Mächte, welche Napoleon sowohl wie das Land, das ihn soeben aufgenommen, in die Acht erklärten. Während der ersten Restauration war ich nicht in Paris anwesend, ich habe seine Haltung in jener Epoche nicht anders, als durch die oft lügenhaften gleichzeitigen Schilderungen kennen lernen können. Aber ich sah zu Wien, was er im März 1815 für sein Land und die Boubonen tat. Ich stehe keinen Augenblick zu behaupten an, daß, wenn die letzteren ihm zum zweiten Male die Krone verdankten, Frankreich ihm vielleicht seine nationale Existenz schuldig ist. Er lebte der tiefsten Überzeugung, daß diese beiden Tatsachen innig miteinander zusammenhingen und die eine nicht ohne die andere bestehen könnten. Daher seine Beharrlichkeit und sein Streben, um die Erklärung vom dreizehnten März[1]) zu erlangen.

Damals wurde jene berühmte und so verschieden beurteilte Urkunde abgefaßt. Die Erbitterung, durch die Aussicht auf einen blutigen Krieg genährt, hatte ihren Gipfel erreicht. Der Enthusiasmus, welchen die Erscheinung Napoleons erweckt hatte, der ihm von dem Volk gewordene Empfang, der Abfall der Armee, alles

1) Die Ächtung Napoleons.

ließ die ganze französische Nation als eine mitschuldige an dem Bruche jenes so oft herbeigesehnten Friedens erscheinen. Auch erschrak man bei dem Gedanken, daß die revolutionären Ideen, deren Raserei Europa beben gemacht, neuen Anklang finden möchten. Der Kaiser von Österreich hatte, an den Zar sich wendend, zu diesem gesagt:

„Sa sehen Sie, Sire, was aus Ihrer Begünstigung der Jakobiner von Paris entstanden ist."

— „Freilich!" hatte Alexander geantwortet, „um aber mein Unrecht zu verbessern, stelle ich meine Person und meine Armeen zum Dienste Eurer Majestät."

Der Streit war also zwischen Frankreich auf der einen und dem ganzen Europa auf der anderen Seite entschieden, — ein Kampf auf Leben und Tod, der nur mit dem völligen Untergange des einen der beiden Teile endigen konnte. Ich habe auch von Teilung sprechen hören, und das Beispiel Polens bewies, daß eine Nation aus dem Buche der europäischen Familie gestrichen werden könne.

Herr von Talleyrand stellte im Gegenteile den Grundsatz auf, daß Europa im Jahre 1815, wie ein Jahr früher, nur Napoleon und nicht das ganze Frankreich bekriegen dürfe. Er traf seine Vorkehrungen mit solcher Gewandtheit oder solchem Glücke, daß er alle Hindernisse besiegte, die Aufhebung der wider Frankreich feindlich gerichteten Entwürfe bewirkte und seinem Grundsatze allgemeinen Eingang verschaffte. Zwanzigmal stand der Kongreß auf dem Punkte, sich zu trennen, ohne sich für irgend etwas zu entscheiden, es wäre denn für blinden Krieg: zwanzigmal vereinigte er wieder die einander widerstreitenden Meinungen. Ich weiß, daß kräftige Geister diese Beilegungen der Klug-

heit nicht billigen können. Besser, hat man behauptet, wäre für Frankreich eine an dieses selbst gerichtete Kriegserklärung, eine Drohung gänzlicher Ausrottung gewesen; das Land würde in seiner Verzweiflung eine übernatürliche Kraft gefunden haben; es wäre entweder im Kampfe erlegen oder hätte rühmlich gesiegt.

Herr von Talleyrand besaß allzuviel Mäßigung, er wußte nur allzuwohl die Quellen des erschöpften Frankreichs zu ersetzen, als daß er es in ein solches Extrem hätte werfen sollen. Er sah Europa unter den Waffen: die Angriffe desselben leitete er gegen einen Mann und nicht gegen ein Volk. Er tat wohl daran. Sein Benehmen wurde zu Wien als der Triumph der Wahrheit und eines erleuchteten Patriotismus geschätzt und bewundert.

Bisweilen kehrte er ganz entmutigt aus der Konferenz in sein Hotel zurück. Noch am Morgen des dreizehnten März, als des Tages, an welchem jene wichtige Urkunde unterzeichnet werden sollte, zweifelte er an dem Erfolge. Im Begriffe aufzubrechen, um sich zu dem Herrn von Metternich zu begeben, bemerkte er, daß seine Umgebung eine leicht begreifliche Unruhe verriet.

„Erwarten Sie mich," sagte er zu ihnen, „um Ihre Ungeduld baldmöglichst zu befriedigen, passen Sie meiner Zurückkunft an den Fenstern des Hotels auf. Habe ich triumphiert, so werde ich Ihnen schon durch das Fenster meines Wagens den Traktat zeigen, von welchem das Schicksal Europas und Frankreichs abhängen wird."

Wenige Stunden später hielt er bei seiner Zurückkunft ihnen die Rolle entgegen, welche die Unterschriften der Herren des Friedens enthielten, die jetzt Herren des Krieges geworden waren. Einen Augenblick

schien jedoch diese so mühsam erworbene Urkunde auf dem Punkte, rückgängig zu werden. Dies war, als man die Flucht vom zwanzigsten März und den ohne Schwertstreich gehaltenen Einzug Napoleons in die Tuilerien erfuhr. Der Kaiser Alexander besonders konnte nicht begreifen, daß das Haus der Bourbonen nicht im mindesten Widerstand versucht, und daß sich auch nicht ein Verteidiger für dasselbe erhoben hatte.

Eines Morgens begegnete ich dem General Uwarow. „Der Zar," sagte er, „kann sich von seinem Erstaunen nicht erholen. Er ist des Krieges müde; und noch soeben hat er mir zwanzigmal wiederholt: „Nein, nein, niemals werde ich den Degen für sie ziehen."

Herr von Talleyrand wußte abermals Wunder von Geduld und Gewandtheit aufzubieten, um das Bündnis zu erneuern und die sämtlichen divergierenden Willensrichtungen gegen ein gemeinsames Ziel zu wenden. Wenn aber die Massen nur mit Schrecken den Horizont mit drohenden Wolken sich bedecken sahen, so begrüßten dagegen die ehrgeizigen Köpfe die Wiederkehr der guten Zeit ihres Ruhmes mit Freude. Denn man kann es sich nicht verbergen, daß die Intrige, welche bereits Napoleons Sturz oder Aufrechterhaltung betrieb, ein hübsches Resultat an Größe und Reichtum in Aussicht stellte. Unter diesen Ehrgeizigen aller Stufen und Stände, welche damals nach Wien strömten, sieht man als einen der ersten den unvermeidlichen Fauche-Borel[1]) anlangen. Er hoffte noch einmal sein Glück, seine Ergebenheit und selbst das Blut seiner Familie einer Sache zu widmen, welcher er alles geopfert

1) Geheimagent der Bourbonen während der Emigration, er hat lange und langweilige Memoiren hinterlassen. Er kam laut Fremdenliste am 24. März in Wien an und reiste am 14. April wieder ab.

hatte. Wer hätte, wenn er von Königen sprach, mit mehr Recht als er ausrufen dürfen: diese hohen Undankbaren! Sein abenteuerreiches Leben und seine Prachtliebe hatten alle Summen, die er von dem Hause Bourbon und der englischen Regierung erhalten, vollständig verschlungen. Das Gelingen seines Strebens war seltsamerweise ein Unglück für seine persönlichen Vorteile gewesen.

Zwanzig Jahre lang hatten seine zahllosen Gläubiger geduldig gewartet, bis seine Sonne aufgehen würde. Kaum hatten die Bourbonen wieder den Thron bestiegen, wozu er nicht wenig beigetragen, als man den unglücklichen Buchhändler von Neufchatel mit Geld und Ehren überschüttet wähnte. Von allen Seiten gedrängt, kärglich für seine Verdienste bedacht, war seine Lage tausendmal grausamer denn zuvor. Er wünschte demnach jenes Leben voll Intrigen und Hoffnungen wieder zu beginnen. Wollte man ein Beispiel anführen, um die Ehrgeizigen gegen den sie verschlingenden Durst nach Schein zu warnen, wo würde man ein auffallenderes finden, als in Fauche-Borel, der sich durch einen Selbstmord für die Täuschungen seines Ehrgeizes bestraft und alles, was man über die Undankbarkeit der Fürsten gesagt hat, durch seinen Tod bestätigt?

„Der Kongreß ist aufgelöst," hatte Napoleon gesagt, als er zu Cannes den französischen Boden berührte. Indessen gab noch am 11. März inmitten des allgemeinen Schreckens eine Liebhabertruppe im Redoutensaale den „Kalifen von Bagdad" und „Die Nebenbuhler ihrer selbst". Es hatten sich zu dieser Vorstellung mehr Zuschauer eingefunden, als man hätte vermuten sollen[1]).

1) Wir müssen hier einen merkwürdigen Umstand anführen, laut Fremdenliste der Wiener Zeitung kommt „Graf August de la

Aber es war der letzte Schimmer einer erlöschenden Lampe, der letzte verhallende Ton eines schweigenden Instruments. Das Vergnügen ist entflohen; — „der Kongreß ist aufgelöst."

Garde, russisch-kaiserl. General" am 3. März 1815 aus Paris in Wien an und reist bereits am 10. März wieder ab. Wie kann er der obigen Vorstellung am 11. März beiwohnen, abgesehen davon, daß er nirgends sagt, daß er während der Zeit des Kongresses von Wien abwesend und in Paris war! Indessen führt ihn die Fremdenliste am 18. April 1815 abermals unter den von Wien abgereisten an und gibt als Ziel seiner Reise London an (vgl. II S. 95).

NAMENSVERZEICHNIS

(Die mit einem * bezeichneten Personen haben ein Porträt.)

Abraham, Tanzlehrer II, 132.
Acerenza-Pignatelli, Franz, Herzog v. I, 75, 260.
Acerenza-Pignatelli, Johanna, Herzogin v. I, 42, 75, 76, 258.
Adhémar, Graf I, 216.
Aïdé I, 301. II, 105ff.
Albert, Herzog von Sachsen-Teschen I, 115, 278, 296. II, 340ff.
Aldini, Diplom. I, 348.
Alembert, d' I, 216.
Alexander, Markgraf v. Baireuth II, 381.
*Alexander I., Kaiser von Rußland I, 18, 22ff., 37f., 40, 44, 45, 52, 59, 61ff., 67, 70, 71, 82, 97, 101, 102, 106, 144, 147, 150, 158, 161f., 163ff., 166, 169f., 172, 180, 190, 198ff., 205, 227, 232f., 235, 247, 252, 253, 277, 298ff., 302ff., 333, 338f., 340f., 352f., 355, 363, 373, 380f. II, 6f., 25, 28, 39, 69f., 73, 75, 82f., 95, 96, 97, 150, 151, 153ff., 161, 170, 175, 176, 207ff., 235ff., 242, 276, 280, 289, 290f., 292, 299f., 311, 320, 338, 341ff., 346, 365, 376ff., 386f., 397, 407, 408, 409, 412, 414.
Alfieri I, 320.
Ali, Pascha von Albanien II, 379.
Allan, William, Maler II, 279.
Amadé, Konstanze, Gräfin I, 193ff.
Amadé, Viktor, Graf I, 194.
Ankarström I, 310.
Ankersberg, von, Wenzel II, 110ff.
Anna, Kaiserin von Rußland II, 75, 167f., 358.
Anstedt, von, Johann, Diplom. II, 326.
Apponyi, Therese, Gräfin I, 70f, 227. II, 163.
Apponyi, Anton, Graf I, 70.
Aremberg, Karl Maria R., Herzog I, 115f.
Aremberg, Louise Antonia, Herzogin II, 255.
Aremberg, Ludwig, Herzog II, 255.
Aremberg, Ludwig Engelbert, Herzog II, 255.
Argyll, Georg Will., Herzog I, 275.
Argyll, Karol. Elis., Herzogin I, 275.
Ariost I, 209, 226.
Arnstein, Nath. Adam, Baron I, 349ff. II, 121, 256, 304.
*Arnstein, Fanny, Baronin I, 350.

Artois, Graf I, 217.
Arwidson I, 315.
Astley, Kunstreiter I, 133.
Aubusson de la Feuillade I, 321.
Auersperg-Lobkowitz, Gabriele, Fürstin I, 158. II, 161.
August, Prinz v. Preußen I, 19, 71f., 278. II, 163.
Augustenburg, Louise, Herzogin v. II, 137, 139ff.

B., Marquis II, 107.
B., russ. Graf I, 373ff., 380f.
B., französ. Gesandter in d. Türkei II, 267ff.
Bacciochi, Elisa I, 148f.
Bach, de, Kunstreiter I, 133, 140.
Bacon I, 210.
*Bagration, Katharina, Fürstin I, 71, 75, 159f., 170, 172, 239f., 356. II, 210, 243, 320, 325.
Bagration, Peter, Fürst I, 159.
Baldini, Vittorio II, 58ff.
Barclay de Tolly, russ. Kriegsminist. II, 208.
Barda II, 397.
Bathory I, 199.
Batthyáni, Johann B., Graf I, 228.
Batthyáni, Marie B., Gräfin I, 246, 274. II, 163.
Bäuerle, Adolf, Schriftsteller II, 40.
Beatrix von Este, Erzherzogin I, 70, 278.
Beauharnais, Amalie I, 37.
*Beauharnais, Eugen I, 10, 37f., 62, 76, 144, 204f., 235, 251ff., 278, 294, 298ff., 348. II, 24, 97, 163, 169ff., 176, 180f., 259, 341ff., 346ff., 390, 408.
Beaumarchais I, 88. II, 300.
Beaumont, Mad. II, 62.
Beethoven, van, Ludwig I, 267.
Bellegarde, österr. General I, 294.
Bernadotte (Karl XIV. von Schweden) I, 103, 104, 316. II, 91.
Bernardin de St. Pierre I, 17.
Bernstorff, Christ., Graf, Staatsmann I, 70, 287.
*Bernstorff, Elise, Gräfin I, 70, 157.
Berthier, Alex., Marschall I, 393, 395.
Bertot, Wäscherin I, 242ff.
Bertot, Offizier I, 244f.
Besnadière, Jean B., Graf I, 100, 101, 105.
Bezenval, Baron I, 216.
Biévre, Marquis II, 6.
*Bigottini, Emilie, Tänzerin I, 255f. II, 257.
Biron (Biren), Ernst, Herzog von Kurland II, 75, 358.
Biron, Louise, Herzogin s. Wielohórsky.
Blondy, Präfekt I, 83.
Blume, Graf I, 159.
Boigne de Faye, Diplom. I, 93, 95. II, 282.
Bombelles, Heinrich, Graf I, 227.
Bombelles, Karl, Graf I, 227.
Bombelles, Ludwig, Graf I, 227.
Bonnay, Charl. Franc. II, 11.
Bonneval, Cl. Alex., Graf II, 267.

Borel, holländ. Diplom. I, 42, 76, 258, 259. II, 3.
Borghese, Pauline I, 85ff., 90.
Boufflers, Marquise I, 330.
Boyen, von, Hermann, preuß. Kriegsminister II, 293f.
Brancaccio, Marquis I, 291.
Brignole, Marquise I, 99.
Brignole, Marquis I, 374.
Broc, Mad. II, 172.
Bro-ki, Wanda II, 214ff.
Bro-ki, Palatin II, 216ff.
Brozin, Paul, russ. General II, 242, 346.
Bruce, geb. Mussin-Puschkin, Gräfin I, 171.
Bruix, Eustache, Admiral I, 393, 395.
Budiakin II, 170.
Bulgarin, Tadd. W., Schriftstell. I, 42.
Buoncampagni, Luigi, Fürst von Lucca I, 333.
Burdett, Francis I, 80.
Burghess, Lord II, 404.
Burke, Schriftsteller I, 200.
Buturlin, Gräfin I, 284.

Cagliostro, Abenteurer II, 113.
Campochiaro, Herzog von, Diplom. I, 67, 290, 292, 294, 298.
Canaletto, Maler I, 186.
Canova, Ant., Bildhauer I, 296f., 361. II, 69, 347.
*Capo d'Istria, Joh. Ant., Graf, Staatsmann I, 18, 172, 355. II, 158, 177, 373, 377ff., 390, 397, 399.
Caradoc, Sir I, 159.
Caravias, Basile II, 395, 397.
Cariati-Spinelli, Januar., Fürst, Diplom. I, 42, 290, 292, 295, 298, 389. II, 42, 45.
Carpani, Jos., Dichter I, 77, 338, 360f.
Casanova, Giacomo, Abenteurer I, 178, 209, 233f.
Cast.... I, 83ff., 91f.
*Castlereagh, Robert, Lord, Staatsmann I, 21, 25, 60, 107, 145, 249, 275, 287, 293, 341, 344f., 348. II, 103f., 106, 154, 177, 240, 252, 296, 297, 298, 321.
Castlereagh, Emilie, Lady I, 157, 274f., 287, 344. II, 104, 163, 296, 298.
Cathcart, Lord II, 51.
Chalenton, Abbé I, 91f.
Chambonas, Scipion Charl.V. Aug., Marquis, Staatsmann I, 9f., 309. II, 136f., 140, 141, 143, 183f., 191f., 194.
Chaudeau, II, 184, 187f., 189, 193.
Chodkiewicz, Graf I, 242ff.
Christian VII. König von Dänemark I, 39. II, 146.
Christine, Erzherzogin I, 115, 116, 296f.
Christine, Königin v. Schweden I, 191f.
Clairon, Schauspielerin I, 360.
Clancarty, Lord, Diplom. I, 21, 275.
Clary und Aldringen, Karl Jos., Fürst I, 36.
Clary und Aldringen, Marianne L. Chr., Fürstin I, 34, 36. II, 20, 21.
Clemens II, 84.
Cobenzl, Ludwig, Graf I, 255. II, 9.
Coigny, Louise, Marquise I, 31. II, 131.

Colbert I, 250, 308.
Colleville II, 186.
Colloredo-Mannsfeld, Philippine K., Fürstin I, 135, 158, 274.
Colloredo, Fürst II, 29.
Conzalvi, Herk., Kardinal I, 248, 274, 275.
Corneille II, 54.
Cornwallis, Lord II, 114.
Correggio, Maler I, 361.
Coupigny, Musiker I, 235.
Crillon, Herzog v. II, 356f.
Czartoryski, Adam, Fürst I, 104. II, 157f., 209f., 216.
Czartoryska, Isabella, Fürstin II, 210, 288.
Czartoryska, Konstant., Fürst II, 210.
Czartoryska, Maria, siehe Maria, Herzogin v. Württemberg.
Czetwertinska, Johanna, Fürstin II, 367.
Czetwertinski, Gustav, Fürst I, 301, 302.

D. I, 399.
D. Mad. II, 46ff.
Dalberg, Emerich Jos., Herzog v., Staatsmann I, 21, 66, 76, 94, 95, 99, 100, 287. II, 177, 253f., 353ff., 405.
Damas, Roger, Graf II, 41.
Daneucourt I, 392, 395.
Danilewski, Alex. M. I, 337.
Daschkoff, Fürstin II, 75f.
David, Maler II, 53.
Davidoff, Mad. I, 108.
Davoust, Marschall I, 49.
Déchapeaurouge, Bankier II, 285, 286.
Delille I, 369.
Denneville II, 187ff.
Destillières I, 392.
Dietrichstein, Moritz, Fürst II, 256.
Docteur, Major II, 20f.
Dolgoruka, Fürstin II, 243.
Dolgoruki, Jurje, Fürst, russ. Gen. I, 355. II, 242, 365.
Dorothea Fried. Wilhelmine, Königin v. Schweden I, 308f., 313f.
Dubarry, Mad. I, 216.
Dubois, J. B., Dichter I, 85ff.
Dudeffant, Mad. I, 216.
Dürberg I, 263f.
Dürer, Albrecht, Maler II, 343f.
Duhesme, General I, 324.
Dukas, Konstantin II, 395, 397.
Dumouriez, General I, 9.
Duport, Kunstreiter I, 24.
Duport, Louis Ant., Tänzer I, 386.
Dupré, Architekt I, 311.
Duroc, Mich., Marschall I, 79f., 256.
Dyk, van, Maler I, 361.

Eduard, Prinz v. Schottland II, 359.
Eichler, Dr., Schriftsteller I, 11.
Elisabeth I., Kaiserin v. Rußland I, 339. II, 70f., 75, 245.
*Elisabeth Alexiowna, Kaiserin von Rußland I, 18, 23f., 69, 163, 165, 169, 186, 232f., 278, 285, 313. II, 19, 70, 150, 160, 162, 176, 239f., 280, 300, 320, 338.
Elisabeth, Königin von England I, 345. II, 205, 206.
Elliot, Lord I, 104.

Enghien, Herzog von II, 89, 90.
Epstein, s. Ankersberg.
Ernst I., Herzog von Sachsen-Koburg I, 20, 384f. II, 163.
Eskeles, Bernh., Bankier I, 349.
Eskeles, Mad. II, 110.
*Esterházy, Marie, Fürstin I, 158, 172, 229, 230ff., 245, 274, 345. II, 163, 333ff.
Esterházy, Nikolaus III, Fürst I, 158, 230f., 261, 274. II, 133.
Esterházy, Paul III., Fürst I, 71, 76, 229f., 231, 261.
*Esterházy, Therese, geb. Thurn u. Taxis, Fürstin I, 71, 202, 227, 275, 277, 383. II, 338f.
Esterházy, Vincenz, Graf I, 279.
Estrella II, 17.
Etienne, Dichter I, 383. II, 165.
Eugen, Prinz v. Savoyen II, 333, 344.

Falck, A. R., Baron, Diplom. I, 348.
Fauche-Borel, Diplom. II, 414f.
Ferdinand I. König v. Neapel I, 248f., 290f., 293, 294. II, 28, 253.
Ferdinand, Erzherzog (später Kaiser) I, 278.
Ferdinand, Prinz v. Preußen II, 322.
Fersen, Joh. Axel, Graf I, 309ff., 318. II, 136, 139.
Filangieri, neapolit. General I, 293.
Fleury, Kardinal II, 358.
Fleury, Graf, Historik. I, 11.
Flies, s. Eskeles.
Foneron II, 109f., 113.
Foneron, Mad. II, 109f.
Fontenoy I, 376.
Fouché, Josef, Minister I, 86ff., 90f.
Franconi, Kunstreiter I, 133.
*Franz I., Kaiser v. Österreich I, 22f., 24, 38, 56, 59, 60, 61, 62, 63, 120, 124, 142, 143, 144, 182, 183, 187, 192, 232, 277, 285. II, 14, 68, 84f., 95, 100, 148, 150, 151, 160, 175, 176, 246, 289, 294, 296, 299f., 409, 412.
Franz I., Kaiser v. Deutschland I, 217.
Franz I., König v. Frankreich I, 279.
Friedrich der Große, König v. Preußen I, 63, 148, 167f., 216, 217, 218, 254, 330, 335, 340, 396. II, 164, 205, 251.
Friedrich III., Kaiser v. Deutschland II, 335.
*Friedrich VI., König von Dänemark I, 20, 22, 39f., 59, 63, 152ff., 247, 278, 285, 286. II, 96, 128ff., 135ff., 150, 151, 162, 251, 280, 292f.
Friedrich v. Hessen-Homburg II, 179.
Friedrich August I., König v. Sachsen I, 20f., 81, 106f., 341f. II, 28, 153.
*Friedrich Wilhelm III., König v. Preußen I, 19, 22f., 38, 59, 62, 67, 145, 161, 166, 172, 249, 254, 278, 285, 341. II, 25, 90, 125, 150, 153, 161, 176, 208, 237ff., 280, 385, 409.

*Friedrich I., Wilh. Karl, König von Württemberg I, 20, 22, 40, 59, 70, 131, 187, 278, 286, 358. II, 100ff.
Friederike Wilhelm. Karoline, Königin von Bayern I, 69, 187, 278, 313, 346f. II, 164, 205, 251.
Fries, Fanny, Gräfin I, 171, 349.
Fries, Moritz, Graf I, 171, 349.
Fries, Therese, Gräfin I, 171, 349.
*Fuchs, Eleonore (Laura), Gräfin I, 74ff., 82, 94, 158, 231, 256f., 264. II, 163, 170, 176f., 178, 182, 205, 346.
Fuchs, Ignaz, Graf I, 257.
Füger, Friedr. Heinr., Maler II, 345f.
Fürstenberg, Karoline, Fürstin I, 158f.

G...in (Galizin, Gagarin?), russ. Fürst I, 376ff.
Gagarin, Alexei D., russ. General I, 355. II, 243, 346.
Gagarin, Fürstin I, 356.
Galizin, d. ä., Fürst II, 167ff.
Galizin, Fürst I, 178, 355. II, 325.
Gallenberg, Adelaide, Gräfin, s. Plettenberg.
Gallenberg, d. ält., Gräfin I, 264.
Gentz, von, Friedr. I, 74, 75, 76, 159, 227, 258, 260f., 338. II, 295.
Geoffrin, Mad. I, 216.
Georg III., König v. England I, 20. II, 142.
Georg IV., König v. England I, 60. II, 120. 337.
Georg, Herzog v. Oldenburg I, 40, 353.
Georgaki, s. Ghiorgaki.
Geymüller, Johann, Baron I, 349. II, 255f.
Geymüller, Rosalie, Baronin I, 350f.
Ghiorgaki, griech. Offiz. II, 395.
Girardin I, 171.
Girardon, Mal. II, 53.
Girodet, Mal. II, 53, 112.
Glocester, Herzog v. I, 159.
Goethe I, 6.
Golowkin, Graf II, 8f., 12, 13f.
Grammont, Ant. L. M., Herzog v. I, 108. II, 118f.
Grandier, Urbain II, 349.
Grant, Mad., s. Talleyrand, Mad.
Griffiths, Julius, Schriftsteller I, 26f., 292, 338, 349, 356. II, 14f., 26, 85, 113ff., 147, 300, 304ff., 320, 328, 346.
Guerin I, 233.
Guibert I, 300.
Guicciardi, Gräfin I, 267.
Günther, Kabinettssekretär II, 110.
Gustav III., König v. Schweden I, 308, 309f., 318. II, 194.
Gustav Adolf IV., König v. Schweden I, 287, 308ff., 314ff. II, 28, 88, 89ff., 289f.

Haager von Altensteig, Frz., Polizeipräsid. II, 295.
Hadik, Karoline, Gräfin I, 194.
Hadik, Konstanze, Gräfin I, 193ff.
Hadik, Theodor, Graf I, 193ff.

Hard, s. Heart.
Hardenberg, Karl Aug., Fürst, Staatsmann I, 19f., 66, 105, 168, 275, 287, 341. II, 243, 294, 321.
Hastings, Herzog II, 117ff.
Haydn, Jos., Musik. I, 51, 158, 232, 234. II, 95, 152.
Heart, Isaak, Sir I, 60.
Hédouville I, 48.
Heinrich IV., König v. Frankreich II, 73, 322, 409f.
Heinrich XIV., Fürst Reuß I, 167.
Heinrich XV., Fürst v. Reuß-Plauen I, 167f.
Heinrich XIX., Fürst von Reuß-Greiz I, 167, 259f., 399f.
Henikstein, Bankier II, 110.
Hessen-Homburg, s. Philipp.
Hessen-Philippsthal, Ernst K., Landgraf I, 70.
Hessen-Philippsthal, Karoline, Landgräfin I, 70, 234. II, 132.
Hessen-Philippsthal, d. j., Fürstin II, 132.
Hiller, Johann, Freih. v., General I, 61, 62.
Hofer, Andr. I, 133.
Hofer, d. j. I, 133.
Hogarth, Mal. II, 53.
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst s. Fries, Therese, Gräfin.
Hohenwarth, Sigism. Ant., Erzbischof I, 54. II, 151.
Hohenzollern-Hechingen, Pauline, Fürstin I, 76, 258.
Hood, Lord II, 87.
Hope, Bankier II, 107.
Hortense, Königin v. Holland I, 11, 234ff. II, 170ff., 199, 320, 407.
Houbault, Frl. I, 234.
Humboldt, von, Alex., Diplom., Gelehrt. I, 19, 159, 287. II, 96, 293f., 321, 322f.

Jablonowska, Therese, Fürstin I, 227, 233f., 246.
Jann, Franz X., Wirt I, 46. II, 93, 95.
Jérôme, König v. Westfalen I, 77. II, 101f.
Ignatius, Archimandrit II, 377.
Johann, Erzherzog I, 278.
Johnson I, 29.
Josef II., Kaiser von Deutschland I, 63, 126, 131, 132, 176, 212, 216, 217, 296, 333. II, 23, 93, 324f., 344.
Josef, Pater II, 350.
Josef Anton Joh., Erzherzog, Palatin II, 162.
Josefine, Kaiserin v. Frankreich I, 207, 237, 251, 298. II, 172, 173, 258ff., 320, 346.
*Isabey, J. B., Maler I, 122, 126f., 128, 202, 203ff., 226. II, 45, 47, 53f., 149, 247, 320ff.
Juan d'Austria I, 215.
Iwan II, 216ff.

K., russisch. Graf II, 309ff.
K., böhm. Fürst II, 65.
K., Therese, Fürstin II, 63ff.
K—a, russ. General II, 35ff.
Kaminari-Sawa II, 395, 397.
Kaminski, Graf II, 214.
Kara Mustafa I, 213. II, 164.
Karl V., Kaiser v. Deutschland I, 184.

Karl VI., Kaiser v. Deutschland I, 272. II, 333.
Karl II., König von England II, 120.
Karl XII., König von Schweden I, 314.
Karl XIII., König v. Schweden I, 316.
Karl XIV., König v. Schweden, s. Bernadotte.
Karl Ludwig Friedr., Großherzog v. Baden I, 346. II, 251.
Karl Friedrich, Großherzog v. Sachsen-Weimar I, 70. II, 251.
Karl, Erzherzog, österr. Feldherr I, 112, 127, 144, 278, 334f. II, 163.
Karl Theod. Max Aug. v. Bayern I, 40f., 278. II, 80ff, 126, 133f.
Karl Alexand. v. Lothringen, Feldmarschall I, 335.
Karoline, Kaiserin v. Österreich I, 40, 354.
Karoline, Königin v. England I, 77.
Karoline Mathilde, Königin v. Dänemark I, 20.
Karoline, Königin v. Neapel I, 58, 291. II, 253.
Karoline, Kurtisane I, 151ff.
Katharina I., Kaiserin von Rußland II, 71, 75, 245, 266.
Katharina II., Kaiserin von Rußland I, 17, 34, 114f., 121, 149, 169, 171, 173, 216, 217, 218, 254f., 284, 301, 369, 370. II, 9, 25, 72, 75, 107f., 128, 162, 240, 245, 269, 276, 301ff., 369, 386.
Katharina, Königin v. Westfalen II, 101f.
*Katharina Pawlowna, Königin von Württemberg I, 40, 69f., 144, 151, 254, 278, 285, 333, 352ff., 359f., 363. II, 70, 101, 162f., 176, 240.
Kinsky, Marianne, Fürstin I, 76, 258.
Kisselew, Paul, russ. General II, 242.
Kisselew, Gräfin II, 242.
Koburg, Maria Ant. Gabr., Fürstin, s. Kohary.
Kohary, Maria Ant. Gabr., Gräfin I, 71, 343.
Komar, Graf I, 301. II, 211.
*Konstantin Pawlowitsch, Großfürst v. Rußland I, 18, 53, 55, 166, 172, 178, 340f. II, 35ff., 40, 77, 154, 155f., 290, 366f.
Koreff, Joh. Ferd., Arzt u. Schriftst. I, 20, 77, 337. II. 294f.
Korsakoff, Mich., russ. General II, 342.
Koscziusko I, 303ff.
Koslowski, Peter Bor., Fürst I, 19, 149f., 161, 166, 168ff., 173, 337, 339, 358, 363. II, 40, 51, 74ff., 132, 165, 177, 288ff., 300ff., 373, 403ff. 409f.
Kotzebue, Aug. Fr. F. II, 389.
Krasinski, Vincenz, Graf, russ. General I, 301. II, 208.
Kraskowitz, Aeronaut I, 133.
Krüdener, von, Julie II, 376, 378, 407.
Krüdner, Zeichner II, 280.
Kurakin, Alex., Fürst II, 76.
Kutusow, Mich., Feldmarschall II, 342.

Kutusow, russ. General I, 355f.

L....off, Fürst II, 234.
L....off, Fürstin, s. Bro...ki Wanda.
Labrador, Pedro G., Marquis, Diplom. I, 66, 248, 275.
Lafare, Marquis II, 356.
Lafont, Musik. I, 388.
La Garde, Scip. Ch. A., siehe Chambonas, Graf.
Laharpe, Schriftsteller I, 216, 268.
Laharpe, Friedr., russ. General II, 290f.
Lally-Tollendal, Thom. Ant., Graf II, 334ff.
Lamballe, Prinzessin I, 216.
Lambesc-Lothringen, Karl Eug., Fürst II, 25.
Lannes, General I, 393, 395.
Lanskoronska, Ludowika, Gräfin II, 211.
Lascy, General I, 217.
La-Tour-du-Pin, französ. Diplom. I, 21, 249. II, 151.
Laubardemont II, 352.
Laudon, General I, 217.
Lauzun II, 130. II, 131.
Lavalette, Graf II, 199.
La Vallière, Gräfin I, 171, 173, 233. II, 57, 242.
Lazanski, Marie, Gräfin II, 162.
Lebrun, Mal. I, 383.
Lefèvre, II, 340f.
Leopold I., König v. Belgien I, 228, 229, 237, 279.
Leopold von Neapel I, 248. II, 151, 163.
L'Estocq, J. H., russ. Staatsmann II, 75.
Lesueur, Maler II, 20, 53.
Lévis, Herzog v. II, 197.
Liechtenstein, Johann, Fürst I, 260.
Liechtenstein, Jos. Sophie, Fürstin I, 71, 158, 274, 307f., 345, 386. II, 163.
Liechtenstein, Karl, Fürst I, 71, 279.
Liechtenstein, Moritz Jos., Fürst I, 282f., 307. II, 256.
Ligne, Eugen, Fürst v. I, 32.
Ligne, Helene, geb. Massalska, Fürstin I, 217.
Ligne, Johann, Fürst v. II, 23.
*Ligne, Karl Jos., Fürst v. I, 21, 29ff., 42, 45, 60, 67, 68, 109f., 112ff., 162, 174ff., 182, 198ff., 228, 229, 235ff., 241ff., 253ff., 271f., 274f., 278, 283f., 303, 329ff., 358ff., 364ff., 383ff. II, 5ff., 41, 74, 99, 106, 107ff., 130, 131, 147, 192, 211, 240, 271, 279f., 289.
Ligne, Karl d. j., Fürst v., I, 217.
Ligne, Maria Franz., Fürstin II, 18.
Livry, Marquis II, 257.
Lobkowitz, Fürst II, 80.
Loewendahl, Graf II, 137, 138.
Loewenhjelm, Karl Gust., Graf I, 275, 287.
Lombard, Fanny, Schauspielerin I, 170f., 172. II, 50.
Lombard, Frl. (deren Schwester) I, 170.
Lopuchin, Anna I, 180.
Lorrain, Claude, Mal. II, 344.
Louis Philipp, Herzog v. Orleans II, 17.
Louis Philipp, König v. Frankr. II, 78f.

Louise, Königin v. Preußen I, 20, 70, 71, 158, 166. II, 338, 381f.
Lubomirska, Elisab., geb. Czartoryska, Fürstin II, 211, 232, 287f.
Lubomirska, Franziska, Fürstin I, 241f.
Lubomirska d. ä., Fürst I, 214.
Lubomirski, Friedr., Fürst I, 301, 304, 305. II, 288.
Lucchesini, Franz, Marquis, Diplom. I, 148f., 248. II, 57ff., 340, 344.
Lucchesini, Hieron., Marquis Diplom. I, 148. II, 344.
Ludovisi, Nicolò I, 333.
Ludwig XIII., König v. Frankreich I, 276. II, 347.
Ludwig XIV., König v. Frankreich I, 80, 86, 97, 154, 160, 171, 172f., 233, 239, 308, 309. II, 130, 182, 242, 244, 402.
Ludwig XV., König v. Frankreich I, 399.
Ludwig XVI., König v. Frankreich I, 103. II, 148ff., 191, 250.
Ludwig XVIII., König v. Frankreich I, 100, 106. II, 154.
Ludwig I., König von Bayern I, 40, 278. II, 115, 126, 133, 134, 163.
Ludwig, Großherzog v. Hessen-Darmstadt I, 20.
Ludwig Wilh. August, Großherzog von Baden II, 115, 162.
Ludwig Ferdinand, Prinz v. Preußen I, 159, 259.
Luxburg, Ritter II, 382f.
Luynes, Herzogin von II, 286.
M., Bankier I, 155, 156.
Männer, Aeronaut I, 133.
Maintenon, Frau von I, 34, 160.
Malfatti, von, Johann, Arzt I, 261. II, 8ff., 16ff
Mancini, Maria I, 154.
Manos, Georg II, 397.
Manug, Prinz I, 274.
*Maria Ludovika, Kaiserin von Österreich I, 24, 61, 69, 70, 144, 185, 186, 190f., 192, 226, 232, 239, 247, 254, 278, 285. II, 150f., 164, 176, 205, 240, 405.
Maria Louise, Kaiserin von Frankreich I, 99, 119, 122, 124, 128, 227, 254, 278, 353, 363, 393. II, 84f., 174f., 250.
Maria Karolina, Königin v. Neapel, s. Karoline.
Maria Theresia, Kaiserin von Deutschland I, 118, 119, 122, 126, 183, 186, 217, 367. II, 93, 324.
Maria Antoinette, Königin von Frankreich I, 203, 216, 218, 255. II, 7, 152, 166.
Maria, Kaiserin von Rußland I, 353, 381.
*Maria Pawlowna, Großherzogin von Sachsen-Weimar I, 70, 144, 278, 286. II, 162, 240.
Maria Louise von Spanien I, 319.
Maria, Herzogin v. Württemberg, geb. Czartoryska II, 210.
Maria, Prinzessin von Württemberg, vermählte Gräfin Neipperg I, 363.
Marialva, Marquis I, 248.
Mariássy, Baronin I, 235, 246, 275, 383.

Marillac, Louis de, Marschall II, 352.
Maurepas, J. Fr., Staatsmann I, 370f.
Maurojeni, Joh., Diplom. I, 274.
Mauromichaelis II, 377, 390
Maximilian I., Kaiser von Deutschland I, 57, 184.
*Maximilian Josef I, König von Bayern I, 20, 22, 38f., 59, 63, 115, 161, 172, 235, 252, 286. II, 95ff., 126f., 150, 151, 164, 176, 264f., 279, 280, 345f.
Maximilian von Este I, 278.
Mazarin II, 282.
Mazeppa I, 71.
Medici, de, Luigi, ital. Staatsmann I, 291.
Méjan, Etienne, Graf II, 55f.
Ménage, Philolog I, 330.
Menzel, Wolfgang, Schriftsteller II, 328.
Menzikoff II, 75.
Merkel, Baron, s. Metzel.
Metastasio, Pietro, Dichter I, 210.
Metternich, Eleonore, Fürstin I, 225, 274. II, 249, 406.
*Metternich, Klemens, Fürst, Staatsmann I, 65, 66, 76, 159, 227, 287, 302, 343, 374. II, 39, 74, 80, 153, 157, 246ff., 287, 289, 295, 320, 321, 377, 404, 406, 408, 409, 413.
Metternich, Marie, Fürstin I, 246, 275, 383.
Metzel I, 301.
Millière, Tänzer II, 257.
Mirabeau I, 254.
Mniszeck-Lubomirska, Helene, Gräfin II, 163.
Molière II, 54.
Monaldeschi I, 191.
Moncrif, Dichter I, 388.
Montesquieu, Schriftsteller I, 112.
Montesquiou, Gräfin I, 121f. 124, 125.
Montrond, Graf I, 392.
Moreau, von, Karl, Architekt I, 226. II, 45, 47ff., 123.
Moritz von Sachsen, Marschall II, 359.
Mortier, franz. Marschall II, 342.
Münnich, Burk. Christ., Graf I, 284. II, 75.
Murat, Joachim, König v. Neapel I, 42, 248, 289ff., 298, 348. II, 253, 405.

Napoleon I., Kaiser von Frankreich I, 15f., 20, 21, 24, 33, 47, 48, 49, 79f., 85, 90, 99, 102f., 106, 108, 119, 120f., 122, 124ff., 128, 129f., 131, 134, 148, 180, 200, 203, 204, 206ff., 221, 230, 252, 254, 261, 289, 293f., 333f., 339, 352ff., 363, 393. II, 28, 77f., 85, 88, 89, 90, 94, 101, 151f., 154, 157, 175, 183, 207, 250, 258ff., 280, 297, 320, 342, 365, 370, 373, 374f., 403ff.
Nariskin (Narischkin), Alexander II., Graf I, 161ff., 178, 338, 355, 375, 389, 390.
Nariskin, Dmitri Lwowitsch I, 164f.
Nariskin, Leon, Graf I, 178.
Nariskin, Maria Anton., Gräf. I, 44, 164, 172, 178. II, 242, 276, 338.
Nariskin, Natalie, Gräfin I, 161. II, 244, 327.

Nariskin, Sophie, Gräfin I, 164, 165. II, 338.
Nash II, 121.
Neil-Campbell, Sir I, 125.
Neipperg, d. ä., Graf I, 363.
Neipperg, Alfred, Graf I, 363.
Neipperg, Marie, Gräfin I, 363.
Nelson, Horace, Admiral II, 141, 142, 145f.
Nesselrode, Karl Rob., Graf, Staatsmann I, 18, 66, 161, 275, 287, 355. II, 210, 235, 240, 321, 326, 365, 377.
Neukomm, Musik. II, 152.
Ney, Marschall II, 342.
Nikolaus I., Kaiser v. Rußland II, 398.
Noailles, de, Alexander, Diplom. I, 21, 249.
Nostitz, von, Karl, russ. General I, 76, 259. II, 133.
Nowosiltzoff, russ. Minister I, 198ff., 303.

O'Bearn II, 117ff.
Ojarowski, s. Oscherowski.
Omer I 238, 239.
Ompteda, Friedr., Baron, Diplom. I, 77, 166f., 256ff. II, 178f., 252ff., 260f.
Orloff, Alexis, Graf I, 384. II, 369.
Orloff, Alexis, d. j., Graf I, 356f.
Orloff, Gregor, Graf I, 284.
Oscherowski, Adam, Graf I, 44, 164, 226. II, 242.
Oserow, W. A., Dichter I, 151.
Ostrowski II, 209.
Ouvrard, Bankier I, 392ff., 395. II, 259.
Ouvrard, Frl. I, 108.
Ovid II, 277.
Oxford, Herzog v. I, 345.

Paar, Maria Aloisia, Fürstin I, 152, 247. II, 82f.
Pahlen, Peter Ludw., Graf I, 76.
Palffy, Euphemia, Gräfin I, 34. II, 13.
Palffy, Ferdinand, Graf I, 261. II, 29.
Palffy, Franz, Graf I, 193ff., 261. II, 133.
Palmella, Herzog von, Staatsmann I, 67, 275, 287.
Panam, Alex. Pauline I, 384f.
Pankratieff, russ. General II, 243.
Paoli, Pascal, General I, 104.
Parker, Admiral II, 141.
Parr, Graf I, 309f.
Paul I., Kaiser von Rußland I, 162, 180, 339. II, 76, 194, 291.
Pe—ka, Elisabeth II, 217ff.
*Pereira-Arnstein, Henriette, Baronin I, 350, II, 256.
Perigord, Edmund, Fürst I, 249.
*Perigord, Dorothea, Herzogin v. I, 75, 81, 94, 98f., 105, 110, 157, 226, 258, 275, 286. II, 284, 285, 406.
Peter der Große I, 138, 161, 348. II, 71, 75, 237, 244f., 301, 311, 327, 343.
Peter III., Kaiser v. Rußland II, 75.
Peterson, russ. Kämmerer I, 227, 279.
Petronius II, 16.
Philipp, Landgraf von Hessen-Homburg I, 21f., 74, 76,

77f., 145, 258f., 274, 307. II, 24, 80, 125, 176f., 179f., 249f.
Piccini, Musik. I, 318.
Pignatelli, Franz, s. Acerenza.
Pignatelli, Fürst, Diplom. I, 291.
Pilatre de Rosier, Aeronaut I, 134.
Pinto, Graf I, 148.
Piper, Graf I, 317f.
Pius V., I, 215.
Pius VI., I, 398.
Pius VII., I, 398.
Platoff, russ. General I, 305.
Plettenberg, Adelaide, Gräfin, s. Plettenberg, Maria Jos.
Plettenberg, Maria Josefa, Gräfin I, 74, 75, 262, 264ff.
Plettenberg, Max Friedr., Graf I, 262ff.
Polignac, Herzog v. I, 91, 216, 392.
Pompadour, Mad. II, 282.
Poniatowski, Fürst I, 245. II, 229, 231.
Potemkin, Fürst, I, 118, 173. II, 243, 245, 271, 386.
Potier, Dichter I, 88.
*Potocka, Sophie, Gräfin I, 10, 44, 76, 82, 92, 108, 356. II, 7f., 128, 242, 265ff., 281, 288.
Potocki, Alfred, Graf II, 132.
Potocki, Arthur, Graf I, 201f., 228. II, 211ff., 234.
Potocki, Felix, Graf I, 44, 376. II, 265, 272ff.
Potocki, Johann, Graf I, 201.
Potocki, Schesnay, Graf I, 376.
Potocki, Stanislaus, Graf I, 226. II, 132.
Poussin, Maler II, 53.
*Pozzo di Borgo, Karl, Graf, Staatsmann I, 18, 100, 102ff., 161, 249, 275. II, 157f., 326, 405, 407f.
Pratassoff, Gräfin II, 107ff., 302f.

R., I, 391.
Racine, Dichter I, 86, 234. II, 54.
Radziwil, Anton, Fürst I, 227, 228, 279, 383. II, 211, 287.
Radziwil, Fried. Dor. Louise Ph., Fürstin II, 322.
Radziwil, Friedr. Wilh., Fürst I, 235.
Rafael, Maler I, 361. II, 344.
Ragoczy, Fürst II, 398.
Rahel, Mad. I, 6, 77. II, 149.
Raily II, 113ff., 304ff.
Rainer, Erzherzog I, 278.
Rath, Jos. Frz., Freih. v., General I, 303.
Razumowska, Elisab., Gräfin I, 333, 335, 338.
Razumowski, Alexis, Graf II, 70f.
*Razumowski, Andr., Graf, Diplom. I, 100, 161, 338ff., 352, 356ff., 370. II, 51, 68ff., 154, 378.
Razumowski, Kyrill, Graf I, 339f. II, 70ff.
Récamier, Mad. I, 9, 231, 252, 393. II, 181f., 190f., 192ff., 257f., 260.
Récamier, Bankier II, 190.
Rechberg, Alois, Graf I, 248.
Rechberg, Karl, Graf I, 248, II, 96f., 126f., 132, 134f. 264f., 279, 345f.
Reichstadt, Herzog von I, 46, 113, 120, 121, 122ff., 208, 278. II, 174, 250.

Reuß, Fürsten, s. Heinrich XIV., XV. u. XIX.
Rey, Advokat I, 83.
Rhigas, griech. Dichter II, 374.
Richelieu, Armand E., Herzog v. I, 44, 100ff., 107f. II, 25, 239, 326.
Richelieu, Louis Franç. Arm., Herzog v. I, 323.
Richelieu, Kardinal II, 347, 348, 349ff
Rios, de los, Diplom. I, 248, 337.
Robert, Diener II, 194.
Robespierre II, 260.
Rocca Romana, Herzog I, 292, 297.
Rochechouart, Louis Vikt. L., Graf, General I, 108.
Rogerson, Arzt, II, 107.
Rohan, Jul. Arm. L., Herzog v. II, 285.
Romanzoff, Nikolai Petrow., Graf II, 76, 378.
Rosen, Graf I, 311ff.
Rosenberg, Frz. Seraph., Fürst II, 80, 114, 304.
Rossi, P., Graf, Staatsmann I, 249.
Rotschild, Salom. I, 158.
Rouen, Achill., Diplom. I, 42, 93, 94, 95, 337, 390ff., 397. II, 54f., 282, 390.
Rousseau, J. J. I, 36, 112, 123, 218.
Rubens, Mal. I, 361.
Rudolf v. Habsburg I, 184, 215.
Ruffo, Alvaro, Diplom. I, 67, 275, 287, 290.
*Rzewuska, Rosalie, Fürstin I, 240, 241ff., 275, 301, 303, 305. II, 163, 398.
Rzewuski, Wenzel, Fürst I, 240, 245.

S...., russ. Prinzessin II, 242.
Sagan, Wilhelmine, Herzogin v. I, 75f., 159, 202, 258, 356. II, 285, 295.
Saint-George, Cheval. II, 166.
Saint-Germain, Abenteurer II, 113.
Saint-Marsan, Graf, Diplom. I, 85ff., 249.
Saint-Simon, Herzog I, 347.
Saldanha de Garra, Ant., Diplom. II, 262.
Salieri, Ant., Musik. I, 110. II, 152.
Salm-Kyburg, Otto Friedr., Fürst I, 121.
Salvo, Marquis, Diplom. I, 227, 290.
Sand, Karl Ludw. II, 389.
Santini, Dr. II, 58, 61, 62, 67.
Sapieha, Paul, Fürst I, 301, 306. II, 211.
Sapieha, Fürstin I, 71, 297, 301, 305. II, 211.
Sawadowski s. Zawadowski.
Saxe, Josef, Chevalier de I, 175f.
Schall, Klem. Aug., Freih., Diplom. I, 345ff.
Scherebatoff, Fürst I, 174ff.
Scheremetjeff, Graf II, 312, 325.
Schiller, Friedr., Dichter I, 228.
Schinina, Mario, Diplom. I, 292.
Scholz, Wenzel, Schausp. I, 151. II, 40.
Schönborn, Anna Maria, Gräfin I, 246f.

Schönborn, Erwein Frz. Dom., Graf I, 235.
Schönborn, Friedr. Karl Jos. Graf I, 247.
Schönburg-Waldenburg, Marie Paul. Ther., Fürstin I, 246.
Schönfeld, Joh. Heinr. Ludw. Graf I, 234, 279, 383.
Schwarzenberg, Jos. Joh. N., Fürst I, 47.
Schwarzenberg, Karl Phil., Fürst I, 46, 62. II, 80, 177, 250, 255, 295.
Schwarzenberg, Pauline, Fürstin II, 255.
Schwarzenberg (and.), Fürstin I, 274.
Séguier II, 360.
Ségur, L. Ph., Graf I, 121, 255. II, 9.
Serent, Marquis I, 203.
Serra-Capriola, Herzog I, 290.
Serra-Capriola, d. j., Herzog I, 290.
Serrurier, franz. General I, 48.
Sevigné, Mad. I, 345.
Shakespeare I, 27. II, 54, 78, 93.
Siber, Franz, Freih. v. I, 153.
*Sidney-Smith, Admiral I, 71, 145, 287. II, 86ff., 115f., 290.
Sidney-Smith, Lady I, 71.
Sidney-Smith, Mistr. I, 71f., 239.
Sigismund v. Polen I, 199.
Sinclair, Georg I, 79f.
Sinclair, John, Nationalökonom I, 79.
Siniavin, Admiral II, 158.
Sinzendorf, Prosper, Fürst II, 80.
Sobiesky, Jos., König v. Polen I, 199, 213ff. II, 164.
Sparre, s. Parr, Graf.
Spiegel, Flora, Baronin I, 34, 175.
Staël, de, Mad. I, 128ff., 145, 176f., 220ff., II, 23, 328.
Stair, Lord II, 336.
Stakelberg, Gustav, Graf, Staatsmann I, 18. II, 240f., 246, 321.
Stakelberg, Karoline, Gräfin II, 240.
Staps I, 120.
Starhemberg, Ant. Gund., Fürst II, 51, 80, 205.
Starhemberg, Fürstin I, 274.
Stein, Karl, Freiherr von, Diplom. I, 19, 66, 168f.
*Stewart (Stuart), Karl Wilh., Lord I, 21, 143f., 249, 342f. II, 43ff., 47ff., 84, 205f., 404.
Stolberg-Stolberg, Ernst, Graf I, 264.
Strauß, Ant., Buchdrucker II, 280, 295.
Struensee I, 20.
Stuart s. Stewart.
Sully, Staatsmann II, 73, 409.
Sutzos, Mich. II, 393.
Suwarow, Arkadij, Graf I, 162.
Suwarow, Helene, Gräfin I, 162, 173f., 177, 178ff., 247, 356. II, 324, 326ff., 333, 385.
Suwarow, Pet. Alex., Feldmarschall I, 162.
Suwarow, russ. General I, 356, 373ff., 380.
Swerkof, Feodor, Kaufmann II, 306ff.
Széchényi, Ludwig, Graf I, 279.

*Talleyrand, Charl. Maurice, Fürst, Staatsmann I, 21, 33, 66, 76, 93ff., 106f., 108ff., 162, 204, 248f., 275, 292, 293, 302, 341, 348, 390ff. II, 28, 79, 148, 152, 153ff., 177, 243, 246, 282ff., 321, 377, 406f., 409, 411ff.
Talleyrand, Mad. I, 393, 395f.
Talleyrand-Perigord, Edm. Herzog I, 75.
Talleyrand-Perigord, Herzogin, s. Perigord.
Tallien, Therese II, 258ff.
Tallien, Jean Lamb. II, 259.
Talma, Schauspieler I, 170.
Ten.... ski, Julie II, 46, 47, 49.
Terburg, Maler I, 204.
Tettenborn, Friedr. K., General I, 19, 45ff., 84, 145, 191, 337, 398. II, 24, 125, 127, 324.
Theodor, König v. Korsika II, 95, 97, 263.
Thierry, Baron, Diplom. I, 240. II, 260ff.
Thürheim, Louise, Gräfin I, 246, 274.
Thurn und Taxis, Alexand., Fürst I, 70.
Thurn und Taxis, Therese, Math. Amal., Fürstin I, 70, 157, 165f., 240, 300. II, 205, 338, 381f.
Tiskewitzsch, Mad. II, 286.
Tököly, Graf II, 398.
Tolstoi, Graf, russ. Obermarschall I, 169f.
Tolstoi, Graf, Adjutant, I, 303. II, 244.
Tolstoi, Gräfin, geb. Baratinska I, 169.
Torlonia, Giov. R., Bankier I, 397f.
Torstenson, Graf I, 314, 317.
Trauttmannsdorff-Weinsberg, Ferd., Fürst I, 202, 225, 271, 346. II, 160.
Trauttmannsdorff-Weinsberg, Josef, Fürst I, 233, 279 281, 286.
Trembecki, Dichter I, 10, 44. II, 7, 265, 278, 279, 281.
Tressan, Graf I, 330.
Trubetzkoi, Wassili, Fürst, russ. General I, 356. II, 243.
Turach, Albert, dänisch. Offizier II, 144f.
Turenne I, 208.

Ugarte, Mar. Josefa (?), Gräfin I, 246.
Uwarow, Theod., Graf, russ. General I, 180f., 336. II, 235, 241f., 341, 414.

Vandenberg II, 191.
Varnhagen von Ense, K. Aug., I, 76f.
Vatel, Koch I, 345.
Vauban I, 300.
Vaudémont, Fürstin II, 286.
Vaudreuil, Graf I, 216.
Vestris, Tänzer II, 257.
Viczay, Mich., Graf II, 111.
Voltaire I, 149, 216, 218, 255, 360. II, 94, 95, 362.

W.... Eduard, Sir II, 166.
Waldstein, Jos. Em., Graf I, 223.
Waldstein, Gräfin I, 274.
Waldstein (and.), Graf I, 226, 383.
Wales, Prinzessin II, 336.
Wallmoden-Gimborn, Ludwig, Graf I, 76, 258, 274. II, 25.

Walluzew, Gräfin II, 163.
Wargemont, Freiherr v. I, 279.
Wellesley-Poole, William, Lord II, 297.
Wellington, Herzog v., Feldmarschall II, 295ff., 321f., 404, 409.
Werner, Zacharias, Dichter II, 329ff.
Wessenberg, Joh. Phil., Freih. I, 287.
Widin, Pascha von I, 145, 274.
Wielohórsky, Josef, Graf I, 178. II, 365.
Wielohorsky, Louise, Gräfin I, 178.
Wilhelm I., König v. Württemberg I, 40, 61, 144, 278, 352, 354ff. II, 101, 102, 163.
Wilhelm I., Kurfürst v. Hessen-Kassel I, 20.
Wilhelm, Prinz von Preußen I, 19, 286. II, 163.
Wilhelm, Frl. I, 239f.
Windischgrätz, Alfred, Fürst I, 75f. II, 35, 39, 154.
Windischgrätz, Mar. El. Phil., Fürstin I, 246.
Wintzingerode, Heinr. L. Friedr. K., Graf, Diplom. I, 66, 249, 345. II, 243.
Witt, de, Jean I, 82. II, 269.
Witt, Johanna, geb. Lubomirska, Gräfin I, 82.
Witt, d. ält., Graf I, 44, 82. II, 269ff.
*Witt, d. jüng., Graf, russ. General I, 19, 76, 81f., 85, 91, 92, 254, 255, 293ff., 296, 297ff., 338. II, 5ff., 25, 127f. 129ff., 135, 141, 147, 165, 167ff., 177, 235ff., 271.
Wladimiresko, Theod., Offiz. II, 394f.
Wohlleben, Edl. v., Bürgermeister von Wien I, 22.
*Wolkonska, Fürstin I, 172, 356.
Wolkonski, Peter, Fürst I, 161, 356, 360.
Woronzoff, Roman I, 284.
Worzel II, 272.
Woyna, Alfred (?), Graf I, 385ff.
Woyna, Eduard, Graf I, 385.
Woyna, Felix, Graf I, 81, 226, 234, 269, 279, 385.
Woyna, Moritz, Graf I, 385.
Woyna, Sophie, Gräfin I, 227, 246.
Wrbna, Eugen, Graf I, 238ff. II, 163, 296f.
Wrbna, Flora, Gräfin I, 226f.
Wrede, Karl Ph., Fürst, Staatsmann I, 66. II, 177.
Wurmbrand, Gund. Heinr., Graf I, 272.

York, Friedr., Herzog v. I, 60.
*Ypsilanti, Alexander, Fürst I, 19, 137, 146ff., 151, 173f., 177ff., 191, 211f., 219f., 275, 337, 382, 398. II, 25, 28, 128, 177, 324, 326, 363ff., 384ff.
Ypsilanti, Demetr., Fürst II, 396.
Ypsilanti, Konstantin, Fürst I, 146, 178. II, 367, 368.

Zaignelins, Geistl. II, 152.
Zamoyska, Sophie, geb. Czartoryska, Gräfin I, 72, 235, 389f. II, 42ff., 56, 67, 210.
Zamoyski, Stanislaus, Graf I, 72.

Zauner, von, Franz, Bildhauer I, 176.
Zawadowski, Peter, Graf I, 301, 369f., 372.
Zawadowski, d. j., Graf I, 301, 369ff. II, 123, 135.
Zeltner, Diplom. I, 304, 348.
Zibin, russ. General I, 42, 43ff., 145. II, 125, 130ff., 340, 344.
Zichy, Ferd., Graf I, 227, 228, 237.
Zichy, Franz, Graf II, 163.
*Zichy, Julie, Gräfin I, 158, 202, 225, 227, 233, 246. II, 79, 162, 176.
Zichy, Karl, Graf I, 158.
Zichy, Sophie, Gräfin I, 158, 227, 275, 383. II, 163.
Zriny, Graf II, 398.

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

Im ersten Band:

1. Der Wiener Kongreß von Isabey . . . . . Vor dem Titel
2. Graf August de la Garde . . . . . Vor S. 9
3. Empfang Alexanders I. u. Friedr. Wilhelms III. bei der Taborbrücke, nach einem Orig. von Höchle Vor S. 17
4. Feierlicher Einzug Alexanders I., Franz I. u. Friedr. Wilhelms III. in Wien . . . . . Vor S. 25
5. Alexander I., Kaiser v. Rußland. . . . . Vor S. 33
6. Friedr. Wilh. III., König v. Preußen . . . . . Vor S. 41
7. Große Parade am 18. Oktober 1814 . . . . . Vor S. 49
8. Franz I., Kaiser von Österreich . . . . . Vor S. 57
9. Die große Redoute am 2. Oktober 1814, nach einem Original von Höchle . . . . . Vor S. 65
10. Marie Therese Fürstin Esterházy (la beauté étonnante) . . . . . Vor S. 73
11. Graf Witt, russ. General . . . . . Vor S. 81
12. Graf Karl Pozzo di Borgo . . . . . Vor S. 105
13. Fürst Karl Jos. de Ligne . . . . . Vor S. 113
14. Friedrich I., König von Württemberg . . . . . Vor S. 129
15. Militärisches Fest im Prater am 18. Oktober 1814 Vor S. 137
16. Promenade im Prater um 1815 . . . . . Vor S. 145
17. Gräfin Elise Bernstorff . . . . . Vor S. 153
18. Fürstin Katharina Bagration . . . . . Vor S. 161
19. Therese, Fürstin von Thurn und Taxis . . . . Vor S. 169
20. Fürstin Wolkonska . . . . . Vor S. 177
21. Schloß Laxenburg . . . . . Vor S. 185
22. Maria Ludovika, Kaiserin von Österreich . . . Vor S. 193
23. De Lignes Landhaus auf dem Kahlenberg . . . Vor S. 209
24. Konstantin, Großfürst von Rußland . . . . . Vor S. 225
25. Elisabeth Alexiewna, Kaiserin von Rußland . . . Vor S. 233
26. Gräfin Rosalie Rzewuska . . . . . Vor S. 241
27. Emilie Bigottini, Tänzerin . . . . . Vor S. 257
28. Das große Karoussell . . . . . Vor S. 281
29. Maria Pawlowna, Großherzogin v. Weimar . . . Vor S. 289

30. Baronin Fanny Arnstein ... ... Vor S. 345
31. Katharina Pawlowna, Königin von Württemberg Vor S. 353
32. Fürst Charl. Maurice Talleyrand ... ... Vor S. 393

Im zweiten Band:

33. Karikatur auf den Wiener Kongreß, nach einem Originalaquarell der Stadt Wien. ... . Vor dem Titel
34. De Lignes Grab auf dem Kahlenberg, nach einem Originalaquarell der Stadt Wien ... ... Vor S. 25
35. Lord Karl Stewart (Stuart) . ... Vor S. 49
36. Palais Razumowski . ... Vor S. 65
37. Andreas Razumowski .... Vor S. 73
38. Julie Zichy (la beauté céleste) .. .. Vor S. 81
39. William Sidney-Smith .. .. Vor S. 89
40. Maximilian Josef, König von Bayern . ... Vor S. 97
41. Lord Castlereagh .. .. Vor S. 105
42. Apollosaal . ... Vor S. 129
43. Friedrich VI., König von Dänemark . ... Vor S. 145
44. Die große Schlittenfahrt am 22. Januar 1815, nach einem Original von Höchle ... ... Vor S. 161
45. Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien ... Vor S. 169
46. Gräfin Laura Fuchs ... ... Vor S. 177
47. Fürst Klemens Metternich. .... Vor S. 249
48. Baronin Henriette Pereira-Arnstein .. .. Vor S. 257
49. Sophie Potocka ... ... Vor S. 273
50. J. B. Isabey ... ... Vor S. 321
51. Marie Fürstin Esterházy ... ... Vor S. 327
52. Praterleben um 1815 ... ... Vor S. 361
53. Fürst Alexander Ypsilanti ... ... Vor S. 369
54. Graf Joh. Ant. Capo d'Istria ... ... Vor S. 377
55. Dorothea Herzogin von Talleyrand .. .. Vor S. 401
56. Napoleons Landung in der Reede von St. Juan Vor S. 409

INHALTSVERZEICHNIS

XX.

Krankheit des Prinzen von Ligne. — Der Graf Witt. — Der Gesandte Golowkin. — Der Doktor Malfatti. — Fortschritte der Krankheit. — Die letzten Einfälle des Sterbenden. — Allgemeiner Schmerz. — Charakterbild des Prinzen von Ligne. — Sein Leichenbegängnis ... ... Seite 5

XXI.

Große Bewegung in den Wiener Sälen. — Die Lotterie. — Der kleine Schuster und die goldene Uhr. — Die Durchlaucht und der Postillon. — Fest bei Herrn von Metternich. — Kleine Komödie: Die Fremden in Wien 27

XXII.

Folgen eines Maskenballs. — Wie Lord S*** (Stuart) überrascht wird. — Die drei Zigeunerinnen. — Ein geselliger Abend. — Die beiden Wahnsinnigen oder die Erschütterung der Liebe 42

XXIII.

Feuersbrunst im Razumowskischen Palaste. — Razumowskis großer Reichtum. — Steigen und Fallen in Rußland. — Fürst Koslowski. — Erinnerung an den Herzog von Orleans. — Ein Wort des Herrn von Talleyrand. — Fest bei der Gräfin Zichy. — Fürst ..... — Kaiser Alexander und die Wünsche für den Frieden. — Der Neujahrstag. — Großer Ball im Redoutensaal 68

XXIV.

Sidney Smiths Picknick im Augarten. — Sein abenteuerliches Leben; seine Mission und seine Zwecke im Kongreß. — Die Monarchen im Wirtshause. — Der König von Bayern ohne Geld. — Abreise und Zorn des Königs von Württemberg. — Die Königin von Westfalen. — Ankündigung einer Schlittenpartie. — Ein Ball bei Lord Castlereagh 86

XXV.

Einige Originale am Kongreß. — Herr Aidé. — Witzwort des Fürsten von Ligne. — Madame Pratazoff. — Herr Foneron. — Der alte Jude. — Sein Adel und seine Denkweise. — Herr Raily. — Seine Diners und seine Gäste. — Der Spieler und die beiden Herzoge. — Ende eines Spielers .. .. Seite 105

XXVI.

Ball im Apollosaal. — Die Monarchen inkognito. — Zibin und der König von Preußen. — Karl von Rechberg und der König von Bayern. — Die Menuett. — Der König von Dänemark. — Erzählung aus dem Bombardement von Kopenhagen. — Die Lektion im Deutschen 123

XXVII.

Feierliches Jahrbegängnis des Todes Ludwigs XVI. — Gesellschaft bei Herrn von Talleyrand. — Streitfrage in betreff Sachsens und Polens. — Aufruf des Großherzogs Konstantin. — Eine Abhandlung des Herrn Pozzo di Borgo 148

XXVIII.

Eine Schlittenpartie. — Schauspiel und Fest im Schlosse zu Schönbrunn. — Der Prinz Eugen. — Erinnerung an die Königin Hortensia. — Die Kaiserin Marie Louise im Helenental. — Eine zweite Schlittenpartie. — Zusammentreffen mit einem Leichenzuge 159

XXIX.

Soiree bei der Gräfin Fuchs. — Der Prinz von Hessen-Homburg. — Die Neuigkeitskrämer in Wien. — Das französische Dorf in Deutschland. — Der Prinz Eugen. — Erinnerung an das Konsulat. — Madame Récamier. — Rückkehr aus der Verbannung. — Eine Freundin aus der Kindheit oder der Zauber eines Namens. — Ball bei Lord Stewart 178

XXX.

Alexander wird als König von Polen anerkannt. — Der Prinz Czartoryski. — Vertrauen der Polen. — Der Graf Arthur Potocki. — Die polnischen Revolutionen. — Die Sklaverei. — Iwan oder der polnische Leibeigene 207

XXXI.

Der Kaiser Alexander, der König von Preußen und der Marine-Offizier. — Überraschung der Kaiserin von Rußland. —

Fernere Feste. — Ein Ball bei Herrn von Stakelberg. — Paul Kisselew. — Brozin. — Der Fürst von Metternich gibt ein Fest. — Feuersbrunst im Ballsaale. — Feste und Bankett am Hofe. — Ompteda. — Chronik des Kongresses. — Der verräterische Parfum. — Erinnerung an die Kaiserin Josephine und Madame Tallien. — Ein Roman am Hofe ... .. Seite 235

XXXII.

Ein Werk des Grafen von Rechberg über die Provinzen des russischen Reichs. — Der König von Bayern. — Ein polnisches Gedicht von Sophiowka. — Madame P . . . ka oder die schöne Fanariotin. — Ihre Jugend. — Einzelheiten aus ihrem Leben. — Ansichten von Sophiowkas Park. — Subskription der Souveräne 264

XXXIII.

Ein Déjeuner bei Herrn von Talleyrand zur Feier seines Geburtstages. — Herr von Talleyrand und das Manuskript. — Die Fürstin Lubomirska. — Der Karneval. — Ankunft neuer Fremden. — Fürst Koslowski. — Ein Chaos von Reklamationen. — Entschädigungen des Königs von Dänemark. — Gerüchte auf dem Kongresse. — Wellingtons Ankunft zu Wien 282

XXXIV.

Der Karneval. — Geburtstag des Kaisers von Österreich. — Ein Maskenball. — Das Diadem oder die bestrafte Eitelkeit. — Eine Million: das Spiel und die Sklaverei, eine moskowitische Anekdote 299

XXXV.

Isabeys Werkstatt. — Sein Gemälde der Bevollmächtigten am Wiener Kongresse. — Die kaiserliche Begräbnisstätte bei den Kapuzinern. — Erinnerung an die Grabmäler von Krakau. — Der Prediger Werner. — Die Kathedrale zu Sankt-Stephan. — Ein Kinderball bei der Fürstin Esterházy. — Die Kaiserin Elisabeth von Rußland 320

XXXVI.

Die Gemäldegalerie des Herzogs von Sachsen-Teschen. — Der Kaiser Alexander und der Prinz Eugen. — Die Gemälde des Belvedere's. — Der König von Bayern. — Erzählungen. — Ursprung Malmaisons. — Lally-Tollendal oder die Vorhersagungen des Henkers 340

XXXVII.

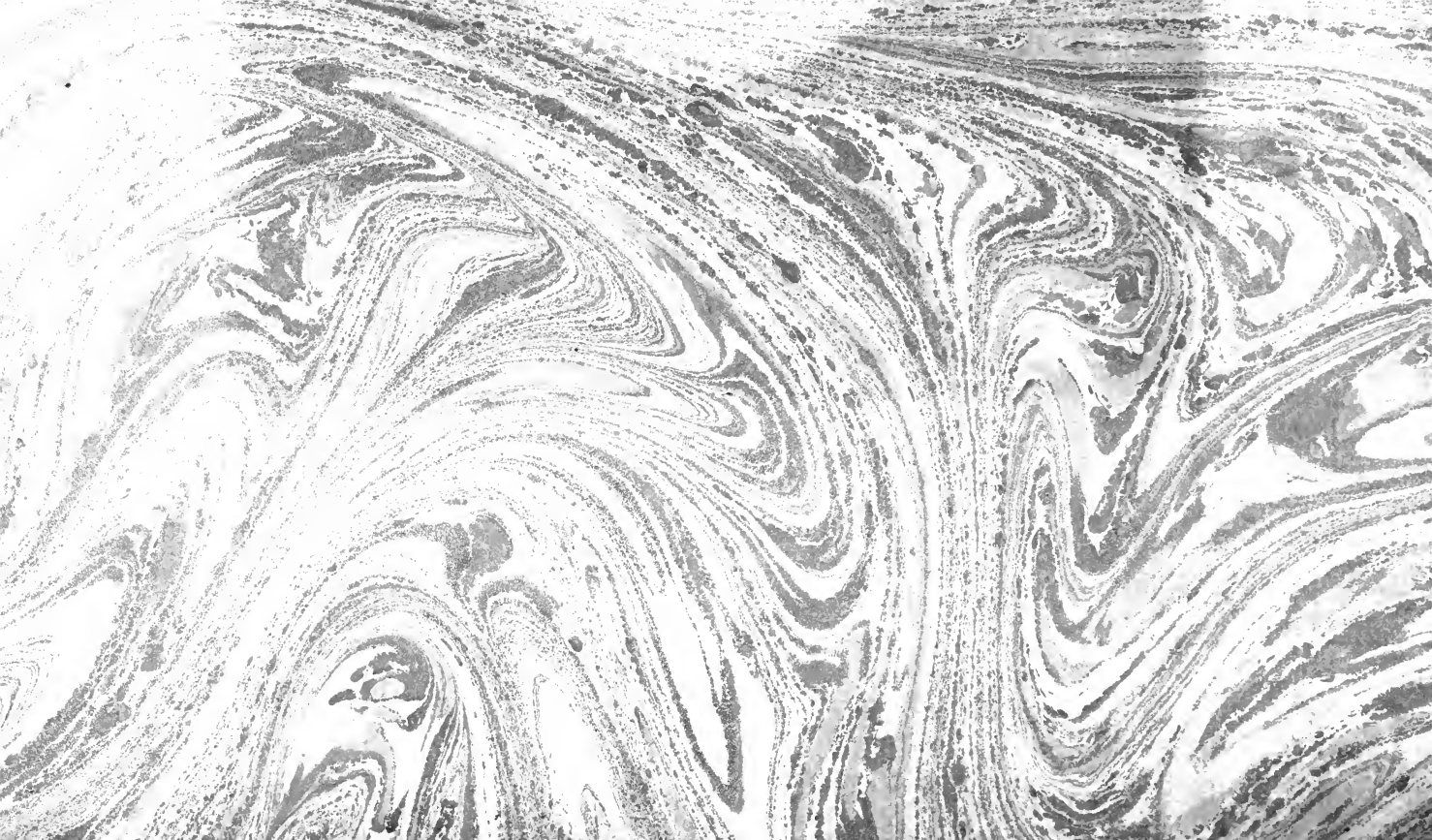
Ypsilanti. — Spaziergang im Prater. — Erste Nachricht von der Abfahrt Napoleons. — Pläne für die Befreiung Griechenlands. — Der Graf Capo d'Istria. — Die Hetairiten. — Zusammentreffen mit Ypsilanti im Jahre 1820. — Seine Versuche und deren Mißlingen. — Er wird von Rußland verleugnet. — Seine Gefangenschaft. — Sein Tod .. .. Seite 363

XXXVIII.

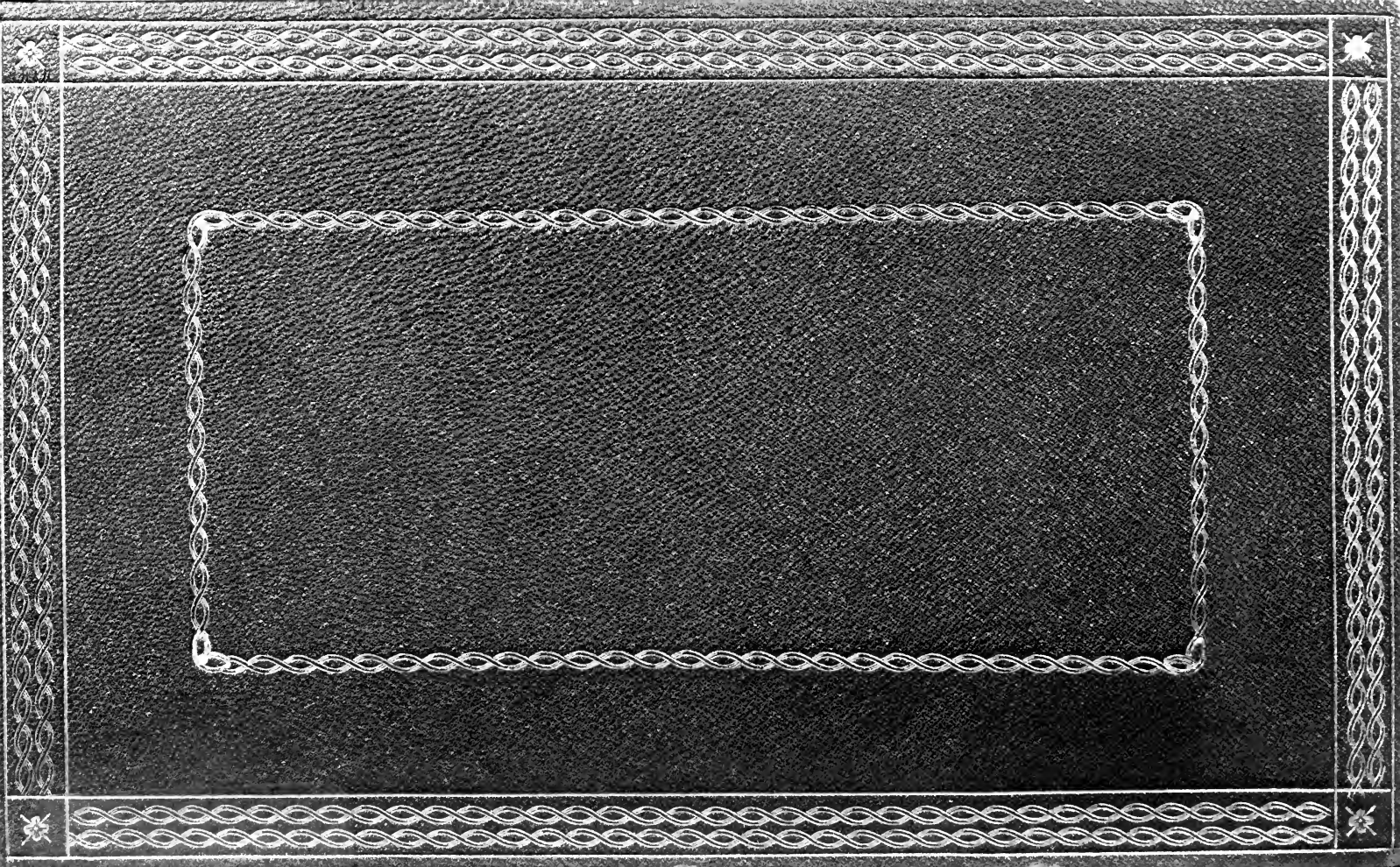
Napoleon hat die Insel Elba verlassen. — Anblick Wiens. — Schauspiel am Hofe. — Madame Edmund von Perigord und die Theaterprobe. — Napoleon ist zu Cannes gelandet. — Der unterbrochene Tanz. — Geschickte Haltung des Herrn von Talleyrand. — Die Erklärung vom 13. März. — Fauche-Borel. — Der Kongreß löst sich auf 401

Namensverzeichnis 417

Verzeichnis der Illustrationen 435



University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED